

hs.
Landes-
bibl.



Die
Blutende Gestalt
mit Dolch und Lampe

oder die
Beschwörung im Schlosse Stern
bey Prag.



Wien und Prag 1799.
bey Franz Haas.

Carl Bruck

Sächsische
Landesbibliothek

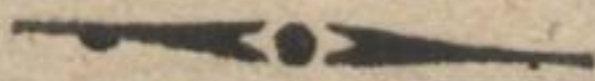
4. JAN. 1966

Dresden

G

Handwritten text, possibly a signature or name, written in cursive script.

Die
blutende Gestalt
mit
Dolch und Lampe.



Die
Herrn v. Gersdorff
am
Königlichen Hofe

— — — — —

Erstes Kapitel.

Es war ein trüber stürmischer December, als der junge Bernard von Sonden längs den Ufern der Elbe unentschlossen umher ritt, wo er diese Nacht sich vor der rauhen Witterung würde schützen können. Bernard von Sonden war ein junger stattlicher Mann, seine Familie alt, und ehemals reich und mächtig, aber wie es gewöhnlich der Fall ist, durch Unglücksfälle und Schwelgereyen der Majoratherrn so ziemlich herab gekommen, daß nunmehr ein altes halb baufälliges Schloß, mit uralten Familiengeräthen verziert, ihr Eigenthum war, und von dem ehemahligen Glanze der Besitzer zeigte. Junker Bernard war jetzt der letzte seiner Familie, er schien nicht dazu geschaffen, den vorigen Glanz zu erringen, sein Geist

war zwar gebildet, aber er sollte ein jugendliches Herz beherrschen, das stärker war als er, dem er willig nachgab wenn es ihm vorstellte, daß man nur einmahl lebe, und dieß Leben genießen müsse. Er lebte im Frohseyn, war ein Freund der Liebe, obschon nicht der Ehen, und hauste mit der rückgelassenen Ersparniß seines Vaters so unerbittlich, daß er eben im Begriffe war, sein Stammhaus an die Meißbiethenden zu veräußern, als die Nachricht kam, daß das schwedische Heer, welches damahls Teutschland und Böhmen so grausam verheerte, um Luthers Lehre zu vertheidigen, kaum mehr eine Stunde von Sonden entfernt seye, und alles mit Rauben und Brennen verheere. Bernard hatte zwar den Muth seiner Ahnen ererbt, aber sich mit wenigen Knechten und kaum drey guten eisernen Kanonen, die mehr zur Zierde als zum Schutze seiner Bergmauern dienten, gegen ein siegreiches Heer zu wehren, sah er leicht als unmöglich ein. Er entließ daher seine Dienerschaft, raffte an Kostbarkeiten zusammen, was noch vorfindig war, und entfloh, um nach Magdeburg zu kommen, wo er einen Jugendfreund hatte, bey dem er Schutz hoffte, und schon entschlossen war, wenn er auch seinen letzten Vorrath verzehrt haben würde, unter den Fahnen des in der Geschichte berühmten Kaiserlichen Heerführers Wallenstein Kriegsdienste zu suchen.

Er hatte, von Noth gezwungen, gerade die ungelegenste Zeit zum Reisen erwählen müssen. Rauh war der Winter, die Wege mit Schnee überdeckt, die Gegenden unsicher durch die schwedischen und kaiserlichen Soldaten, die von ihren Fahnen flohen, und raubten und plünderten, da niemand fähig war sich ihnen zu widersehen. Mord und Plünderung waren zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges so gewöhnliche Dinge, wie zur Fehdezeit der Urväter, und wo man hinblickte, standen Ruinen der zerstörten Schlösser, die man noch zu unsern Tagen zahlreich in den Gegenden von Sachsen siehet.

Trotz der Gefahr war Junker Bernard, von seinem getreuen Diener Stephan begleitet, glücklich bis auf einige Meilen vor Magdeburg gekommen, aber jetzt brach die Nacht stark herein, und der wüthende Sturm, der Wolken von Schnee herum trieb, machte es ihm unmöglich die Stadt zu erreichen. Er blickte forschend umher; links rauschten die von Schnee angeschwollenen Wogen der Elbe vorüber, rechts lag ein wilder öder Wald, vorwärts ein Schneefeld, in dem weder Weg noch Steg zu erkennen war. Der Wind heulte; Bernards Mantel war steif und glänzend vom Reife, seine Glieder beutelte der Frost, und das Wasser, das ihm die Kälte aus den Augen trieb, hing ihm gefroren an den Wangen herab.

Er wußte kein anderes Mittel, als so lange es das Pferd vermochte, vorwärts zu reiten, aufs Geradewohl, ob er in eine Schneefahrt gerathe, oder nicht, und wenn das Thier nicht mehr weiter könnte, sich dem Sturme unter irgend einem Baume preis zu geben. Mit starren Fingern lenkte er den Zügel des Rosses, das bis an die Kniekehle im Schnee wadete, und lenkte eben einem Hügel hinüber, als er plötzlich einen einzelnen Mann vor sich stehen sah, der in einen Pelzmantel gehüllt war, den Krampenhut tief ins Auge gedrückt hatte, und auf einem dicken Knotenstab gestützt, unbeweglich stehen blieb, und den Reisenden anstarrte. Anfangs bebte Bernard zurück, und der treue Stephan hielt die Hand fest an seine Pistole, er ahndete einen Späher einer Räuberhorde zu bemerken, doch schilderte die Noth dem Junker die Gestalt des einzelnen Mannes bald anders, er hoffte von ihm Hülfe und Zurechtweisung zu erlangen, und redete ihn aufs Geradewohl an. „He da, Alter!“ sprach er „ist hier nirgends eine Herberge zu treffen?“

Der Alte. Gibt ihrer mehrere in Magdeburg.

Bernard. Das weiß ich wohl, aber wie weit hab' ich noch bis dahin?

Der Alte. Drey gute Meilen.

Bernard. Das ist mir nicht möglich zu erreichen — und sonst ist kein Ort, wo ich übernachten könnte?

Der Alte. Weiß keinen.

Bernard. Wo übernächtest denn du?

Der Alte. Warum das, Herr?

Bernard. Hier im Freyen sicher nicht; du mußt doch irgend einen Winkel hier haben, wo du ausruhst. Führ' mich hin, wenn ich nur vor Sturm und Wetter geschützt bin, mehr verlange ich ja nicht.

Der Alte. Ja, wenn Sie das wollen; ich habe dort rechts im Walde eine Hütte: Obdach und ein Glas Wein vermag ich ihnen zu biethen.

Bernard. Aber ums Himmelswillen! warum hast du mir denn das nicht sogleich gesagt?

Der Alte. Glaubte nicht, daß Ihnen ein so schlechter Aufenthalt gnügen würde.

Bernard. So weile nur jetzt nicht mehr so lange, da du weißt, daß ich zufrieden bin; du siehst ja, wie mich und meinen Diener der Frost beutelt.

Der Alte. Haben Sie sonst kein Gefolge?

Bernard. Warum das?

Der Alte. Würde sonst nicht Platz genug haben?

Bernard. Sorge doch nicht, und mache fort.

Der Alte. (umherblickend) Nun, sie werden schon noch kommen.

Bernard. Wer?

Der Alte. Meine zwey Söhne; sie sind nach Magdeburg gegangen, schon vor einer Stunde erwartete ich sie, und ging ihnen entgegen — werden schon allein den Weg zur Hütte finden — Kommen Sie, lieber Herr, kommen Sie.

Er ging voran, die Reisenden folgten. Stephan hatte beynabe vor Kälte die Sprache verloren: Bernard schüttelte es, als ob er das Fieber hätte. Endlich erreichten sie die Hütte, die in dem tiefsten Theile des Waldes lag: sie war klein, aber nett. Als sie näher kamen, erfreute sie der Anblick eines behaglichen Feuers durchs Fenster. Der Führer klopfte laut, aber es währte lange Zeit, ehe man die Thüre öffnete. Eine Weibsperson, die Bernard für das Weib seines Wirthes hielt, öffnete mit einer nachlässigen, kalten Verbeugung; sie führte die Reisenden in das Zimmer, wo sie das Feuer bemerkt hatten, und rückte ihnen bequeme Stühle zum Kammin, antwortete aber nicht auf Bernards Anrede,

und setzte sich sogleich wieder zu ihrem Spinnrade. Ihres Mannes Betragen wurde gegen die Fremden eben so freundschaftlich, als das ihrige rauh und zurückstoßend war.

„Ich wünschte mein Herr,“ sprach er, „ich hätte eine schickliche Wohnung für Sie: indessen zu einem Stübchen für Sie, und eine Wohnung für Ihren Bedienten soll noch Rath werden.“

„Nun,“ sprach er zu seinem Weibe, „wie du nun wieder da sitzt, Grete, als hättest du nichts besseres zu thun. Frisch, mein Schatz! schaffe uns was zu Essen, wirf ein Paar Klöße ins Feuer, denn unsere Gäste sind ganz erstarrt.“

Das Weib warf ihre Arbeit von sich, und bereitete sich mit allen Zeichen des Mißvergnügens, seine Befehle zu vollziehen. Auch war ihre Miene nichts weniger als einladend, ein mürrisches Wesen lag über ihr Gesicht verbreitet, jede ihrer Handlungen zeigte von Unwillen, und die Antworten, die sie Baptisten gab, so hieß ihr Mann, waren bitter, kurz und schneidend, wenn er sie mit ihrem Griefßgrame aufzog. Sein Betragen hingegen war gut: er hatte nicht die gewöhnliche Plumpheit der Bauern.

Trotz aller Widerspenstigkeit begann das Weib doch das Mahl zu bereiten, während der Waldmann über mancherley mit nicht gemeiner Kenntniß mit seinen Gästen sprach. Manchmahl

eilte er zur Thüre und sah ängstlich hinaus. „S'ist ein scharfer, schneidender Wind,“ sprach er, „wo nur meine Jungen so lange bleiben müssen. Ich werde Ihnen, mein Herr, ein Paar artige Buben zeigen. Der älteste ist drey und zwanzig, der zweyte um ein Paar Jahre jünger: sie sind muthvoll und thätig. Wären sie doch schon da, es wird mir ganz bange um sie.“

Grete deckte eben den Tisch.

„Und Ihr seyd nicht eben so um die Rückkehr Eurer Kinder bekümmert?“ sprach Bernard.

„Ich wahrhaftig nicht,“ antwortete sie ärgerlich, „sie sind nicht von mir.“

„Nun, nun Grete,“ sprach Baptist, „fahre doch den Herrn wegen der unschuldigen Frage nicht so an, würdest du nicht so grämmisch dazusehen, würde der Herr dich nicht so alt geglaubt haben, daß du meinen Sohn von drey und zwanzig Jahren haben könntest. Entschuldigen Sie ihr rauhes Betragen mein Herr, eine Kleinigkeit bringt sie leicht auf, und es behagt ihr nicht, daß Sie ihr über dreyßig Jahre geben; das Alter, wie Sie wissen, ist immer ein figlicher Punct bey Weibern. Frisch Gretchen sey wieder gut, in zwanzig Jahren kannst du auch Söhne haben, die so brav sind, wie mein Robert und Jokel.“

Grete schlug ihre Hände wild zusammen.

„O das wollte Gott nicht,“ rief sie, „wüßt ich das, ich wollte sie eh mit meinen eigenen Händen erdroffeln.“

Sie verließ hastig das Zimmer.

Dies war freylich eine sonderbare Bemerkung, und Junker Bernard bedauerte den alten guten Mann über sein Loos, an ein so mürrisches Weib gefesselt zu seyn, als plötzlich ein lautes Holla durch den Wald schallte.

„Meine Söhne hoffe ich,“ rief der Alte, und eilte die Thüre zu öffnen. Das Holla ward wiederhohlt, und bald vernahm Bernard Pferdgetrappel, ein Wagen, von mehreren Reitern begleitet, hielt an der Hütte. Einer von den Reitern fragte, wie weit noch nach Magdeburg sey, drey Meilen antwortete der Bauer, worauf eine Ladung Flüche gegen den Fuhrmann folgte, der irre gefahren war. Man fragte den Bauer, ob man nicht bey ihm übernachten könne.

Er schien sehr verlegen, und antwortete mit Nein, indem er hinzusetzte, ein reisender Edelmann und sein Diener wären schon im Besitze des einzigen Gastzimmers. Junker Bernard, bekannt mit höfischer Sitte, eilte nun sogleich hinaus, und versicherte, daß er der Dame, die er in den Wagen bemerkte, willig sein Recht abtreten wolle, öffnete sogleich den Kutschenschlag, und half der Dame heraus. Er fragte nach ihrem

Nahmen und erfuhr, daß sie sich Baroninn von Lindenberg nenne.

Die Art, mit der der alte Bauer die Fremden aufnahm war auffallend, sein Widerwillen drückte sich deutlich im Gesichte aus, Bernard führte die Dame ins Gemach und bath ihr seinen Stuhl, den sie mit artiger Verbeugung annahm. Junker Bernard, kein Neuling im Lieben, bemerkte, daß ihm diese Gesellschaft sehr angenehm werden könne, er fand die Dirne reizend, sagte ihr dieß in mancherley Wendungen, und bemerkte nur allzu deutlich, daß man seine Schmeicheleyen nicht ungerne höre. „Jetzt hab ich's,“ rief plößlich der Bauer aus, „ich kann nun Sie gnädige Frau und Ihr Gefolg unterbringen, ohne daß dieser Herr für seine Höflichkeit leidet. Wir haben zwey Zimmer, eins nimmt der Herr, das andere die Dame, die beyden Sofen und ich mit meinem Weibe befehlen uns mit dieser kleinen Stube, aber die Bedienten müssen sich's gefallen lassen, die Nacht in der Scheuer zuzubringen, die nur einige Schritte weit vom Hause steht, dort sollen sie ein tüchtiges Feuer und gutes Nachteffen bekommen.“

Diese Einrichtung wurde begnehmigt, die Stube war enge, und die Dame entließ sogleich ihre Bedienten, Baptist war eben im Begriffe,

ſie nach der Scheuer zu bringen, als zwey junge Männer vor der Hinterthür erschienen.

„Hölle und Teufel,“ rief der erste und sprang zurück. „Robert, das Haus ist voll Fremde.“ „Ha das ſind meine Söhne,“ rief der Wirth, „nun Jacob und Robert wo wollt Ihr hin, Ihr Bursche es ist noch immer Platz genug für Euch.“

Sie kehrten zurück, und der Alte stellte ſie der Geſellſchaft als ſeine Söhne vor, es waren große nervigte gutgebildete Jungen, ſehr von der Sonne verbrannt. Sie machten ein kurzes Kompliment, warfen ihre Mäntel weg, und schnallten einen ledernen Gurt ab, an den ein breiter Säbel hing, auch legte jeder ein paar Piſtolen auf die Seite, die ſie im Gürtel ſtecken hatten.

„Ihr reiset wohl bewaffnet,“ sprach Bernard etwas mißtrauiſch. „Wohl, Herr, wir verließen Magdeburg am ſpäten Abend, und man muß hier auf ſeiner Hut ſeyn, wenn man reiset.“ „Wie?“ fragte die Baroninn ängſtlich, „gibt es Räuber hier?“ „Das eben nicht, aber Sie wiſſen ja, daß die ſchwediſchen Kriegsknechte die Gegenden unſicher machen.“

Die Baroninn wurde immer beſorgter, ſie beſchloß ſogleich einen ihrer Bedienten nach Magdeburg zu ſenden, wo ihr Gemahl war, der ängſt-

lich um ihr Ausbleiben besorgt seyn müße, sie schrieb, und der Bediente sprengte fort.

Da alle sehr ermüdet waren, sehnten sie sich nach Ruhe, Bernard verlangte nach seinem Zimmer, es war ihm unangenehm, lange in der Gesellschaft des mürrischen Weibes zu seyn, die es deutlich genug zu verstehen gab, wie unangenehm ihr die Gäste seyn. „Welches ist des Herrn Zimmer,“ fragte Robert, „das zur rechten Hand,“ sprach Grete, „ich habe mir wahrhaftig nicht die Mühe gegeben es in fertigen Stand zu setzen, und frische Lacken in das Bett zu bereiten.“

Robert. Ihr seyd sehr mürrisch Mutter, doch folgen Sie mir mein Herr.

Er öffnete die Thüre und ging der schmalen Treppe zu.

Grete. Ihr habt kein Licht, willst du dir oder dem Herrn den Hals brechen?

Sie ging bey Bernarden vorbey, und gab Roberten einen Leuchter, mit dem er die Treppe hinauf stieg. Grete ergriff diesen Augenblick, faßte Bernards Hand, und drückte sie kräftig, „sehen Sie nach dem Bettzeuge,“ sprach sie im Vorbeygehen, und wandte sich sogleich weg.

Erstaunt darüber blieb Bernard wie versteinert stehen, Roberts Stimme, ihm zu folgen, brachte ihn zu sich, er folgte ihm in die Stube,

die trefflich erwärmt war. Robert verließ ihn bald, kaum sah sich Bernard allein, als er hastig das Licht nahm, sich dem Bette näherte, und die Decke weg hob. Welches Erstaunen, welches Schrecken, die Lücken waren voll Blut.

Tausend verworrene Ideen schwebten jetzt seine Fantasie vorüber: Gretens Ausruf über ihre Kinder; die Waffen und das Ansehen der beyden jungen Männer, die Absonderung der Bedienten, alle diese Umstände blitzten ihm in die Seele, und erfüllten ihn mit Zweifel und Besorgniß. Plötzlich hörte er unten jemanden auf und niedergehen, alles schien ihm jetzt ein Gegenstand des Argwohns, vorsichtig schlich er ans Fenster, daß, weil es in der Stube rauchte, offen war, er wagte es hinaus zu sehen, die Lichte des Schnees ließ ihm einen Mann unterscheiden, in dem er den Bauern erkannte. Bernard beobachtete alle seine Bewegungen. Er ging bald schnell, bald hielt er inne und schien zu horchen, stampfte auf den Boden, und schlug sich mit den Händen, um sich gegen die Kälte zu erwärmen; bey dem mindesten Geräusch, wenn sich eine Stimme im Hause hören ließ, oder eine Fledermaus bey ihm vorbey schwirrte, oder der Wind in den entlaubten Ästen rasselte, schrak er zusammen, und sah sich ängstlich um, „Hohl ihn der Teufel,“

sagte er zuletzt in der größten Ungeduld, wo mag er nur stecken.

Er sprach zuvor leise, aber da er gerade unter Bernards Fenster war, konnte dieser alle Worte deutlich vernehmen. Jetzt hörte er Schritte, Bernard strengte seine Augen an, und an den Pelzkittel und der kleinen Gestalt erkannte er den Fuhrmann der Baroninn, Bernard ahndete hier manches zu erfahren, er blies schnell sein Licht aus, und nahm wieder Platz am Fenster.

„Seyd nur nicht böse,“ sprach der Fuhrmann, „meine jezige Eilfertigkeit soll meinen vorigen Verzug wieder gut machen.“ „Ich will gut seyn Klaude,“ antwortete der Bauer, „aber veräume nichts, du gehst mit uns zu gleichen Theilen, es wäre eine Schande eine so prächtige Beute entzwischen zu lassen.“

Klaude. Der Edelmann ist reich, sagst du?

Der Bauer. Ich bemerkte deutlich einen vollen Beutgürtel um seinen Leib, schon seine Ringe sind viel werth.

Klaude. Und ich sage dir, daß die Baroninn, die ich hieher führte, eine Schatoulle voll Geld und Diamanten bey sich führt.

Der Bauer. Mag seyn, wäre sie aber immer weg geblieben, der Edelmann war ein sicherer Fang, die Jungen und ich könnten leicht
mit

mit ihm und dem Diener fertig werden, und der Gewinn wäre unser, nun müssen wir die Bande zur Theilung lassen, und am Ende entwischt uns noch die ganze Beute. Sollten sich unsre Freunde schon an ihre Posten verfügt haben, eh du die Höhle erreichst, so ist alles verloren. Die Bedienten der Dame sind zu viel, und kommen unsere Spißgesellen nicht zeitlich, so müssen wir sie mit heiler Haut abziehen lassen.

K l a u d e. Sey nur ruhig, in einer Stunde bin ich in der Höhle, kaum ist's noch zehn Uhr, um Mitternacht kannst du die Ankunft der Bande erwarten, gib du nur indeß auf dein Weib acht.

D e r B a u e r. Für die stehe ich, sie fürchtet mich zu sehr, um etwas zu wagen; über dieß beobachten sie auch Jacob und Robert, auch sind die Bedienten in der Scheune wohl verwahrt und ruhig.

K l a u d e. Wenn aber einer der Reisenden dein Vorhaben entdeckte?

D e r B a u e r. Dann bleibt nichts übrig, als die zu ermorden, die wir in unserer Gewalt haben, und dann nach der Höhle zu führen, Sorge nur, daß du unsre Gefährten antriffst, sie verlassen nie vor eilf Uhr die Höhle.

K l a u d e. Ich nehme Roberts Pferd, das
Blut. Gestalt. B

ein schneller Läufer ist. Was ist das Loosungswort?

Der Bauer. Belohnung des Muths?

Klaude. Gut ich eile zur Höhle.

Der Bauer. Und ich zu meinen Gästen, damit meine Entfernung keinen Verdacht erzeuge.

Die würdigen Freunde trennten sich, der eine ging nach dem Stalle, der andere, nach der Hütte.

Man kann sich denken, was Bernard bey diesem Gespräche fühlen mußte, kein Mittel fiel ihm bey, sich der Gefahr zu entreißen. Widerstand wußte er war vergeblich, auch führte er keine andern Waffen als sein Schwert bey sich, und beschloß also am Ende wenigstens mit diesem sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Aus Furcht man möchte Argwohn schöpfen, verließ er sein Zimmer. Er fand schon den Tisch gedecket, die zwey Söhne des Alten standen in einem Winkel und flüsterten, der Alte, der rund um den Garten gehen mußte, um in die Hütte zu kommen, war noch nicht da, ein Blick auf Breten sagte ihr, daß Bernard sie verstanden habe, ganz anders kam sie ihm nun vor. Was zuvor mürrisches Wesen und Verdrüßlichkeit schien, erkannte er nun als Abscheu vor ihren Gesellschaftern. Bernard suchte sich so viel möglich zu fassen, aber es gelang ihm schlecht. Unruhe zeig-

te sich deutlich auf seinem Gesichte, er war bleich, Worte und Handlungen zeigten von seiner Verwirrung und Verlegenheit, die jungen Männer bemerkten dieß, und fragten nach der Ursache, er schrieb es der starken Ermüdung und dem Ein- drucke der rauhen Witterung zu, sie schienenß kaum zu glauben. Um jeden Verdacht zu entfer- nen ließ sich Bernard in ein Gespräch mit der Ba- roninn ein, sie lud ihn ein, einige Tage auf ih- rem Schlosse Lindenberg zuzubringen, er bewil- ligte es, wahrhaftig ohne daran zu denken, es je zu sehen: die beyden Söhne lachten seitwärts und hämisch. Bernard sprach unzusammenhän- gend, er sann auf Mittel nach der Scheune zu kommen um den Bedienten die nahe Gefahr anzu- zeigen, und sah sich stets daran gehindert; man beobachtete ihn zu genau. Baptist, der alte Bauer, trat nun ein, man schickte sich zur Tafel an, er erbath sich die Erlaubniß mit seiner Familie daran Theil nehmen zu dürfen.

Man setzte sich zur Tafel. Grete brachte ein einfaches aber reichliches Bauernmahl, alles schien heiter, die arme Baroninn war es wirklich, weil sie nicht ahndete, was ihr Schreckliches bevorstand; sie lachte und unterredete sich ungemein lustig mit der Familie; Bernards Heiterkeit war erzwun- gen, Baptist bemerkte es deutlich.

„Frisch mein Herr,“ sprach er, „Sie scheinen noch nicht ganz von ihrer Müdigkeit erhohlt, ich will Ihnen ein Glas guten alten Wein bringen lassen, den mir noch mein Vater hinterlassen hat.“ Er gab Greten einen Schlüssel und beschrieb ihr wo der Wein stünde, der Auftrag schien ihr nichts weniger als zu behagen, sie nahm den Schlüssel mit verlegener Miene, und schien ungern den Tisch zu verlassen. „Hast du mich verstanden?“ fragte Baptist mit drohender Stimme! Grete warf ihm einen Blick zu, aus Zorn und Furcht zusammengesetzt, und verließ das Zimmer. Bald kehrte sie mit einer wohlvermachten Flasche zurück, sie spielte die Becher rein, und gab Bernarden unbemerkt ein Zeichen von dem Weine nicht zu kosten.

Baptist füllte zwey Becher, er gab der Baroninn und Bernarden, dieser nahm den Becher, er bemerkte deutlich kleine Körnchen oben auf dem Weine schwimmen, er schien zu trinken, sprang aber plötzlich auf nach einem Gefäße mit Wasser, gab vor, als hätte ihm der Wein heftigen Eckel verursacht, und leerte ihn unbemerkt aus. Die Mörder schienen über diesen Auftritt betreten. Jacob erhob sich halb von seinem Stuhle, steckte die Hand in den Busen, und Bernard entdeckte das Gefäß eines Dolchs. „Ihr habt nicht meinen Geschmack getroffen“ sagte er, „so oft

ich Champagner trinke wird mir nicht wohl, ich verschluckte beynabe die Hälfte eh ich ihn erkannte, und werde nun vor meine Übereilung büßen müssen.“ Baptist und Jakob sahen sich mit mißtrauischen Blicken an, letzterer trug den Becher weg, und untersuchte, ob er ziemlich leer wäre. „Er muß doch getrunken haben,“ sagte er leise zu seinem Bruder, Grete schien in Sorgen darüber.

Bernard hielt das Pulver für Gift, es schmerzte ihn, daß die Baroninn bereits ein Opfer geworden seyn sollte, es war ihm unmöglich gewesen, sie vor der Gefahr zu warnen. Nach wenigen Minuten sank der Kopf der Baroninn auf ihre Schultern, sie fiel in einen tiefen Schlaf. Bernard wußte nicht wie er sich benehmen sollte, er sah sich um und um scharf bemerkt, und bangte in jeder Minute vor der Ankunft der Räuber. Grete rettete ihn aus seiner Verlegenheit, sie stellte sich ihm gegenüber, drückte die Augen zu, und lehnte ihren Kopf auf die Schultern, dieser Wink belehrte ihn hinlänglich, er ahmte der Baroninn nach, und schien nach und nach in Schlummer zu sinken.

„Ja!“ rief Baptist, „endlich schläft er.“

Jakob. Wir können nun gleich reine Arbeit machen, gebt mir das Pistol dort Grete.

Baptist. Nicht doch, Jakob, seze einmahl, unsre Freunde kämen heute Nacht nicht,

was würden wir antworten wenn morgen früh die Bedienten nach ihn forschten? nein Jakob wir müssen ihre Ankomst erwarten, treffen sie ein, so können wir leicht mit den Bedienten und der Herrschaft fertig werden, kommen sie nicht, so müssen wir die Beute entzwischen lassen, wärt Ihr früher hingekommen, eh uns Klaude die Baroninn brachte, so wäre wenigstens dieser (auf Bernarden deutend) unser gewesen.

In diesem Augenblicke stampften Pferde, eisfalter Todtenschauer rieselte über; Bernards Glieder. „Aufgemacht, aufgemacht,“ schrien mehrere Stimmen ausser der Hütte, „das sind unsre Freunde“ rief Baptist freundlich, „nun sind uns alle gewiß, fort Jungen, führt sie nach der Scheuer, dort gibts Arbeit.

Jakob. Laßt erst diesen hier abfertigen.

Baptist. Nein, in der Scheune hat man dich nöthiger, diesen und das Weibsvolk nehme ich auf mich.

Die beyden Jungen gingen, und führten die Räuber mit sich fort. „Ha das ist gut,“ rief Baptist, „sie sind von den Pferden herunter, um die Fremden desto unversehener zu überfallen, gut, und nun frisch ans Werk.“ Bernard hörte ihn nun einen Wandschrank öffnen. — „Jetzt, jetzt,“ flüsterte ihm Grete, er sah, daß ihm Baptist den Rücken zugewandt hatte, und einen Dolch her-

aus nahm, dessen Spitze er untersuchte. Rasch sprang Bernard auf, stürzte über ihn hin, riß ihn zu Boden, und hielt ihm die Gurgel so fest zu, daß er keinen Laut von sich geben konnte. Baptist wehrte sich tapfer, aber stärker als er war Bernard, und stieß ihm seinen Dolch ins Herz. Kaum war der Mord vollbracht, als Grete schrie; so schnell als möglich zu fliehen. Die Pferde der Räuber waren nahe an der Hütte angebunden. Grete löste zwey los, schwang sich auf eines, Bernard ergriff die Baroninn, nahm sie auf sein Roß, und sprengte so schnell fort als möglich, um Magdeburg zu erreichen. Greten war der Weg wohl bekannt, sie sprengte voran, und der Weg führte an der Scheune vorüber. Die Thür stand offen, deutlich vernahmen sie das Geschrey der Sterbenden und die Flüche der Mörder.

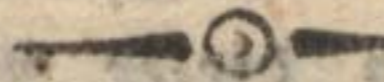
Jacob hörte das Getümmel der Pferde, wie sie vor der Scheune vorüberjagten, er floh nach der Thür, eine brennende Fackel in der Hand und erkannte sie: „Verrathen! Verrathen!“ schrie er seinen Gesellen zu, sogleich verließen sie ihr blutiges Geschäft und eilten nach ihren Pferden. Bernard und seine Führerin hörten nichts mehr, sie flohen gleich dem Blitze fort, und erreichten die Ebene. Schon waren sie weit geeilt, als

sie das wüste Geschrey der Verfolger erkannten, umsonst ließen sie ihren Gaulen den Zügel, mit jedem Augenblicke kamen sie näher.

„Wir sind verloren,“ rief Grete, „die Mörder hohlen uns ein.“ „Zu! zu!“ rief Bernard, „ich höre vorwärts Reiter nahen.“ Sie verdoppelten ihre Anstrengung, bald wurden sie einen Trupp bewaffneter Reiter gewahr, die in voller Eile auf sie zu kamen. Sie wollten eben bey den Flüchtigen vorbehey.

„Halt! halt!“ schrie Grete, „um Gotteswillen rettet uns“. Ihr Anführer hielt sogleich sein Pferd an. „Sie ist es,“ rief er, und sprang vom Pferde ab, es war ein Junge von ungefähr funfzehn Jahren. Grete nannte ihn ihren Sohn, und schloß ihn in die Arme. Die Reiter hielten alle Stille. „Habt Ihr die Baroninn gerettet,“ rief nun ein alter ansehlicher Mann, „ums Himmelswillen wo ist sie?“ Er sah sie ohne Besinnung in Bernards Armen liegen. Hastig entriß er sie, ihm bangte für ihr Leben, da er sie ohne Lebenszeichen sah, er beruhigte sich aber bloß, da er das Pochen ihres Herzens fühlte. „Gott sey ewig Dank,“ rief er, und Thränen der Rührung traten in seine Augen. Bernard unterbrach seine Freude, indem er auf die Räuber zeigte, die nun ganz nahe waren. Kaum erwähnte er ihrer, als der größte Theil der Bewaffneten ihnen

entgegen eilte. Die Böfewichter warteten den Angriff nicht ab; sobald sie die Gefahr merkten, warfen sie die Pferde herum, und flohen in den Wald, wohin sie verfolgt wurden. Der Baron Linden-berg nahm nun mit seiner geretteten aber noch leblosen Gattinn den Weg nach Magdeburg zurück. Bernard begleitete ihn von den Danksagungen des alten Lindenbergs überhäuft.



Zweytes Kapitel.

Sobald man in der Wohnung des Barons angekommen war, wurde seine Gattinn zu Bette gebracht, und ein Arzt geruffen; während dieser um sie beschäftigt war, leistete Bernard vollständige Erzählung von dieser Begebenheit. Noch war er nicht am Ende, als schon Lindenberg's Knechte rückkehrten, die Räuber waren nicht so muthvoll als grausam gewesen, sie hatten sich ohne Schwertschlag ergeben, das Losungswort angezeigt, um ihre übrigen Gefährten aus der Höhle zu locken. Lindenberg's Knechte fanden viele Schätze, sie eilten nach der Scheune, wo sie zwey von ihren Gefährten schwer verwundet, die übrigen aber, worunter Bernards Diener war, getödtet fanden. In der Hütte fanden sie die Sofen der Baroninn im tiefen Schlase, durch den ihnen gereichten Trank, und ein kleines jähriges Kind.

Als sie mit diesen nach Magdeburg rückkehrten, und dem Baron redlich Bericht abstatteten, da stürzte Grete hervor, und drückte das Kind an ihre Brust. Nun drang alles in sie, zu vernehmen, wie sie denn eigentlich die Gattinn eines Mannes von so verächtlicher Lebensart habe werden können.

Grete bekannte aufrichtig, sie habe ihren Mann schon in frühern Jahren innig geliebt, ihr Vater, der ein Waffenschmid, mehrere Meilen von Magdeburg, und ziemlich reich war, habe nie in diese Verbindung gewilligt. Baptist sey verachtet und mit verzweiflungsvollem Herzen entflohen. Gegen sieben Jahre habe Grete nichts mehr von ihm gehört, als er plötzlich wieder erschienen sey, prächtig gekleidet. Er habe sie beredet mit ihm zu entfliehen, da er von ihrem Vater ihre Hand nicht mehr fordern wollte, weil er der ehemahligen Verachtung wegen bitteren Groll gegen ihn hegte. Grete habe sich noch immer, den schmucken Jüngling liebend, leicht überreden lassen; sie verließ das väterliche Haus, folgte dem Geliebten nach dem Forste, wo er sich ihr anvertraute, daß er mit Räubern in Verbindung stehe, sich aber sorgfältig hütete, ihr je zu zeigen, daß auch Blutschuld auf ihr hafte. Grete erschrack zwar, aber noch mehr als dieses kränkte sie des Geliebten Untreue,

denn sie erfuhr, daß er während seiner Abwesenheit, bereits verhehlicht gewesen war, und zwey Söhne gezeigt hatte. Er hatte sich mit der Tochter des Räubers verbunden, die ihm das Leben erhielt, als er auf der Reise unter die Rotte gerieth — sie war verstorben, und die alte Liebe zu Greten war wieder in ihm erwacht. Doch auch dieß verzieh sie ihm bald, als sie nur Beweise seiner aufrichtigen Liebe erhielt, er sie oft versicherte, er habe sein Leben zu retten, diese Verbindung eingehen müssen. Viele Jahre lebten sie hier, ohne daß Grete nur ahndete, daß ihr Mann auch Mörder sey, bis man ihn einst von einem Raube, den er an einem Officier begeben wollte, schwer verwundet nach Hause brachte, hier ward ihr alles klar, und die Ruhe ihres Lebens hatte ein Ende. Sie hoffte von ihrem Manne Besserung, aber vergebens, da sie nicht Muth genug hatte, ihn zu verlassen, oder selbst der Strafe zu überliefern, suchte sie wenigstens ihren mit ihm erzeugten Sohn, gute Grundsätze beyzubringen. Baptist war froh, daß Grete sein Geheimniß wußte, er handelte nun ungezwungener, ward allmählich strenger, wenn sie ihn tadelte. So dauerte es einige Jahre, als Bernard in der Hütte einsprach. Grete fühlte Mitleid mit ihm, sie beschloß ihn zu retten, und nun einmahl dieser für sie bedenklichen

Lage ein Ende zu machen. Sie liebte Baptisten nicht mehr, da sie wußte, daß er Mörder sey. Ihr Sohn, ein Bube von fünfzehn Jahren, lag krank dahin, sie benutzte diese Gelegenheit, da sie die Stube für Bernarden zu rechte machte, und sandte den Knaben, trotz seiner Schwäche, nach Magdeburg. Glücklich traf der Junge auf den Baron von Lindenberg, der durch den Brief der Baroninn, wo sie ihm ihren Aufenthalt kund machte, und die Gefahr beschrieb, die sie von den schwedischen Kriegsknechten befürchte, aufmerksam gemacht, sogleich alle seine Leute aufsitzen ließ, und unter der Anführung des Jungen nach dem Forste sprengte.

Nun äußerte die gute Grete Besorgnisse für sich und ihr Kind, Bernard und der Baron stillte sie, ersterer nahm den Knaben in seine Dienste, der Baron sorgte für die Mutter und das kleine Kind.

Die Baroninn ermannte sich endlich durch die Hülfe des Arztes, sie staunte um sich her, ihr Dank war grenzenlos, sie und ihr Mann drangen heftig in Bernarden sie nach ihrer Burg zu begleiten. Da nun erst die Angst auf sie wirkte, und sie zu schwach zur Reise war, weilte man noch acht Tage in Magdeburg. Hier hatte Bernard Gelegenheit genug der Bemerkungen mancherley zu machen. Schon bey dem ersten

Anblicke hatten der Baroninn Reize auf ihn gewirkt, nicht daß er Liebe fühlte, sein Herz war noch nie mit dieser Leidenschaft bekannt, er lachte der Empfindung der Liebe, wenn sie sich bloß auf ihre seligen Gefühle einschränkte. Verdorben durch den Umgang mit jungen Leuten kannte er bisher nur die Stiefschwester der Liebe, die Wollust. Die Baroninn besaß Reize, sie war an der Seite eines alten fränklichen Gatten geheftet, sie hörte gerne Bernards Schmeicheleyen, Umstände, die ihn anlockten, da ihr die Freyheit, die Lindenberg seiner Gattinn ließ, auch wieder behuthsam machte.

Der Tag der Reise brach an, Bernard reiste angenehm, er fand an dem Baron einen Mann, der nie weit über sein Familienschloß gekommen war, der gut und treuherzig, aber auch nicht im geringsten scharfsichtig handelte, dessen einzige Leidenschaft die Jagd war, von der er mit so wichtiger Miene sprach, als ob er eine Schlacht gewinnen wollte, oder Dinge erzählte, von denen das Schicksal Europens abhinge. Wenn er sich müde geredet hatte, entschlummerte er, und Bernard unterhielt sich mit der Baroninn, da er in der nämlichen Kutsche fuhr. Endlich, nach einer für Bernarden zu kurzen Reise, erreichten sie das Schloß Lindenberg, es lag in einer romantischen Gegend, ernst und majestätisch.

risch blickten die alten Thürme vom Hügel herab. Finster und ehrwürdig standen die alten hohen Bäume der Allee, die zum Schloße führte. Der Wagen rollte den Hügel hinauf, die Glocke des Thurmwächters ertönte, der eiserne Gattern rauschte scharrend in seinen Angeln, die Kutsche rollte in dem finstern Schwibbogen, der Schlagwand wurde aufgerissen, und das erste, was Bernard erblickte, war — ein Mädchen, so reizend und hold, wie sie nur die schöpferische Idee eines Mahlers ersinnen kann. Im leichten Hauskleide, mit fliegenden Locken, eilte sie an den Wagen, begrüßte die Aussteigenden, schlug erröthend die Augen zu Boden, und ordnete eilig ihr Halstuch, als sie noch einen dritten fremden Mann aus dem Wagen springen sah. Bernard stand wie versteinert, sein Blick fiel auf die Baronin, er sah sie, ehmahls oft mit Liebeglühenden Augen an, plötzlich war ihre Schönheit ihm unbedeutend, er sah nur eine stolze mit ihren Farben prangende geruchlose Blume in ihr, da jenes Mädchen der bescheidenen Rose glich, die ohne Stolz angenehm duftet. Er grüßte sie anständig, der Baron koste seine Jagdhunde die ihm entgegen sprangen, die Baronin war beschäftigt mit der Dienerschaft Befehle zu ertheilen; sie bemerkte seine plötzliche Verwirrung nicht — nur einer Person blieben sie nicht unbemerkt, und dieß

war jenes Mädchen, die mit so glühenden Wangen die Treppe hinauf folgte.

Man eilte bald darauf zum wohlbestellten Mahle, Bertha, so hieß das Mädchen, wurde Bernarden als eine Nichte der Baroninn vorgestellt, die Vaterlos von ihrem Bruder von Jugend auf zum Kloster bestimmt sey. „Zum Kloster?“ rief Bernard, und seine Glieder bebten, ohne daß er sich dieses Beben erklären konnte. Man eilte zur Ruhe, unruhvoll ging Bernard in seinem Gemache auf und ab, er hielt Rechen=schaft mit seinen Empfindungen, und erschrock, als ihm Herz und Verstand sagte, er liebe; sey nun unversehens von einer Leidenschaft überrascht worden, der er so lange Trost both. Er kämpfte gegen diese Empfindung, aber vergebens, ein Kampf gegen Liebe, heißt dem Feuer durch Öhl Nahrung geben. Berthas Gestalt wich nicht von seiner Seele, sie hatte tiefen Eindruck gemacht; er erinnerte sich noch nie solche Schönheit und Unschuld gesehen zu haben. Sonderbar kam den an zügellose Liebe gewöhnten Wüstling freylich eine Empfindung vor, die ganz mit seinem ehemahligen kontrastirte, hart weigerte er sich freylich einer immerwährenden Leidenschaft Platz im Herzen zu machen. Du darfst dich nicht fesseln lassen, rief er zu sich selbst, deine Aussichten sind nicht dazu, dich an ein Weib zu fetten, leichter wirds dir

dir

dir seyn; zu lieben ohne dadurch deine Freyheit zu verlieren.

Dieser Kampf dauerte Tagelang, und immer wurde ihm die schöne Bertha interessanter, immer wuchs seine Liebe. Der Gedanke, daß sie fürs Kloster bestimmt sey, kränkte ihn heftig, er beschloß sie zu retten, aber wie sollte er beginnen. Er versuchte mit Bertha zu sprechen. Es war ihm leicht, er erfuhr von dem unbefangenen Mädchen mehr, als er noch zu hoffen wagte, sie gestand ihm, daß sie ihn mit Liebe gewogen sey, und Bernard suchte sie zu überreden, das Haus ihrer Tante zu verlassen. Bertha war jung und unerfahren, leichtsinnig und bey nahe oft muthwillig. Aber diesem Antrage widersetzte sie sich nach Kräften. „Mein Bernard,“ sprach sie einst, „so wenig ich bey mir den Beruf zur Einsamkeit fühle, so wenig kann ich Ihrem Antrage, meiner Ehre willen, beystimmen. Ich sagte Ihnen vielleicht mehr als ich hätte sagen sollen, aber mißbrauchen Sie diese Schwäche nicht. Wenn Sie mich retten wollen, wenn es Ihnen Ernst mit Ihrer Liebe ist, so suchen sie es auf andere Art auszuführen. Gewinnen Sie diejenigen, von denen mein Schicksal abhängt, mein Bruder ist hart und unerbittlich, aber meine Tante, die Baroninn, vermag alles über ihn, gewinnen Sie diese, und es kann noch alles gut werden. An den Baron

Blut. Gestalt.

Ⓒ

brauchen Sie sich nicht zu wenden, er ist nur das Echo seiner Gattinn, haben sie diese gewonnen, so dürfen Sie auch auf ihn rechnen, er mag wollen oder nicht.

Bernard hörte die Gründe Berthas, er beschloß ihnen zu folgen, schwur, sie zu retten, ohne zu bedenken, daß ihm gar keine Aussicht übrig sey, mit ihr als Gattinn leben zu können, die Liebe kann nicht passender als mit verbundenen Augen gemahlt werden. Nun wars ihm angenehm, sich schon vorher die Baroninn gewogen gemacht zu haben, er wandte alle Mittel an ihre Gunst zu gewinnen. Gerne opferte er ihr ganze halbe Tage auf, sie mit Erzählungen zu unterhalten, die sie gerne hörte, und deren Erfindung ihm oft halbe Nächte kostete. Bernards Vortrag war angenehm.

Eines Abends war er allein in den Zimmer der Baroninn, schon hatte er sich müde erzählt, und endigte eben eine Erzählung von zwey treuen aber aber unglücklich Liebenden.

„Die Ärmsten,“ rief die Baroninn von der Geschichte ganz hingerissen — „aber sagen Sie mir, sollte es den Ihrem Geschlechte wirklich möglich seyn so treu und aufrichtig zu lieben.“

Bernard. Daran kann ich nicht zweifeln, mein eigenes Herz beweiset mirs. Ach Baroninn, ich will aufrichtig seyn, o dürste ich nur von Ih-

nen Bewilligung meiner Liebe hoffen. Dürft ich Ihnen nur den Namen meiner Geliebten nennen, ohne Ihren Zorn befürchten zu müssen.

Die Baroninn. Und gesetzt ich wollte Ihnen dieses Geständniß ersparen? gesetzt, ich wollte bekennen, der Gegenstand Ihrer Liebe sey mir nicht unbekannt, gesetzt, ich könnte Sie versichern, er erwiedere Ihre Zuneigung, und beklage eben so aufrichtig als Sie die Gelübde, die ihn von Ihnen trennen?

Bernard. (zu ihren Füßen sinkend.) O Baroninn, Sie haben mein Geheimniß errathen. Was entscheiden Sie? muß ich verzweifeln, oder darf ich auf Ihre Gewogenheit rechnen?

Die Baroninn. (Ihr Gesicht wegwendend) Wie kann ich Ihnen diese versagen, ach Bernard, lange schon habe ich Ihre Zärtlichkeit bemerkt, aber bis jetzt kannte ich den Eindruck noch nicht, den sie auf mein Herz gemacht hat, ja ich kann eine Schwachheit weder Ihnen noch mir länger verbergen, ich erliege der Hestigkeit meiner Liebe, ich liebe Sie. Lange habe ich meine Gefühle unterdrückt, aber dieser Widerstand hat sie nur genährt. Stolz, Furcht Ehrgefühl, alles opfere ich meiner Liebe für Sie.

Sie schwieg und erwartete Bernards Antwort, der gleich einem leblosen Bilde vor ihr stand, jetzt sah er auf einmahl die ganze Größe

des Hindernisses, das er selbst seiner Liebe gelegt hatte, was sollte er nun auf das Geständniß der Baroninn antworten? das einzige Mittel schien ihm übrig, ihr ihren Irrthum unverzüglich aufzuklären, aber bis jetzt noch den Namen seiner Geliebten zu verschweigen. Ihr Geständniß verscheuchte das Entzücken, das vorher über seine Züge verbreitet lag. Die Veränderung in seinem Janern entging ihr nicht.

„Was bedeutet diese Stille,“ fragte die Baroninn mit zitternder Stimme, „wo ist jene Freude zu deren Erwartung Sie mich berechtigten.“

„Verzeihung,“ stammelte Bernard, „Verzeihung, wenn das, was ich Ihnen sagen muß, Ihnen rauh und undankbar scheinen sollte, aber ich wäre strafbar, wenn ich Sie in einem Irrthume bestärkte, der, wie schmeichelhaft er auch mir sey, Ihnen doch eine Quelle des Unmuthes werden müßte. Sie verkannten aufmerksame Freundschaft für Liebe, diese gegen Sie zu hegen, hindert mich die Hochachtung für Sie, und die Dankbarkeit die ich gegen die edelmüthige Behandlung des Barons fühle. Ach Baroninn, Ihre Reize können leicht jedes freye Herz fesseln, aber ach, wenn ältere Liebe“ — —

Die Baroninn erblaßte, und stand wie im Traume. Endlich erhobte sie sich von ihrem Erstaunen, ihre Niedergeschlagenheit verwandelte sich

in Wuth, und das Blut strömte ihr heftig ins Gesicht. „Elender!“ rief sie, „Betrüger! So nimmst du das Geständniß meiner Liebe auf. — So — doch nein, nein, sie kanns nicht seyn, Bernard, sieh mich zu deinen Füßen, sieh meine Verzweiflung, habe Mitleid mit einem Weibe das dich aufrichtig liebt. Jene, die dein Herz besitzt, womit hat sie ein solches Glück verdient? was hat sie dir aufgeopfert? was gibt ihr den Vorzug vor mir?“

Bernard bemühte sich, sie aufzuheben.

„Um Gotteswillen Baroninn.“ sprach er, „mäßigen Sie diese Hitze, wir leiden beyde darunter. Man kann Ihre Ausrufungen hören, Ihre Leute können Ihr Geheimniß erfahren. Meine Gegenwart sehe ich, erzüret sie nur, erlauben Sie mir, mich zu entfernen.“

Er wollte das Zimmer verlassen, sie faßte ihn schnell am Arme.

„Und wer ist diese glückliche Nebenbuhlerin?“ sagte sie mit drohendem Tone, „ich will ihren Namen wissen — und wenn ich ihn weiß — sie ist in meinen Händen, sie erfleht meine Gewogenheit, meinen Schutz, daß ich sie nur finde, daß ich nur wisse, wer mir Ihr Herz zu rauben wagte, jede Rache soll sie fühlen, die Eifersucht, und fehlgeschlagene Hoffnung ersinnen können. Wer ist Sie? antworten Sie mir dem

Augenblick; hoffen Sie nicht, sie vor meiner Rache zu verbergen, ich werde Kundschafter über sie setzen, jeder Ihrer Schritte, jeder Ihrer Blicke soll bewacht werden, ich werde meine Nebenbuhlerin entdecken, und wenn ich sie finde, dann Bernard zittern Sie, für sie und sich selbst.“

Bernards Gefühl war empört, er konnte den Anblick des in ihrer Wuth fürchterlichen Weibes nicht länger mehr ertragen, er verließ das Gemach und eilte voll Bestürzung dem Schloßgarten zu. Er hatte vergessen, daß er ehmahls, eh er Berthan kannte, der Baroninn selbst Liebe geheuchelt hatte. Die Güte womit sie nun seinen Vortrag anfangs anhörte, hatte seine Hoffnungen auf das äußerste gespannt, er glaubte nicht anders als sie habe seine Neigung zu ihrer Nichte bemerkt, und billige sie nun. Wie schrecklich wurde nun dieß alles vernichtet! wie sollte er sich nun verhalten? Die Bestimmung Berthas zum Kloster, die unglückliche Leidenschaft ihrer Tante, alles dieß schien seiner Liebe unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen.

Traurig wandelte er im Garten auf und ab, bis er an ein kleines Gebäude kam, und durch die offenen Fenster seine Geliebte erblickte, sie saß an einem Tische und beschäftigte sich mit Zeichen. Er trat mehr maschinenmäßig hinein, un-

entschlossen, ob er ihr das Geständniß der Baroninn entdecken sollte.

„O Sie sind es nur,“ sprach sie, indem sie den Kopf in die Höhe richtete, „ich betrachte Sie nicht als einen Fremden, und werde ungehindert in meiner Beschäftigung fortfahren.“ Bernard betrachtete ihre Arbeiten, eine von ziemlicher Größe reizte seine ganze Neugierde, Sie stellte den großen Rittersaal vom Schloße Lindenberg vor, eine Thüre zu einer schmalen Treppe stand halb offen. Im Vordergrund erschien eine Gruppe von den Figuren in den grotesksten Stellungen, in jedem Gesichte war Schrecken ausgedrückt, hier lag einer auf den Knien, die Augen gegen Himmel gerichtet, und in inbrünstigem Gebethe begriffen, dort kroch ein anderer auf Händen und Füßen weg, einige verbargen die Köpfe in ihre Mäntel, andere hatten sich unter dem Tische versteckt, auf dem man die Überreste einer Gasterey sah, während noch andere mit aufgesperrtem Maule und aufgerissenen Augen nach einer Figur hinwiesen, die wahrscheinlich an der ganzen Verwirrung schuld war, sie stellte eine weibliche Gestalt von langem hagern Wuchse vor, in ein langes schleppendes aschgraues Kleid gehüllt, ihr Gesicht war verschleyert, ihr Anzug an mehreren Orten mit Blut bestreut, das aus einer Wunde an ihrer Brust rieselte, in der

einen Hand hielt sie eine brennende Lampe, in der andern einen blutigen Dolch, und schien nach der eisernen Pforte des Saales zu wallen.

„Was bedeutet dieß Bertha?“ fragte Bernard voll Erstaunen, „ist es eigne Erfindung?“

Bertha. O nein, es ist die Erfindung von weit klügern Köpfen, als dem meinigen, aber wie? hatten Sie die ganze Zeit Ihres Aufenthaltes hier nie etwas von der blutenden Jungfrau gehört.

Bernard. Wahrhaftig nicht, und Sie würden mich durch nähere Aufklärung verbindlich machen, da dieß Gemählde meine ganze Neugierde gereizt hat.

Bertha. Lieber Bernard, Sie fragen mich um mehr als ich selbst weiß, meine ganze Kenntniß ihrer Geschichte stammt aus einer alten Sage in unsrer Familie, die vom Vater auf Sohn gekommen ist, und in dem Gebiete des Barons heilig geglaubt wird, selbst der Baron und seine Tante glauben sie fest und sicher.

Bernard. Dürst ich sie um Mittheilung dessen was Ihnen bekannt ist, bitten?

Bertha. (mit komisch feyerlichem Tone.) Diese blutende Jungfrau, ist ein fürchterliches Gespenst, verbannt zur harten Wanderschaft unter den Sterblichen. Gerne möchte ich Ihnen ihr Leben erzählen, aber zum Unglücke

hat man erst nach ihrem Tode etwas von ihrer Existenz gewußt, nun erst fand sie für gut ein wenig Lärm in der Welt zu machen, und suchte sich zu dieser Absicht das alte Schloß Lindenberg aus, zum Beweise ihres guten Geschmacks wählte sie sich das beste Zimmer im Hause, worin sie zu ihrem Vergnügen um Mitternacht Tische und Stühle umwarf. Der Sage nach begann dieser Zeitvertreib vor ungefähr hundert Jahren. Bald war sie nicht mit einem Zimmer zufrieden, durchstrich gelegentlich die alten Gänge, wandelte in den geräumigen Sälen umher, blieb bisweilen vor der Kammerthüre stehen, und heulte und jammerte zum allgemeinen Schrecken. So wie ich sie hier mahlte, wollten sie mehrere gesehen haben.

Bernard. Sonderbar, und sprach sie nie mit denen die ihr begegneten?

Bertha. Nicht eine Sylbe, aber ihr schreckliches Poltern mehrte sich immer. Bald wurde das Schloß kaum bewohnbar, und den Besitzer erschreckte das mitternächtliche Toben so, daß man ihn eines Morgens todt auf dem Lager fand. Diese Heldenthat mochte nun dem Gespenste außerordentlich gefallen, denn sie machte nun mehr Lärmen als je. Aber der nächste Erbe war ihr zu klug. Er erschien mit einem verständigen Manne der sich ohne Furcht eine Nacht lang in dem

verwünschten Zimmer verschloß. Dort mochte er wohl einen harten Kampf mit dem Geiste gehabt haben, ehe dieser Ruhe zu halten versprach, aber wollte dieser trohen, so troste jener noch weit mehr, und nöthigte ihn endlich, die Bewohner des Schloßes in Frieden zu lassen. Doch nach fünf Jahren erschien sie abermahl, aber weit sanfter; still ging sie vor sich hin, und ließ sich alle fünf Jahre nur einmahl sehen. Bey diesem Gebrauche, behauptet der Baron, soll sie noch immer bleiben, und er ist vollkommen überzeugt, daß allemahl am fünften May des fünften Jahres die Thüre des verwünschten Gemaches sich öffnet, welche seit hundert Jahren verschlossen ist; da tritt dann die Jungfrau im blutenden Kleide mit Lampe und Dolch hervor, und geht die steinerne Treppe des östlichen Thurmes hinab, quer über den großen Saal. Der Pförtner läßt diese Nacht allemahl aus Ehrfurcht vor der Erscheinung das Schloßthor öffnen, sie wandelt fort, ohne daß man weiß wohin; nach Verlauf einer Stunde kehrt sie wieder zurück, und schwebt in ihr Zimmer, wo sie sich fünf Jahre lang ruhig verhält. Das Bild hier stellt eine ihrer Erscheinungen vor, wie sie mir beschrieben wurden.

Bernard. Und sie glauben dieß Bertha?

Bertha. Wahrhaftig nicht, doch muß ich

mich wohl hütten, meinen sündhaften Unglauben merken zu lassen.

Bernard. Wahrhaftig, sie sind eine Meisterinn im Treffen — hier der Baron — dort seine Gattinn — wie lebhaft — wie natürlich.

Bertha. So will ich Ihnen noch ein Bild zeigen. Ob ich hierin auch so glücklich im Treffen war, mögen Sie beurtheilen; gefällts Ihnen, so machen sie damit was Ihnen gut dünket. Sie nahm aus einem Schranke ein kleines Kästchen, und reichte es Bernarden hin, er öffnete es, und fand Berthas eignes Bild darin. Entzückt über dieß Geschenk; drückte es Bernard mit Leidenschaft an seine Lippen, warf sich zu Berthas Füßen, und schwur ihr ewige Dankbarkeit. Bertha reichte ihm ihre Hand, ihre Augen ruhten liebevoll auf ihm; plötzlich stieß sie einen lauten Schrey aus, und floh aus dem Gartenzimmer. Erstaunt sprang Bernard auf, ach und sah — die Baroninn neben sich, die vor Wuth und Eifersucht glühte. Kaum hatte sie Bernard verlassen, so strengte sie ihren ganzen Verstand an, ihre Nebenbuhlerin zu entdecken. Bertha schien ihr vor allen verdächtig, sie eilte sie aufzusuchen, und hatte nun bereits genug gesehen, um von ihrer Muthmassung hinlänglich überzeugt zu seyn. Wuth hielt sie, und Bernarden die Berlegenheit, lange schweigend.

Die Baroninn ermahnte sich zuerst. „So war denn mein Verdacht doch gegründet,“ rief sie, „meine buhlerische Richte hat gesiegt, und Ihr werde ich aufgeopfert. In meiner Rücksicht bin ich indessen doch glücklich, nicht allein ich werde eine Liebe ohne Hoffnung beweinen, auch Ihr Loos wird dieß seyn. Täglich erwarte ich den Auftrag, Berthan zu ihrem Bruder zu senden: gleich nach ihrer Ankunft in Prag wird sie den Schleyer nehmen, und so Ihrer Liebe ein unübersteigliches Hinderniß entgegen stellen. Ersparen Sie Ihre Worte, mein Entschluß ist fest, und ich muß Ihnen andeuten, daß Ihr Aufenthalt bey uns weder mir noch meinem Gemahle länger ansteht; leben Sie daher wohl, Ritter, und vergessen Sie nicht, daß wir uns Morgen Frühe zum letzten Mahle sehen.“

Sie warf ihm einen Blick voll Stolz, Verachtung und Schadenfreude zu, und verließ das Gemach. Auch Bernard eilte in das seinige, um auf Mittel zu sinnen, wie er die arme Bertha ihrer tyrannischen Tante entreißen könne.

Es war ihm unmöglich, nach der so deutlichen Erklärung länger auf dem Schlosse Linden-berg zu bleiben, er kündete also am folgenden Morgen seine Abreise an. Der Baron schien ihm so großmüthig, so gut gesinnt, daß er ihn für seine Angelegenheit gewinnen wollte, aber kaum

erwähnte er des Namens Bertha, als der Baron ihm versicherte, daß er sich ganz und gar nicht in diese Sache mischen könne, es ihm hingegen lieb seyn würde, wenn Ritter Bernard, nach Berthas Entfernung, auf sein Schloß zurück kehren wollte.

Bernard sah, daß er ganz von seiner Gattinn beherrscht wurde. Er nahm Abschied, bath um Erlaubniß, Berthan noch einmal zu sehen, und es wurde ihm abgeschlagen. Die Baroninn trat seitwärts mit ihm: „hüthen Sie sich,“ sprach sie, „meine Liebe hat sich in Haß verwandelt, wenn Sie das erste zum besten Berthas zu unternehmen sich swagen sollten, soll mein verwundeter Stolz nicht ungerochen bleiben.“

Bernard antwortete nicht, er eilte das Schloß zu verlassen. Wie er das Roß bestieg, blickte er nach Berthas Gemach, aber niemand ließ sich sehen. Hoffnungsvoll und ohne Abschied sprengte er fort, preßte den Gaul die Sporen in den Leib, daß er wild sich bäumte, und wie der Bolz von der Armbrust von dannen foh. Niemand begleitete ihn als der Knabe Theodor, den er von Greten in Magdeburg übernommen hatte. Er hatte über drey Monathe in Lindenberg verweilt, des Winters Strenge war vorüber, die Sonne lachte mild und mit erquickender Wär-

me durch die düstern Wolken, die noch hie und da des Himmels Heiterkeit trübten.

Die Natur schien ihrem neuen Aufwachen nahe, alles begann gleichsam neues Leben zu athmen und zur Bewunderung der schönen Natur zu laden; nur für Bernarden hatte dieß alles keinen Reiz, ihm wäre es lieber gewesen, es hätte nun eben so gestürmt wie im rauhen December, da er Hilfe in der Hütte der Mörder suchte; sein trauerndes Herz vertrug sich mit der Heiterkeit der Natur nicht. Schon hatte er die Thürme Lindbergs aus dem Gesichte verloren, war fortgesprängt ohne zu wissen wohin, als der junge Theodor, der seinem Herrn ganz ergeben war, und ihn ehmahls oft durch seine launigten Einfälle aufgeheitert hatte, sein Roß stärker anspornete, und neben Bernarden hinritt. „Fassen Sie Muth, lieber Herr,“ sprach er, „ich kann sie vielleicht in etwas trösten. Während Sie bey dem Baron waren, um Abschied zu nehmen, erlauschte ich die Gelegenheit, und stahl mich in das Zimmer, das ober dem Ihrer Bertha ist, dort sang ich so laut ich konnte ein Kriegslied, daß ich ehmahls oft im Schloße mit den Burgwachen sang, denen ich's lehrte, und das Bertha wohl kannte. Mein Wunsch gelang mir, bald hörte ich unten ein Fenster öffnen, und schnell ließ ich einen langen Faden, den ich zu diesem

Ende mit nahm, hinab, ich sah deutlich wie es sich in meiner Hand regte, daß man es unten etwas anziehe. Das Fenster wurde unten zugemacht, ich zog meinen Faden herauf, und dieses Blatt war daran geheftet."

Hastig und mit glühenden Wangen griff Bernard darnach, und las folgende Worte. „Bernbergen Sie sich Bernard die nächsten zehn Tage in einer benachbarten Gegend, in der Rue, die rechts von dem Schloße ist, dort werden Sie eine Köhlerhütte finden, meine Tante wird glauben, Sie sind bereits weit entfernt; den zehnten Tag um zwölf Uhr Mitternacht, werde ich in dem bekannten Lusthause unsers Gartens erscheinen."

Bernards Entzücken war grenzenlos, so wie die Ausdrücke der Dankbarkeit, mit denen er dem getreuen Theodor überhäufte. Nie hatte ihm Bernard seine Liebe zur schönen Bertha anvertraut, aber scharfsichtig entging ihm keine Bewegung seines Herrn, absichtlich schien er sich in nichts zu mengen, was im Schloße vorging, spielte den albernen Jungen, da doch seine Klugheit nur auf ein Mittel lauerte, seinem Herrn dienen zu können.

Jetzt hatte Berthas Schreiben des Ritters Gefühle ganz ungestimmt, er hatte fest entschlossen weit von Lindenberg weg sich dem Grame

zu überlassen; nun hielt er aber plötzlich sein Roß an, ritt langsamer, und überlegte mit Theodoren, was hier zu thun sey. „Wenn ich rathen dürfte,“ sprach der treue Junge, „so wäre es am besten, ich eilte nach Magdeburg, während Sie im nächsten Dorfe meiner harrten; dort besorge ich zwey Bauerkleidungen. Unkenntlich gemacht, können Sie dann in der Köhlerhütte sich unter irgend einem Vorwande aufhalten, mich allenfalls für Ihren Sohn ausgeben; o wie gerne werde ich Sie Vater nennen. Die Pferde bleiben im Dorfe zurück, und der zehnte Tag wird dann entscheiden, was noch ferner zu thun sey.“ Theodors Rath war gut, er sprengte auf Bernhards Befehl eilig nach Magdeburg; der Ritter aber ritt ins nächste Dorf, und harrte seiner. Am zweyten Tage kehrte er zurück. Er hatte zwey treffliche Kleidungen besorgt, und sobald beyde ausser dem Dorfe waren, warfen sie sich in die Bauernkittel, und gingen nach der Aue, wo die Köhlerhütte war. Sie fanden einen alten Mann, der gutmüthig, aber nichts weniger als neugierig war. Gerne both er ihnen Aufenthalt an. Der junge Theodor stellte sich krank, und sein Vater Bernard hatte daher hinlänglich Ursache bey ihm in der Hütte zu verweilen.



Die Hütte war nicht weit von der Aue entfernt, und die Köhlerhütte war ein sehr angenehmes Aufenthaltsort.

D r i t t e s K a p i t e l .



Endlich erschien die lang erwartete, lang gewünschte Nacht. Bernard hatte vom Köhler Abschied genommen; das Wetter war still, es schien der Vollmond. Wie die Glocke am Schloßthürme von Lindenberg die eilfte Stunde schlug, waren Bernard und Theodor, mit Waffen wohl versehen, an der Mauer der Burg. Die Gartenmauer lag rückwärts entfernt von dem bewachten und bewohnten Theile des Schlosses. Theodor trug eine Leiter mit sich. Sie kletterten leicht hinüber, und eilten dem Lusthause zu. Es war still und feyerlich; jedes leise Lüftchen, das durch die mit jungen Blättern noch sparsam besetzten Bäume säufelte, war hörbar. Die Mondenkugel schwamm hinter einher; selten daß sich ein dunkles Wölkchen über sie vorüber zog, und die

Blut. Gestalt. D

Gegend in graues Dunkel versetzte. Bernard und Theodor saßen sich schweigend gegenüber, und sahen in die dunkle Allee hinaus, durch die hie und da das Licht des Mondes zitterte, und die Schatten der Baumstämme zur reifen Größe mehrte. Sie warteten lange und vergebens; endlich schlug auf der Schloßuhr zwölf; der Wächter blies in sein Horn, und still war's wieder rings umher. — Die Luft war kühl: Theodoren schüttelte die Kälte; Bernard hüllte sich in seinen Mantel; sein Herz war beklemmt. Die kühle Luft, die an seinen Wangen vorüber strich, schien ihm schauriger Grabesluft zu gleichen. Ein ihm unerklärbarer Schauer durchrieselte seine Gebeine, spannte alle seine Sinne in Erwartung. Theodor, der eine ähnliche Beklemmung fühlte, konnte nicht mehr an seiner Stelle bleiben; er schmiegte sich an seinen Herrn an. Jetzt horchten sie plötzlich — ein leises Rauschen — eine lichte Gestalt schwebte die Allee herauf. Bernard fühlte die Freude nicht, die er von Bertha's Anblick hoffte. Sie schien ihr nicht ähnlich, schien größer, und schritt feyerlich im langen schleppenden Kleide einher. Die Erscheinung der blutenden Jungfrau drängte sich vor seine Seele. Er hielt die Hand bebend am Schwerte. Theodor wollte vor Angst schreyen, und der Laut erstarb auf seiner Lippe, ward zum unmerklichen Ächzen. Es

wallte näher. „Bernard, Bernard!“ rief es — und Bertha lag in seinem Arme. — Weg war Angst und Schauer; Liebesglut färbte des Ritters Wangen; heiße Küsse schmolzen das eisig gewordene Blut, daß es warm durch alle Fiebern wallte. Bertha unterbrach das Schweigen: sie richtete sich aus den Armen ihres Geliebten empor. „Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sprach sie, „Bernard! die Augenblicke sind kostbar. Zwar bin ich nicht mehr gefangen, wie ich es lange, seit deiner Abreise, war, aber man beobachtet jeden meiner Schritte. Ein Diener meines Bruders ist hier angekommen: ich muß sogleich zu ihm nach Prag. Mit Mühe habe ich einen dreytägigen Aufschub erhalten. Ach! mir bleibt keine Hoffnung. Bruder und Tante stoßen mich unerbittlich ins Kloster, für das ich nicht geschaffen bin. In diesem Augenblicke, wo alles mich verläßt, habe ich einen Entschluß gefaßt, durch Muth und Kühnheit mich selbst zu retten. Es ist der einzige mögliche Fall, der mich retten kann, wenn Sie, Bernard! mich unterstützen.“

Bernard. O Gott! wie soll ich beginnen? Jedes Mittel, und sey es das schaurigste, will ich anwenden, Sie zu befreien.

Bertha. So hören Sie denn meinen Entschluß. Ich vertraue mich Ihrer Ehre an; Flucht ist mir jetzt allein noch übrig. Die drin-

gende Gefahr, die mir drohte, muß diesen Schritt entschuldigen. Hören Sie nun den Plan, nach welchem ich glücklich zu entkommen hoffe."

„Von heute über fünf Tage, erwartet man die Erscheinung des berühmigten Gespenstes. Ich besorgte einen Anzug, der der gemachten Schilderung von ihr vollkommen entspricht. Halten Sie einen Wagen in der Nähe, und bleiben Sie in einiger Entfernung von dem großen Schloßthore. Wie die Glocke eins schlägt, verlasse ich mein Zimmer, gekleidet wie der Geist es seyn soll. Wer mir begegnet, wird zu sehr erschrecken, um sich meiner Flucht zu widersetzen. Ich erreiche dann ohne Mühe die Pforte, und vertraue mich ihrem Schutze. So weit muß es mir glücken. — Aber, Bernard! wenn Sie mich hintergehen, wenn Sie meine Unbesonnenheit verachten, und ihr mit Undank lohnen könnten — o dann wäre auf der Welt kein unglücklicheres Geschöpf, als ich. Ich fühle, welchen Gefahren ich ausgesetzt seyn werde. Ich fühle, daß ich Ihnen ein Recht gebe, mich leichtsinnig zu behandeln; aber ich vertraue Ihrer Liebe, Ihrer Ehre mich an. Meine Flucht wird meine Familie gegen mich aufbringen. Sollten Sie mich verlassen, sollten Sie mein Vertrauen täuschen, dann habe ich keinen Freund, der meine Beschimpfung räche, oder sich meiner annähme. Auf Ihnen allein ruht meine Hoff-

nung, und spricht Ihr Herz nicht für mich, so bin ich auf immer verloren."

Der Ton, mit dem sie diese Worte aussprach, war so rührend, daß Bernard, trotz der Freude über das Versprechen, ihm zu folgen, innig gerührt wurde. Er schloß sie fest in seine Arme, schwur ihr ewige Liebe, und versprach, mit Pferd und Wagen bereitet zu seyn.

„Dann wird, dann muß es uns glücken!“ sprachen beyde, und schlossen sich fest in die Arme, — als ein lautes Rauschen sie aufschreckte. Bertha bebte, sie unterdrückte ihr Angstgeschrey, und floh aus dem Lusthause. Bernard stellte sich in einem finstern Winkel; er sah, wie Bertha schnell im Mondenlichte dahin gleitete. Die Gestalt der blutenden Jungfrau schwebte schnell und unwillkürlich seiner Seele vorüber. Ein unerklärbarer Schrecken bemächtigte sich seiner; er stürzte fort aus dem Garten, und erhobte sich nur dann erst, als er auffer der Mauer im Freyen war. „Was war das?“ sprach er tief athemholend zu Theodoren. „Sahest, hörtest du nichts?“

„Nichts!“ antwortete der zitternde Junge, „aber desto mehr fühlte ich. Es ergriff mich, wie mit eiskalter Hand; ich wollte überlaut schreyen, und konnte keinen Laut von mir geben. Wie Sie und ich aus dem Garten gekommen sind, weiß ich selbst nicht.“

Sie eilten nach dem Dorfe, wo die Rosse standen, warfen die Bauernkittel von sich, und sprengten nach Magdeburg, zu dem Freunde Bernards. Diesem vertraute er die ganze Begebenheit, ohne jedoch der Gestalt zu erwähnen, in welcher Bertha entfliehen wollte. Bernards Baarschaft war kaum hinreichend, Rosß und Wagen anzuschaffen; sein Freund streckte ihm vor — aber wo sollte er die schöne Flüchtige hinbringen? Sein Freund rieth ihm, schnell mit ihr zum Grafen von Wallenstein zu ziehen, der in Znaym sich aufhielt, und als oberster Befehlshaber des kaiserlichen Heeres, ansehnliche Truppenkorps gegen Schweden und Sachsen warb. „Wallenstein,“ sprach er, „ist ein rauher, aber dabey großmüthiger Mann; er wird dich gerne in Schutz nehmen, dir eine, deinem Stande angemessene Stelle unter dem Heere geben, daß du dich und dein Weib redlich ernähren kannst.“ Bernard fand diesen Vorschlag gut, und sehnte sich innig, bald Bertha'n an sein Herz drücken zu können. Er eilte mit Rosß und Wagen, und wohl bewaffnet, aber nur von seinem treuen Theodor begleitet, nach dem Orte seiner Bestimmung.

Die Nacht brach heran, feyerlich und schön. Ehe die Glocke zwölf schlug, war Bernard angelangt. Theodor hielt mit den Rossen im Gebüsch sich verborgen. Bernard schlich einem Hügel

näher, wo das Schloß vor seinen Blicken lag. Die Nacht war ruhig und schön, die Mondesstrahlen fielen auf die alten Thürme des Schloßes, und warfen ein Silberlicht auf die Kuppeln. Alles war so stille, man hörte nichts als die Seufzer der Lüftchen im jungen Baumlaube, das entfernte Gebell der Dorfhunde, oder die Eule, die in einer Kluft des verlassenen alten Thurmes saß. Bernard hörte ihr schauriges Geschrey, von dem Gefirnse eines Fensters, das zum verwünschten Zimmer gehörte. Die Geschichte der blutenden Jungfrau wich nicht von seiner Seele, so wenig es ihm an Muth fehlte, so wünschte er sich doch, daß sein Abenteuer bald vorüber seyn möchte.

Die Schloßuhr kündigte jetzt die Mitternachtsstunde an; das gewöhnliche Zeichen im Hause, sich zu Bette zu begeben. Bald darauf sah man Lichter im Schloße sich in verschiedenen Richtungen hin und her bewegen, wie die Gesellschaft ihren Gemächern zu eilte. Bernard war sehr nahe, er konnte deutlich die schweren Thürren knarren hören, wenn sie mit Mühe geöffnet wurden, so wie sie sich wieder schloßen, klirrten die Fenstergläser in ihrer vermoderten Einfassung. Berthas Kammer war auf der andern Seite des Schloßes; Bernard zitterte, sie möchte den Schlüssel zu dem verwünschten Zimmer nicht erhalten haben, denn durch dieses mußte

sie, um die schmale Stiege zu erreichen, die der Geist der Sage nach zu dem großen Saale hinab zu steigen pflegte. Von dieser Besorgniß eingenommen, hielt er die Augen fest auf das Fenster geheftet, wo er den freundlichen Schimmer von Berthas Lampe bemerkte. Jetzt wurde die eiserne Pforte aufgesperrt, Bernard erkannte den alten Pfortner, er schlug die Flügelthüren weit aus einander, und begab sich schnell hinweg, nach und nach verschwanden die Lichter im Schlosse, und endlich war das ganze Gebäude in Dunkel gehüllt.

Auf einem Abfaze des Hügels saß der harrende Entführer, die Stille die ihn umgab, senkte eine nicht ganz unangenehme Schwermuth in seine Seele, nur von Besorgniß manchemal unterbrochen. Das Schloß, das er im Gesichte hatte, stellte einen ehrwürdigen und mahlerischen Gegenstand vor, seine starken Mauern, vom Monde mit feyerlichem Glanze gefärbt, seine alten zum Theile verfallenen Thürme, die sich in die Wolken erhoben, und die von ihnen beschattete Ebene unten zu bedrohen schienen; die hohen Binnen mit Epheu überwachsen, und das Doppelthor der geistigen Bewohnerinn zu Ehren weit geöffnet, ließ ihn einen dumpfen ehrfurchtsvollen Schauer fühlen.

Es schlug halb, es schlug drey Viertel auf ein Uhr, Bernards Herz klopfte hoch von Hoffnung und Erwartung, endlich hörte er den erwünschten Schall. Die Glocke tönte — Eins — und das Haus erschallte von ihrem lauten feyerlichen Tone. Er blickte zum verwünschten Fenster hinauf, eine kurze Pause, und das erwartete Licht erschien. Jetzt trat Bernard dicht an den Thurm, das Fenster war nicht so hoch, daß er nicht hätte bemerken können, wie eine weibliche Gestalt mit einer Lampe in der Hand, langsam durch das Zimmer schwebte. Bald verschwand das Licht, und alles war wieder Nacht und finster.

Von Zeit zu Zeit stahl sich ein Lichtstrahl durch die Treppfenster, wie der Geist herabstieg. Bernard folgte dem Lichte in den Saal, es erreichte das Thor, und jetzt sah er Berthan aus den Flügelthüren treten. Sie war genau so angezogen, wie sie das Gespenst beschrieben hatte. Ihren Kopf verhüllte ein langer Schleyer, ihr schleppendes aschgraues Kleid hie und da mit Blut befleckt, sie trug Lampe und blutenden Dolch. Sie ging Bernarden entgegen. Liebe-
trunken mit gedffneten Armen floh er ihr entgegen, und drückte sie an seine Brust. „Bertha!“ rief er: „du bist mein, und ich bin dein auf ewig!“ Erschrocken und athemlos konnte sie nicht

sprechen, sie ließ Lampe und Dolch fallen, und sank schweigend in seine Arme, Bernard hob sie empor und trug sie nach dem Wagen, er sprang nach. Theodor warf die Thüre zu, schwang sich aufs Roß, und jagte fort. Anfangs freute dem Entführer der Rosse Schnelligkeit, aber sobald er außer Gefahr der Verfolgung war, rief er Theodorn zu, nicht so zu eilen. Dieser bemühte sich aber umsonst zu gehorchen, die Pferde ließen sich nicht regieren, und rannten immerfort mit unerhörter Schnelligkeit. Theodor verdoppelte seine Bemühung sie im Bügel zu halten, aber die Thiere bäumten sich, schlugen wüthend aus, und befreysten sich bald von ihrem Joche. Unter lautem Geschrey stürzte Theodor herab, dicke Wolken verfinsterten den Himmel, der Wind heulte, der Blitz zuckte. Der Donner brüllte fürchterlich durch den Zwist der Elemente, erschreckt schienen die Pferde jeden Augenblick ihre Geschwindigkeit zu verdoppeln. Nichts vermochte ihren Lauf zu unterbrechen, sie rissen den Wagen über Hecken und Gräben, stürzten sich von den gefährlichsten Anhöhen herab, und schienen an Schnelligkeit mit dem Sturme zu wetteifern.

Diese ganze Zeit über lag Bernards Gefährtinn ohne Bewegung in seinen Armen. Wirklich geängstigt durch die Größe der Gefahr, versuchte er umsonst, sie zur Besinnung zu ru-

fen ; als ein lautes Krachen ertönte, und der Wagen in Stücken zerbrach. Bernard stürzte über einen felsigten Abhang hinab, und verlor alle Besinnungskraft.

Als er seine Augen öffnete, war es heller Tag, mehrere Bauern standen um ihn, und fritten, ob er sich je wieder erhohlen werde. Sein Haupt blutete stark, seine Kräfte waren entschwunden, sobald er nur Worte finden konnte, fragte er nach Bertha, sein Erstaunen und Kummer war unbeschreiblich, als ihn die Bauern versicherten, sie hätten keine Person um ihn gesehen, die seiner Beschreibung gleich käme. Das Ächzen eines Pferdes habe sie aufmerksam gemacht, als sie vorüber zogen, und sie haben den zerbrochenen Wagen samt den vier Pferden entdeckt, woran nur eins mehr halb lebte, niemand sey um den ohnmächtigen Junker gewesen. Unausprechlich bekümmert über das Schicksal seiner Gefährtinn, beschwor er die Bauern, sie auf allen Seiten zu suchen; beschrieb ihren Anzug, und versprach dem, der sie bringen würde, große Belohnung. Die Bauern versprachen ihm Folge, so verließen ihn alle bis auf zwey, die ihn auf eines ihrer Roße hoben, und langsam mit ihm fort zogen. Wie staunte Bernard, als er schon nach Verlauf einer halben Stunde, Magdeburgs Thürme sah, von denen er vermög des

schnellen Fahrens, weit entfernt zu seyn geglaubt hatte. Man wollte ihn nach einem Gasthause bringen, Bernard aber verlangte zu seinem Freunde. Staunend eilte ihm dieser entgegen, forschte, und Bernard beschwor auch ihn, Berthan und Theodorn zu suchen. Er sandte eilig Boten aus, während man den Verwundeten auf ein Lager brachte, und den Arzt rief. Die Wunde, Blutverlust, Angst und Kummer hatten ihn kraftlos, und äußerst unruhig gemacht, der Arzt verband die Wunde, und besorgte eine gefährliche Verwirrung des Gehirns, worin ihn das stete Rufen Bernards um seine Gefährtinn bestätigte, von der doch die Bauern nichts gesehen hatten. Die ausgesandten Späher kehrten ohne Nachricht von ihr zurück, bis nach Lindenberg waren sie nicht gekommen, weil Bernard aus Behuthsamkeit den eigentlichen Namen seiner Gefährtinn nicht nennen konnte. Dieß bestätigte die Vermuthung des Arztes von der besorgten Verwirrung des Gehirns — dem Freunde des Verwundeten war der ganze Vorfall unerklärbar.

Bernards ängstliche Furcht wich, um der Trostlosigkeit, er hörte nun auf, seine Geliebte zu rufen, und versank in ein tiefes schwermüthiges Nachdenken. Der Arzt gab ihm eine beruhigende Arzeney, und so bald es Nacht war, und er zu entschlummern schien, ließ man einen

einzelnen Wärter bey ihm, und eilte selbst zur Ruh.

Aber vergebens, der Schlaf floh bald seine tief erschütterte Brust, und schloß um so fester seinen Wärter in seine Arme. Mit rastloser Seele warf sich Bernard, trotz seiner Ermüdung, von einer Seite auf die andere, bis die Glocke eines benachbarten Thurms Eins schlug. Wie er des kläglichen hohlen Schalles lauschte, und ihn in der Luft verhallen hörte, fühlte er seinen Körper plötzlich mit Frost übergossen, er schauderte ohne zu wissen warum, kalter Thau badete seine Stirne, und seine Haare richteten sich starr empor. Auf einmahl hörte er langsame und schwere Tritte die Treppe herauf kommen. Unwillkürlich richtete er sich auf dem Lager empor, und zog die Vorhänge zurück. Eine einzige Nachtlampe, die auf einem Tische stand, schoß einen schwachen Strahl durch das mit einer dunkeln Tapete behangene Zimmer. Die Thüre wurde heftig aufgerissen. Eine Gestalt trat herein, und kam mit fürchterlichen Schritten auf sein Lager zu. Zitternd von Ahndung, blickte er nach seinem mitternächtlichen Gaste, o Himmel, er glich der blutenden Jungfrau, seine Gefährtinn mit Lampe und Dolch. Noch immer war ihr Gesicht verhüllt, langsam hob sie jetzt ihren Schleyer auf, welcher Anblick drückte sich in seine aufgerissenen

Augen. Er sah einen belebten Leichnam, lang und hager war ihr Gesicht, Wange und Lippe ohne Blut, Todtenblässe lag auf ihren Zügen, und ihre fest auf ihn gehefteten Augäpfel waren hohl und glanzlos.

Bernard starrte das Gespenst mit Entsetzen an, das keine Worte beschreiben können. Das Blut fror in seinen Adern, gerne hätte er um Hülfe gerufen, aber der Laut erstarb, ehe er über die Lippe konnte, seine Nerven waren in Ohnmacht gefesselt, er blieb in der nämlichen Stellung, unbeweglich wie eine Bildsäule.

Das Gespenst sah ihn einige Zeit schweigend an, es war etwas versteinernes in seinem Blicke, endlich sprach es in einem leisen Grabestone:

„Bernard, Bernard, du bist mein!

Ich bin dein auf ewig.“

Athemlos vor Furcht, hörte er seine eigenen Ausdrücke wiederhohlen, die Erscheinung setzte sich ihm gegenüber, an den Fuß des Lagers, und schwieg; ihre Augen waren voll Ernst auf ihn gerichtet, sie schienen, mit denen der Klapperschlange etwas gemein zu haben, den umsonst wollte er die seinigen hinweg wenden, er konnte wie verzaubert nicht eine Minute das Gespenst aus dem Gesichte lassen.

Eine ganze Stunde blieb es in dieser Stellung, ohne zu sprechen, ohne sich zu bewegen,

auch er vermochte beydes nicht. Endlich schlug es zwey: die Erscheinung stand auf, und näherte sich dem Lager von der Seite, sie ergriff mit eisigen Fingern Bernards Hand, die ohne Leben auf der Decke lag, drückte ihre kalten Lippen auf die seinigen, und wiederholte.

„Bernard, Bernard, du bist mein,
Ich bin dein auf ewig.“

Dann ließ sie seine Hand fallen, schritt langsam aus dem Zimmer, die Thüre donnerte hinter ihr zu, bis zu diesem Augenblicke waren alle körperlichen Kräfte Bernards unthätig, und nur die seiner Seele wach gewesen. Jetzt hörte der Zauber auf, das in den Adern erstarrt gewesene Blut strömte heftig nach dem Herzen zurück, er stieß einen Seufzer des Schmerzens aus, und sank ohnmächtig aufs Lager zurück.

Sein Wächter erwachte, er rief Hülfe herbey, es gelang ihnen mühsam, ihn zum Leben zu bringen. Er verfiel in eine Art von Schlummer, aber fürchterliche Träume hinderten ihn, in dieser Ruhe Erquickung zu finden. Bertha und die blutende Jungfrau stellten sich wechselweise seiner Fantasie dar, und vereinigten sich ihn zu peinigen.

Das sonderbare dieser Begebenheit machte ihn entschlossen, sie zu verschweigen, weil er nicht erwarten konnte, daß dieser Umstand Glauben

finden würde. Endlich erwirkten Ermüdung und Arzeneey gegen Abend einen festen anhaltenden Schlaf, bis die Thurmuhre ihn durch den lauten Schlag „Eins“ aufweckte. Dieser Schall brachte alle Schrecken der vergangenen Nacht in sein Gedächtniß, derselbe kalte Schauer faßte ihn, er richtete sich auf, und sah den Wächter fest im Armstuhle schlafen. Er rief ihn bey dem Nahmen, er antwortete nicht, er rüttelte ihn so stark er konnte, er fühlte nichts, jetzt hörte er die schweren Tritte, die Treppe herankommen, die Thüre wurde aufgerissen, und die blutende Jungfrau stand wieder vor ihm, aufs neue verfiel er in kraftloses Dahinstarren. Das Gespenst wiederholte seine gewöhnlichen Worte, und der ganze Auftritt stellte sich ihm wieder dar, der ihn vorige Nacht so heftig angegriffen hatte, das Gespenst drückte wieder seine Lippen auf die seinigen, berührte ihn mit den modernden Fingern, und verließ, wie bey seiner ersten Erscheinung, das Gemach mit dem Schlage „Zwey.“

So gings jede Nacht, statt sich an den Geist zu gewöhnen, ergriff ihn vielmehr bey jedem kommenden Besuche größeres Entsetzen, der Gedanke daran verfolgte ihn unaufhörlich, und er war die Beute einer ununterbrochenen Schwermuth.

Der einzige Trost der ihn in dieser schrecklichen Lage ward, war die Ankunft Theodors,
der

der gerade von Lindenberg kam. Am frühen Morgen hatten ihn einige Bediente des Schlosses dort ohnmächtig, und von dem Schlage eines Pferdes verwundet gefunden, und zur Pflege nach dem Schlosse gebracht. Dieser Umstand, und der, daß Bernard so nahe bey Magdeburg mit dem Wagen stürzte, bestätigte die Vermuthung, daß die wilden Rosse wahrscheinlich durch den Geist getrieben immer in der Runde umher sprengten, welches Bernard durch die grosse Schnelle, und plötzliche Dunkelheit der Nacht nicht bemerken konnte. Ängstlich forschte er nun nach Bertha — „Es gelang mir,“ sprach Theodor, „trotz der Wachsamkeit der Baroninn mit ihr zu sprechen. In jener unglücklichen Nacht, da die Entführung vor sich gehen sollte, hatte ihr ein Zufall nicht erlaubt ihre Kammer zur bestimmten Zeit zu verlassen. Endlich wagte sie sich in das verwünschte Zimmer, stieg die Treppe zum grossen Saale hinab, fand das Thor offen, wie sie erwartete, und verließ unbemerkt das Schloß. Wie groß war ihr Erstaunen, da sie Bernard nicht fand, sie untersucht jeden Ort, durchlief die nahe Aue, und brachte zwey ganze Stunden in diesem vergeblichen Nachforschen zu, ohne eine Spur zu entdecken. Erschrocken und unmuthig mußte sie nun in das Schloß zurückkehren, ehe sie die Baroninn vermiste; allein hier sah sie sich in einer Blut. Gestalt. E

neuen Verlegenheit. Es war drey Uhr, die Geisterstunde war lange vorüber, und das Thor von dem sorgsamem Pfortner verschloßen. Nach langem Bedenken wagte sie's sanfte anzuklopfen, zum Glück für sie war der Pfortner noch munter, er hörte das Geräusch, und stand auf, nicht ohne Murren, daß er noch einmahl geweckt würde. Kaum hatte er einen Flügel geöffnet, und die vermeintliche Erscheinung auf das Einlassen warten gesehen, so fiel er mit einem lauten Schrey auf die Knie. Bertha benutzte dieses Schrecken, schlüpfte vor ihm vorüber, und floh auf ihr Zimmer, dort verbarg sie ihre Nummeren, und suchte sich vergebens Bernards Verschwinden zu enträthseln."

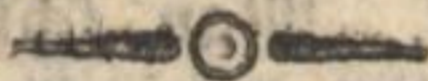
Am frühen Morgen brachte man den verwundeten Theodor nach dem Schloße. Der Baron, seine Gattinn und die Dienerschaft standen eben beysammen, und forschten bey dem Thorwächter, wer so spät ins Schloß gekommen sey, da die noch wache Baroninn das Rauschen des Thores gehört hatte. Der Pfortner stattete redlichen Bericht ab, alle glaubten zwar an das Gespenst, aber das Anklopfen ans Thor um Einlaß schien ihnen für einen Geist ein widersprechendes Verfahren. Die Ankunft Theodors erregte Aufsehen, man sah, daß er von einem Pferde verwundet worden sey, der Thorwächter be-

theuerte, er habe das Brausen wilder Rosse und das Rollen eines Wagens zweymahl an den Burgmauern vorbey vernommen. Dieß vermehrte den Verdacht. Die Baronin eilte in Berthas Gemach, sie fand diese ungewöhnlich von Angst und Kummer entkräftet, man untersuchte, und fand das Kleid des Gespenstes. Mit Ungestüm drangen alle in Theodoren zum Bekenntnisse, er erzählte mit unbefangener Miene, daß sein Herr in der Nähe des Schlosses gewesen sey, um auf immer von Bertha Abschied zu nehmen. Wie er das habe ausführen wollen, sey ihm unbekannt, die Rosse seyn scheue geworden, und haben ihn abgeworfen, was weiter geschehen sey, wäre ihm gänzlich unbewußt. Man schien seiner Aussage zu glauben, drang auch nicht weiter in Bertha, und schon am dritten Tage wurde sie, von der Baronin begleitet, nach Prag geführt, ohne daß sie oder Theodor den ganzen Vorfall aufklären konnte. Sobald Theodor nur halb genesen war, stieß man ihn aus dem Schloße, er eilte nach Magdeburg, wo er seinen Herrn glücklich wieder fand.

Diese Nachricht war für Bernarden tröstend und traurig; tröstend, daß Bertha wenigstens von seiner Treue überzeugt ward, traurig, daß sie nun so weit entfernt war. Aber hierin tröstete ihn auch sein Freund mit der Hoffnung, wenn er Kriegsdienste unter Wallensteins Heer nehmen

würde, sollte es ihm leicht seyn nach Prag kommen zu können, weil auf dessen Wiedereroberung von den Sachsen des Feldherrns Hauptaugenmerk zu seyn schien.

Diese Hoffnung stärkte Bernards Kräfte, er genas, aber seine Heiterkeit kehrte nicht wieder zurück, die noch immer fortdaurenden nächtlichen Erscheinungen versenkten ihn in tiefe Schwermuth.



Viertes Kapitel.

Nachdenkend saß er einst in seinem Gemache, achtete des geschwätzigen Theodors nicht, der sich stets bemühte seinen Herrn mit Hoffnungen zu trösten, als dieser, um Bernarden zu zerstreuen, erzählte, daß er vernommen habe, ein berühmter Mann sey nach Magdeburg gekommen, der in der damahl so üblichen Kunst, künftige Schicksale durch Berechnungen und den Lauf der Gestirne zu verkünden, sich großen Nahmen erworben hatte; auch rühme er sich der Macht, Geister zu bannen, und durch der Wunderkräfte mancherley die hartnäckigsten Übel zu heilen. Bernard ward aufmerksam als es Theodor vermuthet hatte; er befahl ihm sogleich den Fremden aufzusuchen, und zu sich zu bringen. Der Junge, der mehr des Scherzes willen dieses Vorfalls erwähnt hatte, einen gleichen Hang, sich zu belustigen, bey seinem Herrn vermuthete, und

sich hoch darüber freute, eilte fort, kam aber erst gegen Abend mit dem Fremden zurück.

Es war ein Mann von majestätischem Ansehen, sein Gesicht hatte starke Züge, und seine Augen waren groß, schwarz und funkelnd; in seiner Miene lag etwas, daß bey dem ersten Anblicke geheimen Scheu, beynabe Entsetzen einflößte. Ein langes schwarzes Kleid, das ihm bis an den Boden schleppte, umhüllte seinen Körper, eine schwarze Binde bedeckte die Stirne, sein Gang war langsam, sein Blick durchdringend.

Er grüßte schweigend Bernarden und winkte mit einer Art, die gebietherisch schien, Theodorn sich zu entfernen. Auf Bernards Wink verließ dieser halb unwillig das Gemach. Der Fremde nahte sich. „Bernard,“ sprach er, „ich weiß warum du mich rufen ließeest, deinetwegen zog ich nach Magdeburg, sorgte, daß die Nachricht meines Hierseyns zu den Ohren deines Dieners käme. Du leidest an einem Übel, daß nur ich zu heilen vermag, das sonst dein ewiger Peiniger bleiben würde.“

Bernard. O so eilen Sie, mein Erretter zu seyn.

Der Fremde. Noch nicht, Bernard, noch ist's nicht Mitternacht, die Mitternachtsstunde ist mir geweiht, nach Mitternacht ist meine

Nacht am Ende. Lasse uns also bis dahin warten, damit aber die Zeit nicht ungenützt verstreiche, wird es wohl gethan seyn, wenn ich dir dein ferneres Schicksal enthülle."

Bernard ging diesen Vorschlag ein, der Fremde langte eine Rolle und einen schwarzen Stab unter dem Kleide hervor, lehnte letztern, der wahrscheinlich zur Beschwörung des Geistes gehören sollte, in einen Winkel, und breitete seine Rolle auf dem Tische aus. Sie war mit Charakterzügen und mancherley Hieroglyphen verziert. Bernard wollte ihm die Stunde und den Tag seiner Geburt und mehrere zu den Berechnungen künftiger Schicksale nothwendige Dinge anzeigen, der Fremde versicherte ihn hingegen, daß er schon hinlänglich davon verständiget sey, gab ihm die Stunde seiner Geburt genau an, als sie Bernard selbst wußte. Staunend setzte sich nun dieser dem Nativitätsteller gegen über, und ohne ihn durch einen Laut in seinen Bemühungen zu unterbrechen, durchforschte er dessen Gesichtszüge, gab auf jede seiner Mienen deutlich acht. Des Fremden Gesichtszüge waren zwar regelmäßig und von nicht unangenehmer Bildung, man würde ihn haben lebenswürdig nennen können, und doch war ers nicht. Unerklärbar war die Schauerlichkeit die ihn umfloß, man konnte sich nicht erklären was denn eigentlich von sei-

ner Miene den widrigen Eindruck mache, und doch wurde dieser immer heftiger, je länger man das Auge auf ihn gerichtet hielt. Er hingegen arbeitete ununterbrochen, bald verdüsterte sich seine Miene, er sah forschend nach Bernarden, und warf den Griffel, mit dem er schrieb, unwillig von sich. Dieser wagte es nicht ihn anzusprechen, nach einer langen Pause schritt er wieder zur Arbeit, man sah's ihm an, daß er's ungerne that, seine Miene verdüsterte sich, je mehr er sich beschäftigte — endlich schien er etwas zu entdecken, daß ihn aufheiterte, allmählig kehrte süßes Lächeln in sein Gesicht, aber Bernard versicherte nachher oft seine Freunde, daß ihn dieß Lächeln mit Schauder erfüllt hatte.

Jetzt hatte er geendet, die Glocke schlug eben eilf Uhr — er stand auf, und trat Bernarden näher. „Jüngling,“ sprach er, „ich habe deine Schicksale erforscht, entrisse ich dem Verhängnisse den Schleyer der Verborgtheit, deine Bestimmung liegt klar vor meinen Augen — sie ist schrecklich, armes Geschöpf, nur bestimmt den Becher des Leidens zu leeren — du erbleichst? wie soll ich dir erst schildern was deiner harret — doch ich muß es eilig thun, um dich noch zu retten, du mußt die Gefahr wissen die dir droht, um zu deiner Rettung angetrieben zu werden.“

Bernard. Mann, deine Worte sind fürchterlichen Inhalts.

Der Fremde. So fürchterlich wie dein Schicksal — höre mich an. Bernard, Liebe be-seelt dein Herz, Liebe wird dich elend und unglücklich machen — und doch, doch ist's nur auch die Liebe, die dich rettet, dich deiner Bestimmung entreißen kann.

Bernard. Unbegreiflich.

Der Fremde. Ich will deutlicher werden, die Zeit ist kurz, ich darf die Stunde der Beschwörung nicht versäumen, und bevor ich zu diesem großen Unternehmen schreite, muß ich deinen Entschluß wissen. Höre mich also an. Bertha von Lindenberg wird die Quelle deines Unglücks werden.

Bernard. Wie? Bertha? meine Bertha? Unglücksbothe — willst du mich noch mehr martern? mir vollends meine Ruhe rauben?

Der Fremde. Unterbrich mich nicht, du liebst sie innig, weh dir, besser würdest du fahren, wenn du dieser Liebe —

Bernard. Entsagen würde? nimmermehr — nur mit meinen Leben soll diese Liebe weichen.

Der Fremde. So stirb denn am Hochgerichte —

Bernard. (zurückbebend) Wie?

Der Fremde. Dieß ist dein Loos, wenn

du dieser Liebe dich so überlassen willst, wie du nun behauptet hast. Ich will dir's näher erklären. Blick her auf meine Rechnung, unter diesem Unglück bringenden Gestirne begann deine Liebe, sein Einfluß wird nicht aufhören, auf dich zu wirken, bis du nicht selbst muthvoll die Bande, die dich ans Unglück ketten, zertrümmerst, du willst zu dem Heere Wallensteins ziehen? wohl, man wird dich dort wohl aufnehmen. Wallenstein wird dich lieb gewinnen, dein Freund werden — durch ihn wirst du nach langem Kampfe mit Hindernissen mancher Art Berthas Hand auf der Leiche ihres Bruders erhalten. Liebestaumel gleicht dem süßen Traume, der uns bunte Scenen der Glückseligkeit vorstellt, umschlingt den Menschen mit Ketten, die er schwer zerreißen kann, macht ihn blind gegen alles, was außer seinen Grenzen ist; auch Bertha wird vergessen, daß du Schuld an dem Tode ihres Bruders warst, deine Liebe wird ihr Ersatz seyn, trunken und zärtlich wird sie sich dir in die Arme werfen.

Bernard. O daß ich schon errungen hätte, jene unbeschreibliche Wonne.

Der Fremde. Je eher du sie erringst, je näher bist du dem Verderben. (unruhig auf und abgehend) O du könntest, könntest dich wohl retten. Dein Freund Wallenstein wird als Beför-

derer deines Glückes deine Braut sehen wollen
— Unglücklicher — dein Freund hat ein Herz
wie du, er wird Bertha sehen — wird sie lie-
ben —

Bernard. Ach wie schrecklich.

Der Fremde. Bist du ihm an Macht ge-
wachsen? kennst du sein Herz, das rauh kein Mittel
zur Erreichung seiner Absicht scheut, den bis in den
Tod haßet, der ihm im Wege steht? Du wirst
mit Bertha entfliehen wollen, und diese Flucht
wird nun Wallensteins Absicht begünstigen —
man wird dich ergreifen, unter dem Vorwande
von Verrätherey ins Gefängniß werfen.

Bernard. Entsetzlich!

Der Fremde. Zehn Jahre schmachtetst
du dann im dunkeln Kerker, zehn Jahre sind
Wasser und Brot deine Nahrung, rauben dir
deine Kräfte, machen dich stumpf für die Freu-
den des Lebens — nach zehn Jahren —

Bernard. Wird eine Rettung werden?

Der Fremde. Wird dir Wallenstein auch
das schimlichte Brot, das faule Wasser nicht
mehr gönnen, du sollst verhungern.

Bernard. (ans Schwert schlagend) Ha!

Der Fremde. Ein mitleidiger Knecht,
aus dem Haufen des Volks wird sich deiner erbar-
men, man wird dich verhungert glauben, wäh-
rend du bey ihm verborgen lebst — da wird dein

Wunsch seyn, zu sterben, nur einmahl deine Bertha noch zu sehen, und zu sterben. Es ist leicht — Bertha ist in Markensteins Pallast — ein grosses Fest gibt dir Gelegenheit unerkannt in ihre Gemächer zu kommen — du bist an der Schwelle, wo sie wohnt — zitternd bleibst du stehen, dein Herz klopft mächtig bey dem Gedanken, nach so langer Trennung die heiß Geliebte wieder zu sehen — ihr Bild schwebt noch vor deiner Seele, du fühlst die Wonne ihrer Umarmung, öffnest schnell die Thüre, und findest sie und Wallenstein in heißer Umarmung.

Bernard stand bleich und zitternd, seine Augen kreisten wild umher, seine blaue Lippe bebte und konnte nicht sprechen — Der Nahme Bertha töante endlich so wild und fürchterlich um ihn, als ob er aus tiefer Gruft und aus dem Munde eines Sterbenden käme.

Der Fremde. Rache durchglüheth dich.

Bernard. Rache, blutige Rache.

Der Fremde. So mußt du rufen, meinen Dolch zucken, und hinstürzen über den Räuber deines Glückes — aber dein und Wallensteins Geschrey lockt die Wache herbey, man ergreift dich, schleppt dich ins Gefängniß, ruft Wallenstein, deine Blicke flammen wild — Bertha umschlingt deinen Feind. „Schon lange genug lebte ich seinetwegen in Sorgen,“ spricht sie, „en-

dige diese Besorgnisse." — „Ja“ ruft der Erzürnte, „er wollte mich morden, am Hochgerichte soll er sterben.“

Bernard. Teufel, mehr als Teufel, der du mit satanischer Kälte mir alle diese Scenen vor die Seele rücktest — Fluch dir für deine Prophezeung — Blendwerk ist deine Weisheit, elender Betrug, mich von Bertha zu entfernen. — Deine Erzählung meiner Strafe soll dir furchtbarer werden als mir deine Verkündigung. O ich will dein häßliches Gewerbe aufdecken, Betrüger, ich will all den Schmerz, den du mir erpreßtest, in deine Seele gießen, dich Genosse der Hölle deinen Verbündeten zu senden.

Bernard ergriff sein Schwert, er stürzte hin über den Fremden, der keine Miene veränderte, kaltblütig seine Hand ausstreckte, und dadurch eisiges Erstarren in Bernards Glieder goß. Der aufgehobene Arm sank, das Schwert tönte auf den Boden hinab — Bernards starrende Augen waren auf den Fremden geheftet, der mit seiner schwarze Stirnbinde zurückschob, und aus seiner Stirne fuhr eine helle Flamme empor. Entsetzt stürzte Bernard zu Boden.

Der Fremde. Gnügt dir dieser Beweis meiner Macht — gnügt dir, daß ich mehr als Mensch sey, nicht mit trügerischer Erdichtung dich zu bethören suchte.

Bernard. Unbegreiflicher! — dein Da-
seyn — deine Verkündung — sie sind gleich
schrecklich.

Der Fremde. Ich bin zu deinem Glücke
gekommen, in meiner Macht steht es — dich zu
retten, wenn du mitwirken willst.

Bernard. Ich will, will meiden den bösen
Wallenstein, ihm nie mit Bertha bekannt machen.

Der Fremde. Das ist der Weg zur Ret-
tung nicht, du kannst so deinem Schicksale nicht
entgehen, und wenn du hundert Meilen von ihm
dich entfernest, so würde das Schicksal so deine
Handlung lenken, daß du ihm in den Weg
kommen müßtest. —

Bernard. Was soll ich also thun?

Der Fremde. Dich mir ergeben, meiner
Leitung folgen — unter meiner Führung den Le-
benspfad fortzuklimmen.

Bernard. Wer bist du aber, dem ich
folgen soll.

Der Fremde. Ich will dir nun meine
wahre Gestalt zeigen, sie ist nicht so abschreckend,
wie man wähnt; sie entspricht dem Zwecke mei-
ner Bestimmung nicht. Blick auf Bernard, ob
meine Gesellschaft scheuenswürdig ist.

Eine sanfte Harmonie erschallte plötzlich,
doch waren die Töne so leise, und kaum dem Ohre
des horchenden Bernards hörbar; sie verloren
sich allmählich, eine düstre Rauchwolke hatte den

unerklärbaren Fremden umfloßen, sie schwand wie die Töne der Musik entschwand. Bernard staunte gleich einem Träumenden vor sich hin, ein Jüngling stand vor ihm, an Wuchs und Gesicht, über allen Ausdruck, vollkommen; ein rauschendes rosenduftendes Kleid umfloß ihn, seine seidnen Locken umschlang ein Band von vielfärbigem Feuer, das um sein Haupt spielte, sich in eine Menge von Figuren formte, und einen Schimmer strahlte, heller als der von Edelsteinen. Entzückt über einen so unerwarteten Anblick, staunte Bernard voll Bewunderung und Wonne nach ihm hin, er fühlte sein Herz sich erweitern, sanft an den Jüngling sich angezogen. Aber wie schön auch die Gestalt war, mahlte sich doch etwas in seinen Blicken, zeigte sich eine geheimnißvolle Schwermuth in seinen Zügen, die geheimen Scheu in Bernards Seele verbreitete. „Welche Wunder gehen um mich vor,“ rief dieser endlich im höchsten Grade der Bestürzung und Bewunderung aus — und sank abermahl in Staunen hin — eine stille Pause, da schallte vom Klosterthurme die zwölfte Stunde feyerlich in der stillen Nacht hin, und der Jüngling schrak zusammen. Er nahte sich dem staunenden Ritter. „Bernard,“ sprach er; „horch, die zwölfte Stunde tönt, wenig ist noch unternommen worden, und viel soll noch in dieser Stunde gesche-

hen, laß uns kurz und bündig sprechen. Du siehst, ich bin kein Wesen deiner Art, ich bin der Geist der Wollust, du staunest mich mit Bewunderung an, deine Blicke werden noch dankbar und trunken auf mir ruhen, wenn du mir folgest. Schon bey deiner Geburt sah ich dein dir drohendes Schicksal, bevor — die erste Liebe, die du auf ewig beschwörst, soll dein Unglück werden; diesem vorzubeugen, war ich stets um dich, als du den Jünglingsjahren zureiftest. Ich führte oft der Mädchen schönste in mannichfaltigen Gestalten vor deine Augen, da ich sah, daß du nur dadurch allein gerettet werden konntest. Es gelang mir, ich sah dich dem Schicksale trotzen. Freudenvoll über mein gelungenes Werk arbeitete ich rastlos zu deinem Vergnügen, ich hauchte dem treulosen Diener der Baroninn den Gedanken ein, sie nach der Hütte der Mörder zu führen, weil ich dich dort wußte. Sie ist schön, ich hoffte viel davon, ich sah dich durch ihre Reize gefangen, und mich Unbedachtsamen, kummerte Bertha wenig, zu spät sah ich ein, daß ich selbst an deinem Verderben gearbeitet hatte, als ich die heiße Liebe zur Nichte der Baroninn in deinem Herzen wurzeln sah. —

Bernard. Ha! und wahrscheinlich bist du selbst jenes fürchterliche Gespenst, daß mich so schrecklich von ihr trennte und quälte.

Der

Der Geist. Mein Bernard, quälén kann und werd' ich dich nie — jene blutende Jungfrau ist ein Wesen ganz anderer Art, sie von dir zu bannen, bin ich hier — aber ich kann sie nur verbannen, wenn ich deine Ergebung an mich weiß — dann stehst du unter meinem Schutze, dann ist ihre Macht zertrümmert, die meinige unendlich erhöht — willst du mir folgen?

Bernard. Deine Worte klingen gut, dein Beginnen ist übel — verführender Geist, du willst die Liebe, die in meinem Herzen keimte, und mich zur Tugend zurück bringen sollte, aus dieser Brust verbannen. — Du lockest zum Laster, das ich nur, seit ich Berthan kannte, verlassen habe.

Der Geist. Laster! Thörichter, Verblendeter, ich biethe des Lebens Bollgenuß dir dar — du bist bestimmt deines Daseyns Wonne in ihrer Fülle zu genießen, ich will sie dir bereiten — Freude und Entzücken strömen auf meinem Winke um dich her, deine Tage gleichen der Heiterkeit des erwachenden rosigen Morgens.

Bernard. Je mehr des Tages Schönheit uns freut, desto unangenehmer ist uns dann der kommenden Nacht Dunkelheit; je heller das Licht, desto tiefer der Schatten; je zügelloser des Lebens Genuß, desto trauriger dann das Ende unserer Tage.

Blut. Gestalt.

§

Der Geist. Dein Ende ist traurig — nicht um dich zu locken, zeigte ich dir die ausgezeichnete Bahne — wandle fort; du kannst nicht ausweichen — das Hochgericht harret deiner — die Klinge ist bereits geschärft, die nach einem Laufe von wenig Jahren dieß Haupt, mit Schande belegt, vom Rumpfe trennen soll — der Tod ist dein und jedes Menschen Loos — dort harret deiner noch erlebter Kummer und Elend; hier noch Wonne und Genuß.

Bernard. Aber wie soll ich beginnen — deine Worte verwirren mich, ich kann keinen bestimmten Entschluß fassen.

Der Geist. Was fordere ich von dir? Rettung und Wonne, dieß ist allein, das ich dir anbiethen — hundert Mädchen, schön wie der junge Tag, lachen dir entgegen — die Natur schuf sie dir Wonne zu bereiten. —

Bernard. Und Bertha: o ich kann sie nicht lassen.

Der Geist. (nach einer Pause) Ich will sie dir zu führen.

Bernard. Wie? versteh ich dich recht, du, der so angelegentlich von ihr mich trennen will.

Der Geist. Trennen — Bernard, du nimmst meine Worte stets im unrechten Verstande. Glaube mir, ich sehe es ein, daß deine Be-

stimmung, durch Liebe unglücklich zu werden, hart und grausam ist, es ist hart, wenn der Sohn des Vaters Schuld büßen soll.

Bernard. Wie soll ich mir dieß abermahl deuten.

Der Geist. Erinnere dich deiner frühen Jugend, mir ist sie heller vor Augen als dir, ich will deinem Gedächtnisse nachhelfen Bilder zu entdecken, die nur wie Träume an deiner Seele vorüber gleiten. Dein Vater liebte deine Mutter innig, noch inniger sie ihn, sieben Jahre lebten sie ohne Kinder, da zog dein Vater in den Krieg, ein Jahr lang trieb er sich in Gefahren herum, nach Jahresfrist kehrte er zurück in die Arme der geliebten Gattin, sie eilte ihm mit einem Kindlein an der Brust entgegen, du warst die Frucht ihrer Liebe, deren Daseyn sie erst nach des Gatten Abwesenheit ahndete. Liebevoll reichte sie ihm das Knäblein dar, und dein Vater stand wie vom Donner gerührt — der Eifersucht Dämon lagerte sich an sein Herz, er erkannte dich als sein Kind nicht, stieß Mutter und Säugling von sich.

Bernard. O Gott!

Der Geist. Unterbrich mich mit deinen Ausrufungen nicht, wenn ich weiter erzählen soll. Deine Mutter kränkte der Verlust ihrer Ehre, mehr noch der Verlust des Gatten, sie konnte

nicht leben ohne ihn, wand vergebens alle Mühe an, ihn zu gewinnen, und da er hart und unerbittlich blieb, raubte sie sich, des Kindes ungedenk, das Leben.

Bernard. Ach meine arme, arme Mutter.

Der Geist. Sterbend schwur sie ihrem Kinde ewiges Unglück, wenn er einst ein Weib nehmen, und auch ihr Peiniger werden würde. Ihr Tod erschütterte des Vaters Herz, er erbarmte sich des hilflosen Kleinen, ließ ihn redlich erziehen. Da zeigten ihm deutlich deine aufkeimenden Züge sein Ebenbild, er ward erschüttert, er fühlte nun tief den Verlust der verkann-ten Gattinn, fand keine Minute Ruhe. — „O Liebe! Liebe!“ rief er: „du machst mich zum unglücklichsten Menschen. — Nein sprach er dann mit feyerlichem Tone. Nein, mein Kind soll sich nie dieser Leidenschaft weihen, ich will die Stunde mit ewigem Fluche belegen, da er Sehnsucht zur Verbindung mit einem Weibe fühlt; nur Gram und Sorgen würden ihm zu Theil werden, er soll nie mit meinem Segen begleitet, ein Weib seine Gattinn nennen; leicht könnten auch seine schönsten Tage in Jammer verstreichen. Diese Lehre will ich ihm tief einprägen, und ihm fluchen, wenn er ihrer vergißt. Ginnerst du dich nicht mehr, oft von deinem

Vater vor jeder Verbindung gewarnt worden zu seyn?

Bernard. O nur allzu wohl, erinnere ich mich!

Der Geist. Siehst du nun ein, warum dir eine Verbindung mit Bertha, und jedem andern Weibe, doppelten Fluch bringen würde?

Bernard. Und doch willst du mich von Bertha nicht trennen, doch auch eine Verbindung mit ihr hindern.

Der Geist. Jüngling! ist's dir nicht genug, wenn ich dir ihren Besitz zusichere, wenn ich dir gelobe, dir Wonne in ihren Armen zu bereiten — für das übrige laß mich sorgen. — Die Zeit ändert Herz und Sinn — die Rosen entblättern, und neue keimen hervor, deren sich der Gärtner eben so freut, wie ihn die verblühten entzückt hatten. —

Bernard. O deine Worte sind Honig mit Gift! —

Der Geist. Süß gleitet Honig die Kehle hinab. —

Bernard. Fühl ich das nicht ohne dieß — bedarf ich dieser Erinnerung? sieht dein forschender Blick nicht ohnehin, daß ich gleich dem Knaben, gierig nach dem Becher lange, ohne zu untersuchen, wie mir der Trank gedeihen wird? O Bertha! Bertha! — der Name faßt allem

Inbegriff von Wonne in sich — nur sie — nur sie —

Der Geist. Ohne jedoch, ihretwegen, jeder andern Freude zu entsagen.

Bernard. Ach! noch kann ich deine Lehren nicht fassen, den Gedanken nicht denken, außer Berthan. —

Der Geist. Die Zeit wird vollenden, wenn du nur muthvoll zu Werke schreitest, dich mir überlassst — merke wohl Bernard, nur so bin ich im Stande, dir Berthen zu erringen, die sonst für dich unwiederbringlich verloren seyn muß.

Bernard. Nur so? nur so? es sey.

Der Geist. Reiche mir deine Hand zur Verbrüderung.

Bernard. Noch zittere und bebe ich, Schändlicher! du willst mich zur verderblichen Wollust reizen.

Der Geist. Nur ein Wort noch, und ich scheide. Denk an Gewinn und Verlust, denk ans Hochgericht, und an die Freude in Berthas Liebe.

Bernard. (setne Hand ausstreckend) Hier! — Hier! —

Da hallte laut der Schlag der ersten Stunde am Thurme. Der Geist fuhr erschrocken zusam-

men. Bernard erbleichte, weil er der blutenden Jungfrau gedachte.

„Deine Hand!“ schrie der Geist mit gräßlicher Stimme. Bernard nahte sich ihm; schon berührten sich ihre Fingerspitzen, als zischend ein gräßlicher Blitzstrahl zwischen sie fuhr, und ächzend der Geist der Wollust zu Boden stürzte. — Bernard taumelte zurück, die blutende Jungfrau stand zwischen ihm und dem Geiste. Ihre sonst hohlen erloschenen Augen waren von wildem Feuer belebt. Ernst und fürchterliche Drohung schwebte über das schauerliche Leichengesicht her: sie starrte Bernard unverrückt an. — Endlich erhob sie ihre Stimme dumpf und hohl: „Unglücklicher!“ rief sie, „Verblendeter! der es nicht verdient hat, daß der ewige Erbarmer ihm in dem entscheidenden Augenblicke Rettung und Hülfe sandte. Blick hin auf deinen Verführer! sieh seine wahre Gestalt, die er, mit Schlangenlist begabt, zur Verführung so meisterhaft verbarg.“ Bernard wagte einen Blick nach dem Geiste: hell brannte die Lampe der Jungfrau. Er stieß einen lauten Schrey aus. — Dahin gestreckt auf dem Boden lag der ehemahl blühende Jüngling in gräßlicher Gestalt. Seine ehemahls seidnenen Locken floßen nicht lieblich um den Nacken her. Graus umgaben sie den Scheitel, mit zischenden Schlangen durchwunden; das lachende Auge hatte sich in flam-

mende Blicke verwandelt, deren wildes Feuer Bernards Seele zu verheeren schien. Der gräßlich verschobene, entstellte Körper, krümmte sich schlangenartig auf dem Boden, und zeigte nur überall Merkmale des Schreckens.

Und abermahl hob die Jungfrau an. „Sieh! dieß ist die wahre Gestalt des wollüstigen Satans. Jener flammende Blick ängstiget nach dem Genuße seiner Freuden das Herz des Verführten mit Höllenqual. In gräßlichen Zustungen windet sich die verderbte, verstoßene Seele des ruchlosen Wollüftlings, wenn der ewige Richter ihm das Bild der verstoßenen, gekränkten Tugend darstellt. — Die Strafen, die dem Verführer der Unschuld, dem Mörder der schönsten Tugend, drohen, sind schrecklich, und er ist es, der sich an den Leiden der durch ihn gefallenen Opfer labt. Sein Anblick wird dir unerträglich; unerträglich ist dem Richter der Anblick des Verführers der Tugend! — Bernard! — Bernard! — du standest am tiefsten Abgrunde; ich rettete dich; ich, die du für deine härteste Verfolgerinn hieltest, bin deine Freundin! willst du Aufschub, willst du eine gute Handlung üben, willst du ferner Ruhe haben, und mich nicht zu neuen Erscheinungen zwingen: so eile nach Lindenberg; du wirst unweit des Schlosses eine Berghöhle finden; wenn die Glocke eins schlägt, sehem

wir uns dort wieder. — Du aber, verführender Satan! fühle die Schmerzen der mißlungenen Bosheit. So lange die Jungfrau wallt, wird sie dich hindern. — Stürze dich in den Abgrund des Verderbens, und heule in den Klüften der Höhle, von Schmerz und Jammer gefoltert!“

Einen durchdringenden Ton stieß der gestürzte Satan aus. Er brauste hinab in den Boden. Schwefeldampf erfüllte die Luft; Brausen des Donners hallte ihm lange nach, und erschütterte die Wände des Gemaches.



Fünftes Kapitel.

①

Schön und heiter war der Morgen, als Bernard seine Augen öffnete, gleich einem Träumenden für sich hinstarrte, lange seine Augen an die Bilder um sich her nicht gewöhnen konnte. Er lag auf dem Bette; Theodor stand neben ihm, und sein Freund, bey dem er sich aufhielt, der Arzt, bereitete im Winkel einen stärkenden Trank. Sein Erwachen belebte alle mit Freude. Der treue Theodor trocknete sich Freudenthränen aus den Augen. „Ach, Gottlob!“ rief er, „weil Sie nur wieder erwachten, lieber, lieber guter Herr! wie sehr bangte uns um Ihr Leben.“

Bernard. Was ging mit mir vor? wie kam ich aufs Lager? wo sind jene schrecklichen Bilder?

Theodor. Es war eine fürchterliche Nacht, lieber Herr!

Bernard. Wie? du sahst?

Theodor. Den Nativität-Steiler? Niemand weiß, wo er hingekommen ist.

Bernard. O schweig — schweig davon. — Doch nein! sag, was du weißt — es wird mir vielleicht Licht in der dunkeln Verworrenheit meiner Ideen geben.

Theodor. Sie wissen, daß Sie mich aus dem Gemache schafften, da der Alte eintrat. — Lieber Herr! ich muß es Ihnen aufrichtig gestehen, ich thats ungerne; theils ließ ich Sie nicht gerne allein, theils freute ich mich schon auf den Spaß, wenn ich mir dachte, wie der Alte mit seiner albernen Kunst prahlen würde.

Bernard. O freule nicht, Theodor!

Theodor. Ich nahm mir vor, wenigstens von aussen nur etwas zu behorchen. Es war unrecht von mir — aber Sie werden mir meine jugendliche Neugierde verzeihen. Aber ich weiß nicht: kaum lehnte ich mein Ohr an die Thüre Ihres Gemaches, als ein unwiderstehlicher Schlaf mich befiel. — Ich mußte wohl recht lange geschlafen haben — erst nach ein Uhr wachte ich auf. Ein schreckliches Ungewitter, das gerade über unserm Hause tobte, hatte meinen Schlaf verschucht. Ich eilte sogleich in Ihr Gemach;

es war finster, und ein betäubender Schwefeldampf drang mir entgegen. — Ich stürzte fort, schrie nach Kräften um Hülfe, weckte das ganze Haus auf. Man eilte herbey — und fand Sie leblos auf dem Boden liegen. Man sah's deutlich, daß ein Blitzstrahl durch's Gemach gefahren war: und niemand konnte den fest betäubenden Schlaf begreifen, der alle gleich stark gefesselt hielt. — Mehr weiß ich Ihnen nicht zu sagen — durch unendliche Mühe gelang's uns endlich, Leben in Ihre erstarrten Glieder zu bringen.

Theodor schwieg. Bernard hatte sich noch nicht von seinem Schrecken gänzlich erhohlt; er starrte immer für sich auf den Boden hin, schien die Stelle zu suchen, wo der Geist, wo die blutende Jungfrau mit ihm gesprochen hatte. Sein Dahinstarren, seine abgebrochenen Worte, erregten neue Besorgniß; man vermuthete Zerrüttung des Gehirnes; — und Bernard, der gerne Ruhe gehabt, gerne seine Freunde beruhigt hätte, änderte sein Betragen, zwang sich zur Gelassenheit, und sehnte sich, allein zu seyn.

Da man ihn so gelassen fand, bewilligte man gern seine Bitte; nur Theodor blieb bey ihm. Als er sich allein sah, verließ er das Lager. Sein Herz sehnte sich nach Erhohlung, nach Luft: denn Angst und Beklemmung preßten es noch enger zusammen. Er öffnete das Fenster:

Die Morgenluft wehte ihn heiter an, und belebte ihn auf's neue. Sein Blick wandte sich gegen Himmel; die Scene seiner Rettung vom Verderben, stellte sich ihm hell vor die Seele. „Dank! Dank!“ stammelte er gegen Himmel, und starrte wieder vor sich hin. Er schritt unruhig im Gemache auf und ab; oft blieb er stehen, und starrte auf einen Fleck, wenn sich die Gestalten dieser Nacht vor seine Seele drängten, — dann zeigte sich ihm die geistige Jungfrau bey weitem nicht so schaurig, wie gewöhnlich. „Sie war meine Retterinn!“ sprach das Herz. — „Vergiß nicht, nach Lindenberg zu eilen!“ schien ihm eine geheime Stimme zuzurufen. Er schauderte. Nach Lindenberg — zur Mitternachtsstunde — in die Nähe eines Gespenstes — schreckliche Vorstellung! — und doch konnte er sich ihrer nicht erwehren, — doch schien ein unwiderstehlicher Hang, zur Befolgung dieses Gebotes ihn anzutreiben. — Aber er war unschlüssig, was er thun sollte. Der Tag neigte sich, und noch rang Bernard mit Zweifeln und Besorgnissen. Die Furcht vor neuen Erscheinungen bemächtigte sich endlich seiner; — er beschloß, lieber diesen harten Schritt zu wagen, als sich eines nächtlichen Besuchs auszusetzen, wo der Geist wahrscheinlich strenge Rechenenschaft seines Verweilens fordern würde. Er rief Theodorn zu sich.

„Theodor!“ sprach er, „kann ich dir ein Geheimniß anvertrauen?“

Theodor. O bey Gott! ja, Herr. Es soll in meinem Herzen, wie in einem Grabe verschloßen bleiben.

Bernard. Gut also, — ich werde deine Treue zu belohnen wissen. Der Abend naht: ich habe ein wichtiges Geschäft vor; es leidet keinen Verzug mehr. — Ich vertraue auf deine Klugheit. — Geh', und saddle mein Roß.

Theodor. Wie? — Sie wollen —

Bernard. Unterbrich mich nicht. Reite, unter was immer für einem Vorwande, aus der Stadt: auffer dem Thore harre meiner.

Theodor. Und dann?

Bernard. Dann werd' ich dahin reiten, wohin mich meine Bestimmung treibt. Du kehrest zurück, und sagst meinem Freunde, er solle um mich nicht besorgt seyn: morgen Abend, längstens, würde ich wieder hier seyn.

Theodor. O, lieber Herr!

Bernard. Was willst du?

Theodor. (knieend) Nehmen Sie mich mit sich.

Bernard. (gerührt) Das kann ich nicht, lieber Theodor! Warum seufzst du so kläglich; wir sehen uns ja bald wieder.

Theodor. Ach! mir ahndet —

Bernard. Deine Abndung ist kindisch und unnöthig: — ich ziehe ja keiner Gefahr entgegen.

Theodor. Ich werde Ihnen heimlich folgen.

Bernard. Mein Zorn dir, wenn du es wagen sollst!

Theodor. Es sey. Ich gehorche, — aber weiß Gott! mit schwerem Herzen.

Bernard. Deine Liebe rührt mich. — Ich werde sie dir zu vergelten wissen.

Theodor. Soll ich gleich gehen?

Bernard. Ja; die Stunden sind mir kostbar.

Theodor. Gott begleite Sie, lieber Herr! —

Er ging thränenvoll fort, und Bernards Unruhe stieg. Aber sein Entschluß war gefaßt. „Und wenn der Tod meiner harren sollte,“ sprach er, „ich eile doch an den Ort meiner Bestimmung. Der Gedanke: du kannst nichts kostbareres verlieren, als Bertha, und diese ist verloren, wird mich im letzten Kampfe stärken.“ Er nahm nun sein Schwert, schnallte den leichten Panzer um, lud seine Pistolen gut, und hüllte sich in einen weiten Mantel. Theodor kam. „Das Roß ist bereitet,“ sprach er, „ich reite nun fort.“

Bernard. Ich folge dir ?

Theodor. (seine Hand küßend) Wir sehen
uns wieder.

Bernard. Wenn Gott will ja.

Theodor. Ich will bethen für sie.

Thränen hinderten ihn weiter zu sprechen —
er stürzte aus dem Gemache fort. Bernard um-
hüllte sich nun mit seinem Mantel und eilte leise
die Treppe hinab, er kam unentdeckt aus dem
Hause, schritt mit starken Schritten durch die
Stadt, wo er bald außer dem Thore Theodorn
antraf. Hier nahm dieser noch einmahl Abschied
von ihm, Bernard befahl ihm, erst nach Verlauf
einer Stunde nach dem Hause seines Freundes
rückzukehren, damit es bereits zu spät wäre, ihm
nachzufolgen. Er schwang sich aufs Roß und
sprengte fort, daß die Funken aus den Kieselstei-
nen stoben. Es war ein trüber finsterner Abend,
die Nacht nahte allmählich mit starken Schritten,
düstere Wetterwolken drängten sich gleich den
Schaaren der Krieger am Himmel herauf, der
Wind heulte im freyen, und trieb Wolken vom
Staube vor dem Reiter her, hoch in die Lüfte.
Bernard ließ sich durch nichts aufhalten, die Ge-
gend schien ihm rückwärts zu fliehen, sein Roß
floh über Abhänge und Gräben, und tobte wild
über die öden Haiden hin. Die Nacht sank schwer
auf die Erde herab, ihre Schatten umhüllten die

See

Gegenstände mit finst'rer Dunkelheit, niemand begegnete dem nächtlichen Reuter, das Gewitter scheuend, saß der Landmann in seiner Hütte verschlossen, hatte der Wanderer sich frühzeitig um eine sichere Schlafstätte umgesehen, nur der wachsamem Hunde Gebell scholl ferner durch die Nacht her; der Wind wimmerte kläglich, ein dumpfer Donner rollte ferne vom Gebirge herauf, und hier und da vermehrte ein röthlicher Strahl der wetterleuchtenden Nachtwolken das Schauerliche der Nacht. Es war nun beynähe Mitternacht, Bernard mußte sein Roß anhalten, der Athem versagte ihm, bey dem ununterbrochenen Reiten, das gejagte Thier schraubte Schweißtriefend, und vermochte kaum mehr dem Befehle des Reuters zu gehorchen. Langsamer trabte er um den schmalen Pfad nach Lindenberg hinauf, das noch eine Stunde weit entfernt lag. Das Ungewitter war jetzt in seiner ganzen Stärke ausgebrochen. Blitze drängten sich auf Blitze, und setzten die ganze Gegend in helle Glut; der Donner rasselte unaufhörlich in lauten Schlägen hinterher. Der Sturm schien sich mit Macht dem Reuter entgegen zu stemmen, ihn in seinem Wege zu hindern, ihn mit kläglicher Stimme zu warnen: die Höhle nicht zu betreten. Aber Bernarden hatte das Entsetzen der in kurzer Zeit erlebten Dinge beynähe fühllos gemacht. Der Befehl der Erschei-

Blut. Gestalt.

8

nung, in die Höhle zu kommen, die Hoffnung dadurch, wie ihm versprochen worden war, seinen nächtlichen Besuchen ledig zu werden, trieb ihn an, auch wenn es auf das äußerste kommen sollte, seinen Entschluß auszuführen. „Mir ward Ruhe verheißen“ — sprach er, „und diese kann man nicht zu theuer erringen.“ „Ruhe?“ rief das zagende Herz dem entschlossenen Geiste zu, „auch im Grabe ist Ruhe, der Tod kann deiner warten, was kannst du von einem Gespenste, daß schon einmahl so grausam gegen dich handelte, anders erwarten?“ Bernard hielt sein Roß an, er blickte gegen Himmel, der sich zu öffnen und Feuer herabzuströmen schien, das Bernards Augen furchtbar blendete. „Halt, halt,“ rief, jetzt eine hohle wehmüthige Stimme, es rauschte im schnellen Fluge neben ihm vorbey, daß eis- kaltes Entsetzen über seine Gebeine rieselte, das Roß sich wild mit dem Reuter bäumte. Bernard brauchte Zeit sich zu erhohlen, er stieg ab, und lehnte sich an den Stamm einer alten Tanne, die den Rücken eines sanften Hügels, aus dem sie entsprossen war, beschattete. Wild strömte der Regen auf das Baumlaub ober ihm, da schmetterte schnell ein blendender Blitzstrahl herab. Bernard bebte zurück vom Stamme der Tanne, der mit Donnergetöse borstete, und in lichten Flammen entbrannte. „Allmächtiger Gott,

so nahe dem Tode," rief Bernard, und starrte nach dem brennenden Baume hin, wo die Wolken von Rauch sich emporthünten, und helle Blut allmählich den nächtlichen Himmel zu röthen begann. Hell leuchtete das Feuer. Bernard erkannte deutlich die schwarz emporsteigenden Thürme Lindenburgs, sein starrendes Auge kreist umher, und entdeckte eine finstre Höhle unweit von ihm, mit Moos bewachsen, mit Schauerlichkeit umgeben — „das ist die Höhle der Wanderin," rief es ihm zu. Kalt floh es durch seine Glieder, seine Haare sträubten sich empor — er riß sein Schwert aus der Scheide — „Ruhe oder Tod," schrie er überlaut, und stürzte der Höhle zu.

Hell leuchtete der Brand des Baumes, der Schimmer des Feuers drang in die Höhle und verscheuchte die dort herrschende Dunkelheit. Bernard war mit Anstrengung all seines Muthes eingetreten, aber dieser sank, und machte dem Entsetzen Platz, als sein Auge in der Höhle umherkreiste, und die Bilder faßte, die sich ihm hier entgegen drängten. Schrof waren die Steinwände, von deren faule Nässe träufelte, den Boden hatte Moos überdeckt — aus einem Winkel schimmerten lichterer Gegenstände hervor, in denen das sich immer mehr an das zweifelhafte Dunkel gewöhnende Auge deutlich ein fleischliches Menschengertippe entdeckte. Fürchterlich war der Anblick, wie die mo-

dernden Knochen dahingestreckt lagen und Schauererwerfung um sich hergossen. Bernard stand halb leblos da, seine zitternde Hand stützte sich ans Schwert, seine Haare waren emporgestreift, er verlor sich in den Anblick des Todes. Nacht und Stille umgab ihn — da scholls Eins von Lindenberg's Schloßthurme, und der laute Schlag der Glocke brachte alle Scenen dieser für ihm fürchterlichen Stunde in seine Seele zurück. Er war Mensch, sein Geist sah die Denkmähler körperlicher Auflösung vor sich, ihm wars nicht zu verdenken, daß er dem Entsetzen Raum in seinem Herzen gab. Viele würden in seiner Lage den Anblick so schauriger Scenen nicht ertragen haben, entseelt dahingesunken seyn — da rauschte es plötzlich um ihn her, gleich als ob die morschen Knochen von gewaltsamer Hand übereinander geworfen würden, rasselten sie neben ihm. Rauch umfloss die Höhle, und als dieser allmählich, gleich dem schädlichen Nebel, sich hob, stand jene blutende Jungfrau im langen schleppenden Sterbekleide vor ihm da.

„Bernard,“ sprach sie, „zittere nicht. Nicht um dir zu schaden, habe ich deine Ankunft gefordert, ich bin dir Dank schuldig, daß du die Entsetzen, die dich umgaben, so männlich besiegtest und hieher eiltest, nimm ihn nun auch im vollen Maße, nur noch eine Bemühung ist dir übrig, und nie

mehr soll dir meine Erscheinung, wenigstens in so fürchterlichem Grade, werden."

Bernard. D um diesen Preis will ich alles mögliche beginnen, was in meinen Kräften steht.

Die Erscheinung. Höre vorerst meine Geschichte: es wird dir nothwendig, und nicht gleichgültig seyn, zu wissen wer dich peinigte, und warum ichs that. Ich bin aus deinem Geschlechte, du staunest? über drey hundert Jahre ist bereits das Geschlecht derer von Sonden berühmt, vor kaum weniger als drey hundert Jahren lebte ich in all dem Glanze, den Reichthum und Ansehen dem Menschen geben kann. Als das geliebte Kind der Ältern, ward ich in Pracht und Überfluß erzogen, aber für mein Herz wurde nicht gesorgt, es verwahrloste in Weichlichkeit und dem Umgange buhlerischer Buben, daß es bald keine Gefühle für Tugend, nur brennende Begierde zum Laster fühlte. Der Dämon der Wollust und der Eitelkeit umlagerten mich mit Macht, mein verwahrlostes Herz hörte gerne des letztern Stimme, und folgte willig; noch aber hatt' ich mich nicht den Anlockungen der Wollust geopfert; da kam einst ein Ritter auf unsere Burg, seine schöne Gestalt, sein einnehmendes Betragen riß mich hin, ich fühlte heiße Liebe, und machte es daher dem Jünglinge nicht schwer, Gelegenheit zu

finden, mir seine gleichen Empfindungen mitzu-
 theilen. Da entdeckte er mir, der Ruf meiner Schön-
 heit habe ihn nach des Vaters Beste gelockt, die
 er sonst wohl nimmermehr betreten hätte, er sey
 aus dem Geschlechte der Lindenberger, seit jeher
 die größten Feinde unsres Hauses, er hatte einen an-
 dern Namen angenommen; mein Vater kannte
 ihn nicht. Ich achtete dieß wenig, gab ihm das Ge-
 ständniß der Liebe zurück, und Siegmund, so
 hieß er, vertraute mir, daß er mich anfangs ge-
 täuscht habe, daß er bloß meinetwegen nach der
 Burg gekommen sey. „Euer aller Verderben,“
 sprach er, „war, da ich vollwichtige Ursache ha-
 be, den Haß unserer Geschlechter fortzusetzen, die
 Ursache meiner Ankunft, hunderte sind in der
 Nähe bereitet, um auf einen Wink von mir die
 Beste zu ersteigen, den Boden gleich zu machen,
 zu tödten die Bewohner — ich wußte nicht, daß
 eine Beatrix in Sonden sey, deren Reize mich
 gleich anfangs so mächtig fesselten. Nun habe
 ich meine Plane geändert, ich kann nicht mehr
 mit Feuer und Schwert gegen ein Haus wüthen,
 wo ich meine Geliebte weiß, ich kann aber auch
 nicht leben ohne dir, da ich doch keine Hoffnung
 habe, dich je vom harten Vater zur Gattinn zu
 erhalten, ach nur ein Mittel ist mir übrig dich
 zu erlangen, und dieß ist Flucht nach meinem
 Schlosse, niemand ahndet wer ich sey, niemand

würde auf meiner Wesse dich suchen und unser Glück stöhren, könntest du das, Beatrix, du würdest mich zum glücklichsten Menschen gemacht haben."

„Es war hart den geliebten Vater zu verlassen, es war meinem verwahrlosten nach Liebe dürstendem Herzen noch härter, den Geliebten zu verlassen, noch widersprach ich anhaltend seinen Worten, und doch hatte mein Herz bereits beschlossen den guten Vater durch meine Flucht dem Grabe nahe zu bringen. Siegmund siegte endlich, ich willigte ein zu fliehen; er zog vom Schlosse, und nach wenigen Tagen sollte meine Flucht vor sich gehen. Es war schwer aus dem wohlbewachten Schlosse zu kommen, ich mußte ein Mittel ergreifen, daß mich trotz der Wachsamkeit ins Freye bringen konnte. Und dieß both sich mir leicht dar. Es ging in unserem Schlosse eine alte Sage, daß von Zeit zu Zeit ein Gespenst in den Mauern der Burg umherirre, zwar niemanden schade, aber durch seine Schauerlichkeit stets Entsetzen verbreite, und ein grosses Unglück durch seine Erscheinung verkünde. Die Sage war ungegründet, aber mir wars lieb, daß sie jedermann in der Burg herzlich glaubte. Diese Erscheinung nachzuahmen war nun mein Entschluß, mein Geliebter erfuhr ihn und lauerte auffer dem Schlosse mit seinen Rossen. Sobald es Mitternacht war, warf ich ein langes Sterbekleid um mich, ver-

ließ mein Gemach, und irrte auf den Wällen umher, erfüllte mit Heulen und Wehklagen die Burg — alle die mich sahen und hörten, zitterten, ich nahte mich dem Thore, die Wache sank erschrocken zu Boden, unerkannt gelang's mir, das Thor zu öffnen, ich eilte in die Arme meines Geliebten, und schnell gieng's nun nach der Beste Lindenberg."

„Da war der alte bekümmerte Vater leicht vergessen, ich achtete der Bilder nicht, die mir oft die Fantasie vorstellte, wie er jammern werde um mich, Thränen seine alten Wangen entstellen, er sich das Haar aus dem grauen Scheitel raufen werde. Mein Siegmund war mir für alles Ersatz, aber ich war ihm das bey weitem nicht, was er mir war. Leicht wars ihm, da ich in seiner Gewalt war, mir auch den letzten Besitz meiner Unschuld zu rauben, ich vergaß seines Versprechens, mich als Gattinn anzunehmen, war keine Buhlerin, und lebte in zügelloser Liebe. Einst als mein Geliebter in eine Fehde ausgezogen und mir verschwiegen hatte, wo er hinziehe, sprach ein Ritter in unserer Burg ein, und beschloß, da der gebiethende Herr abwesend war, und er nothwendig mit ihm zu sprechen hatte, seiner zu harren. Ich both alle Mühe auf, ihm den Aufenthalt bey uns angenehm zu machen, und es gelang mir mehr als ich anfangs

wähnte, denn er fühlte heiße Liebe zu mir, gestand sie mir bald, und Beatrix, die Buhlerin Sigmunds, hörte dieß ihrem Stolze so sehr schmeichelnde Geständniß nicht ungerne. Schon gegen zwey Monathe hatte sie der Liebe in Sigmunds Armen gefröhnt, seine Umarmungen und Küße waren ihr nicht mehr neue, ihr Herz fand nicht mehr volle Befriedigung, und hoffte sie bey den neuen Buhler zu finden. Nach wenigen Tagen ward er mir das, was Sigmund mir gewesen war. Anfangs hatte ich um dessen Rückkehr gebangt, jetzt wünschte ich sie mir wahrhaftig nicht, und erschrock, als des Thurmwächters Horn erscholl, und seine Ankunft verkündete. Sigmund kehrte siegreich zurück, ich zwang mich zur Verstellung, eilte ihm mit offenen Armen entgegen, er führte zahlreiche Gefangene mit sich, ich überblickte sie, und o Himmel, wie bebte ich zusammen, als ich meinen Vater darunter erkannte. Den bösen Sigmund war es nicht genug gewesen, durch Entführung und Entehrung der Tochter vollwichtige Rache an seinem Feinde genommen zu haben; kaum hatte er mich in seiner Gewalt, als er Gelegenheit zum Kampfe mit meinem Vater ersann, sie bald fand, und nun, mit Macht ausgerüstet, über ihn herstürzte. Der Kampf war hart, aber mein Vater unterlag der Menge, wurde selbst schwer verwundet,

und von Siegmunden mitgeschleppt, um ihn durch den Anblick, daß seine Tochter in seines Feindes Gewalt sey, gänzlich zu Boden zu drücken. Mit einem lauten Schrey stürzte der Alte zusammen, als er mich in seines Feindes Armen liegen sah, dieß gab ihm den Todesstoß, er riß den Verband seiner Wunde los, ich will sterben, rief er, da ich meines Kindes Schande erlebt habe, aber mit Fluch belege ich die Verworfene in meiner letzten Stunde. Siegmund war grausam genug, ihn durch Erzählung, wie ich entflohen war, zu peinigen — da lachte der Alte sterbend. Gräßlich als Gespenst entfloh sie, rief er, so soll auch auf ihr der Fluch liegen, als Gespenst umherzuirren unter den Lebenden, und zu büßen, den Tod des Vaters, den sie mir bereitete.“

„Ich wollte mich jammern über den Vater hinstürzen, Siegmund riß mich weg, ließ mich in mein Gemach bringen, und mein Vater starb, ohne seinen Fluch zurückgenommen zu haben.“

Nun war mir Siegmund eben so verhaßt, als ich anfangs ihn liebte, ich suchte mit dem Ritter, den ich schon vor seiner Ankunft zu lieben begann, zu sprechen, erzählte ihm die ganze Begebenheit, und beschwor ihn um Rache. Betrügens Liebe, sprach er, ist fähig mich zu allem zu

bestimmen, unverhohlen sey's euch gesagt. Ich gehe schon lange nach Siegmunds Gütern, wollt Ihre meine Absichten durch Eure Rache fördern, so will ich Euch auf seiner Burg ein Leben bereiten, daß allen Euren Wünschen entsprechen soll. Ich werde mich von der Beste entfernen, um Reifige und Soldner zu sammeln. Ihr lauert die Gelegenheit ab, einen Schlastrunk in das Getränk Siegmunds und seiner Knechte zu bringen. Ist Euch dieß gelungen, dann eilt in die Höhle, die unweit der Beste ist, da will ich euer harren, Euch dem Schutze einiger Knechte übergeben, und mit den übrigen in das Schloß stürmen. Ich beschwor ihn, Siegmunden nicht zu tödten. Er versprach mir. — Im Gefängnisse, sprach er, mag er dulden, und wenn er feyerlich gelobt, mich nie in dem Besitze seiner Güter zu stören, mag er dann frey hinziehen, wohin er verlangte. Dieß war nach meinem Sinne, ich versprach seinem Vorschlage Folge zu leisten, und nahm den Schlastrunk den er mir gab. Bald darauf schied er von dannen. Aber mir gelang's lange nicht, mein Vorhaben ins Werk zu setzen. Ich hatte im ersten Anfalle des Zornes Drohungen geäußert, die Siegmunden bange machten, man beobachtete mich streng. Nach aller angewandten Verstellung gelang's mir endlich ihn sicher zu machen, ich befolgte den mir gegebenen

Rath, und sah bald die Wirkung des Schlaftrunkes rings um ausgebreitet. Ich ergriff eine Lampe, und eilte aus der Burg nach der bestimmten Höhle, da harrte schon der Geliebte meiner, ich floh in seine Arme. „Alles ist vollbracht, rief ich, alles schläft, und du kannst nun ungehindert deine Wünsche befriedigen.“ „Noch nicht gänzlich ungehindert,“ rief er, „noch stehst du mir im Wege, du hast deinen Vater verlassen, um hohlen zu können, du warst ihm ungetreu, und opferdest Siegmunden deiner neuen Liebe leicht auf, auch mir könntest du ähnliches Schicksal bereiten, du hättest mir den Besitz von Siegmunds Gütern errungen, und von dir würde ich immer abhängig seyn, diese Fesseln will ich zertrümmern, und an dir den Tod deines Vaters rächen.“ Mit diesen Worten riß er einen Dolch aus der Binde, vergebens flehte ich um Erbarmen, das kalte Eisen durchdrang meine Brust, ich sank in meinem Blute dahin. Der grausame und doch verdiente Rächer floh fort, und ließ mich röchelnd liegen, er eilte mit den Seinigen nach Lindenberg, mordete was er antraf, und war so auch in Siegmunden der Rächer meines Vaters. Ich lag dahin mit kaltem Todesschauer übergossen. Noch war mein Auge nicht erloschen, noch wallte Blut in meinen Adern, und dieses quallvolle Leben diente nur

dazu, mir alle meine begangenen Thaten fühlbar zu machen. Mein ruchloses Leben drängte sich mir hell vor meiner Seele. Ich wimmerte kläglich um Hilfe, niemand hörte mich, niemand kam mich zu retten, ich sah mit dem Dahinschwinden meines Blutes den Tod stufenweise nahen, und hatte noch so viele Kraft, mich auf meine Knie empor zu richten. O wohl mir, daß in dieser letzten entscheidenden Stunde nicht Verzweiflung meine Seele erfüllte, daß mein Herz sich der nagenden Reue öffnete. Bitter waren diese Gefühle, schmerzhaft die Erinnerung, aber auch aufrichtig meine Reue, heiß und durchdringend mein Gebeth. Blutschuld hastete nicht auf meinen Herzen, ich war durch Verführung und Hang zur Liebe lasterhaft geworden, der Ewige erbarmte sich meiner. Zwar waren mir die Pforten der Ruhe verschlossen, aber doch ward mir Hoffnung gewährt, sie einmahl nach langen Leiden betreten zu können."

„Der Fluch meines Vaters ging in Erfüllung, seine Thränen um mich lagen schwer auf mir, mir ward das Urtheil zu wallen in geistiger Schauerlichkeit.“ „Dreyhundert Jahre sollst du, nicht Mensch noch Schatten, wandeln auf Lindenberg, wo du die Tugend gänzlich abschworst,“ so hieß mein Urtheil. „Alle Nacht um ein Uhr, eine Stunde, in der du deine Unschuld opferdest,

in der du starbst, sollst du nach der Höhle wandern, über dein unbegrabenes Gebein trauern, und in vollem Maße das Böse deiner That, und den Verlust der Ruhe jenseits des Grabes fühlen. Nach dreyhundert Jahren sey es dir gegönnt einen Jüngling aufzufordern, deine Gebeine der Erde zu geben, dieser Jüngling darf aber noch nie die Unschuld entweiht haben. Die Aufforderung zur Beerdigung deiner Gebeine soll durch alle mögliche Schauerlichkeit geschehen, wird er dennoch standhaft dich in der Höhle besuchen, dein Gebein beerdigen, dann soll zwar dein Umherwandeln nicht zu Ende seyn, aber du wirst in diesem Laufe von Jahrhunderten hinlänglich gebüßt haben. Dann soll dein Umherwandeln den Zweck haben, Gutes zu stiften. Der Geist der Wollust, der dich verführte, wird nicht rasten noch ruhen, sich Opfer zu häufen, du sollst ihn dann daran hindern. Zwey Mahle fielst du auf seine Anlockung, zweyfache Opfer seiner Bosheit sollst du retten."

„Ich trug mein hartes Schicksal, eilte nach Lindenberg, und wandelte dort alle Nacht aus dem Schloße nach der Höhle hieher. Den Grausamen, der mich tödtete, erschreckte meine Erscheinung so sehr, daß er vor Entsetzen entseelt auf dem Lager gefunden wurde. Um ein solches Übel für die Folge zu verhindern, war mir strenge be-

fohlen, nur alle fünf Jahre sichtbar auf dem Schlosse zu wallen, damit mein Andenken nicht bey den Nachkommen erlösche."

„Eben nahten sich die drey hundert Jahre ihrem Ende, als du, Bernard, nach Lindenberg kamst. Auf dich warf ich mein Augenmerk. Du hattest zwar oft dem Hange der Liebe dich überlassen, aber noch nie war unbefangene Unschuld von dir entehrt worden. Ich zitterte für dich und Bertha, als ich die Verabredung eurer Flucht vernahm. Der Gedanke Berthas, in meiner Gestalt zu entfliehen, brachte mir meine eigene Begebenheit vor Augen. Ich ahndete, daß du allein mit ihr auf der Flucht leicht der Räuber ihrer Unschuld werden könntest, und beschloß, Euch in eurer Unternehmung zu hindern. Ich blickte in dein Herz. Bernard! Bernard! es war nicht lauter: — du würdest in der Folge schändlich an Bertha'n gehandelt haben; — du hattest Strafe verdient. Mich entführtest du; meine Gegenwart scheuchte die Rosse auf, die meine Spur witterten, daß sie wild mit dem Wagen fortstürzten. Da ich dich zur Beerdigung meiner Gebeine auffordern wollte, dieses aber so schaurig als möglich geschehen mußte, so war ich alle Nacht dein Gesellschafter. Eben diese Nacht war die letzte der mir bestimmten Dreyhundert Jahre; ich wollte dich nun auffordern, hierher zu eilen: als der

Satan der Wollust sich dir nahte, dich in sein Netz zu ziehen suchte. Wäre es ihm früher gelungen, ehe meine Stunde vorüber war, wärest du für mich verloren gewesen. Aber die lügenhafte Erzählung, die er künstlich mit Wahrheit vermengte, und ersinnen mußte, dich zu bekämpfen; die Zweifel und Besorgnisse, die du äusertest, raubten ihm volle Zeit — bis die Glocke eins schlug, meine thatlosen Wanderschaften ein Ende hatten, und ich fähig war, seine Gewerbe von List und Trug, zu zerreißen. — Ich habe dir des Verführers wahre Gestalt enthüllt: er sank bey dem Anblicke meiner Macht; aber er wird nicht ruhen, um dir noch mehrere Opfer zu erringen. Dieß zu hindern, sey nun meine Bestimmung; und wenn ich gleich nur wenig Macht besitze, nur durch Warnungen nützen kann: so soll mein Bestreben, um so rasloser seyn, mir die so heiß gewünschte, und schon so lange entbehrte Ruhe zu erringen. — Was dir der Verführer von Wallenstein verkündigte, war Blendwerk; er wollte dich nur zwingen, von Bertha zu lassen, dich der Wollust zu opfern. Als er sah, daß er dein Herz so leicht nicht bekämpfen könne, gab er dir selbst sein Versprechen, dir Bertha zu erringen; — unter welchen Bedingungen — weißt du, — die du, von Durst nach Liebe verblindet, bereits eingehen wolltest. —

Doch,

Doch, nun ist dieß vorüber; — wohl mir! du hast aus Dankbarkeit und Furcht vor meinen nächtlichen Besuchen dich überreden lassen, hierher zu folgen. Eile nun Bernard! eile, und gib diese Gebeine der Erde; — mein Dank soll grenzenlos seyn!“ —

Bernard hatte gleich einem Träumenden der Erzählung des Geistes zugehört. Er starrte noch lange vor sich hin, als dieser bereits zu sprechen aufgehört hatte; endlich ermannte er sich. „Ja,“ sprach er, „ja, ich will dir gerne und willig diesen Liebesdienst erweisen; — aber, wie soll ich die Erde aufwühlen, um ein Grab zu öffnen?“

Der Geist. Mit diesem Dolche, der mich tödtete. Er ist scharf und stark genug, Felssteine zu durchgraben.

Sie reichte ihm den Dolch dar; Bernard ergriff ihn bebend. Er begann sein Geschäft. Der Boden wich der Schärfe des Stahles, und die Grube war bald zu Stande gebracht. Jetzt bemächtigte sich neuer Schauer seines Herzens die Gebeine anzufassen. Er blickte nach dem Geiste hin, und sah ihn in heftiger Bewegung. Entsetzen kämpfte auf seinem Gesichte; Schrecken schüttelte seine Schattengestalt.

Bernarden trat kalter Schweiß auf die Stirne; doch war er schon zu weit gegangen. Er

Blut. Gestalt.

h

faßte die Gebeine an, die in seiner Hand zu morschem Staub zerfielen. Er trug sie nach der Grube, und rollte die Erde darüber her. Den letzten Schollen Erde hatte er eben darüber gedeckt, als ein lauter Knall ihn betäubte, des Geistes Lampe verlosch, und er stand in undurchdringlicher Dunkelheit. Er sank erschöpft neben dem frischen Grabe hin. Da lispelte eiskalte Grabesluft neben ihm vorüber. „Dank! Dank!“ schien ihm eine kaum hörbare verhallende Stimme zuzurufen, und Stille wars wieder rings umher. Der Donner rollte nicht mehr; alles war Nacht und ununterbrochenes Schweigen. Wie von unsichtbarer Hand angetrieben, raffte sich Bernard empor, und stürzte aus der Höhle. Wie wohl war ihm, als er ins Freye trat; die heitere Luft schien seine gebeugte Seele neu zu beleben; der Duft, der von den durch den Regen getränkten Kräutern ihm entgegen strömte, schien sein Herz zu erheitern. Er sank auf seine Kniee, und hob seine Hände gen Himmel. „Allmächtiger!“ rief er, „dein Auge sieht mit Erbarmen auf mich; du hast mich vom Verderben gerettet! — zwar schauerlich, aber nicht so grausenvoll, wie die Bahn war, die ich an der Hand des Verführers zu betreten eilte. O sey mir ferner gnädig! leite meine Schritte zur Tugend, die mir ewig, ewig heilig seyn soll.“

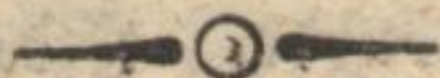
Er fühlte sich gestärkt, blickte heiter mit dem Bewußtseyn, gut gehandelt zu haben, umher, und beschloß, nach Magdeburg zurückzukehren, um in den Armen seines Freundes sich zu erholen. Sein Roß war an einen Baumstamm gebunden, und weidete im hohen Grase. Es war ermattet von der schnellen Reise; er bestieg es, und ritt langsam den schmalen Pfad hinab. Der frühe Tag brach heran; alles erwachte zum neuen Leben. Die Natur hatte im Ungewitter Kraft und neues Leben gesammelt, und prangte nun doppelt in ihrer mannigfaltigen Schönheit. Bernard freute sich ihres Anblickes; ihm war so wohl und weich ums Herz, — er dachte an seine Bertha, und die Hoffnung, sie dennoch als Gattinn umarmen zu können, goß Stärke und Wärme in seine Seele. Unvermerkt kam er, da süße Gedanken ihn an sie fesselten, an den Mauern von Magdeburg an, die stolz und drohend sich emporthürmten. Er trabte nun schneller durch die Straßen der Stadt; der junge Theodor war der erste, der ihm entgegen lief, als er an dem Hause seines Freundes anlangte. Mit Inabrunst drückte er seine Hand an den Mund. „Gottlob!“ rief er, „Gottlob, daß ich Sie wieder sehe. Die ganze Nacht haben mich Angst und Kummer gefoltert; aber nun ist's vorüber, nun soll Freude vollauf seyn. Er lief die Treppe hinauf, und

erfüllte das Haus mit seinem Jubel. Bernards Freund kam ihm liebevoll entgegen. „Ach wie hat mich deine Abwesenheit geängstiget!“ rief er, „wo warst du? wo blicbst du so lange?“

Bernard. Dank! Dank für deinen herzlichen Empfang; — aber zugleich eine Bitte — dringe nicht weiter in mich, ich kann dir's nicht entdecken. Mir ward weh, nun ist mir sehr wohl. —

„Dies muß mir wohl gnügen,“ sprach jener, „ich ehre deine Bitte, ich will meine Neugierde zähmen, und nicht weiter forschen.“ Bernard ruhte nun mehrere Tage; die nächtliche Erscheinung kam nicht wieder, und seine Gesundheit und Heiterkeit mehrte sich mit jedem Tage. Endlich trieb ihn Begierde seine Bertha zu sehen, an, sich dem thatlosen Leben zu entreißen. Er nahm Abschied von seinem Freunde, und zog nach Snaym zum Wallenstein, wo er mit Freude empfangen wurde. Wallenstein hatte Bernards Vater gekannt; er schätzte den Sohn, und gab ihm zum Beweise seiner Schätzung das Commando über ein Fähnlein Reuter. Bald brachen Wallensteins Truppen auf; Kriegsgetöse und Jubel schallte überall. Der Zug lenkte sich nach Böhmen: und Bernards Herz pochte laut bey dem Gedanken, bald vielleicht seine Bertha zu sehen.

Sechstes Kapitel.



Es war eine große Feyerlichkeit, als der gefürchtete Wallenstein mit seinen siegreichen Truppen die feindlichen Sachsen aus den Mauern von Prag trieb, und seinen glänzenden Einzug hielt. Zahlreich strömte das gerettete Volk herbey, seinen Befreyer zu sehen: die Prachtliebe, mit der Wallenstein seine Größe gewöhnlich zur Schau ausstellte, zu bewundern. Die Straßen wimmelten von ihren Bewohnern und dem zahlreichen Troß, der den Kriegern aus dem Lager mitgefolgt war, und sich hie und da unter die Bürger drängte, ihnen Lügen vom erlittenen Elend und Gefahren aufzutischen, um sich einige milde Gaben zu erschleichen. Alles lief, um den großen Wallenstein zu sehen, und von ihm zu hören. An den Häusern waren Bühnen errichtet, um bequemer über die hin und her regende Volksmenge hin-

über sehen zu können. Man stolzierte in den prächtigsten Kleidern umher, und nicht bey allen war der Wallensteiner die Ursache ihres Zusammenflusses: — die Weiber kamen um gesehen zu werden; die Männer, um zu sehen.

Was aber auch immer Anlaß gegeben haben mochte, so ist das doch wenigstens gewiß, daß kaum jemahl ein so zahlreicher Zusammenfluß von Menschen gesehen wurde. Jeder Winkel auf dem großen Plaze war angefüllt, jedes Gerüst doppelt besetzt; sogar die Bildsäulen an den Häusern mußten zum allgemeinen Gebrauche dienen, und trugen auf ihren Schultern neugierige Zuschauer. — Natürlich war's daher, daß zwey Damen, trotz ihrer Eil und Hast, mit der sie sich durch das Volk drängten, sich vergebens um einen Plaz umsahen.

Die älteste der beyden drängte sich jedoch kühnlich vorwärts; umsonst schallten ihr von allen Seiten Ausdrücke des Mißvergnügens entgegen, umsonst rief man: „Aber ums Himmelswillen! dieses Weib drückt mich doch unleidentlich; — hier kommen Sie nicht durch! — wie kann man nur so ungestümm seyn!“ — das alte Weib ließ sich nicht stören, und drang vorwärts. Mit Beharrlichkeit und zweystämmigen Armen bahnte sie sich einen Weg durch den Haufen, bis sie auf den Plaz an ein bereits wohl besetztes Gerüste

gelangte, furchtsam und still war ihre Gefährtin unter dem Schutze einer solchen Brustwehre ihr gefolgt.

„Aber ums Himmelswillen!“ rief nun die Alte verdrießlich aus: „wie ungestüm sind doch die Leute, welche Hitze, welches Gedränge, was sollen wir hier machen? es ist ja gar nichts zu sehen, am besten ist's, wir kehren um. An einen Platz auf dem Gerüste für zwey Damen ist gar nicht zu denken, und kein Mensch scheint artig genug, uns den seinigen abzutreten.“

Dieser verständliche Wink zog die Aufmerksamkeit zweyer Herrn auf sich, die, unweit von ihnen, eine gute Stelle behauptet hatten, und in ihre Mäntel gehüllt, dem Volksgedränge zusahen. Beyde waren jung, und reich gekleidet. Kaum hörten sie eine weibliche Stimme ihre Höflichkeit in Anspruch nehmen, so unterbrachen sie ihr Gespräch, um nach den Redenden zu sehen. Sie hatte ihren Schleyer zurück geschlagen, um besser über das Volk sehen zu können, roth war ihr Haar, sie schielte, die Herrn drehten sich also ganz natürlich sogleich wieder um, ihr Gespräch fortzusetzen.

„Ich bitte Sie,“ versetzte nun der Alten Begleiterinn, „lassen Sie uns wieder umkehren, ich kann das Gedränge nicht mehr aushalten.“ Diese Worte wurden in einem so süßen, sanften

Tone ausgesprochen, daß die Herren ihr Gespräch wieder abbrachen. Die Stimme kam von einer Dame, deren zarte und zierliche Gestalt den Jünglingen die lebhafteste Neugierde einflößte, sie ward aber nicht befriedigt. Ein dichter Schleier verhüllte diese Mienen, aber das Drängen durch den Haufen, hatten ihn so verschoben, daß man einen Nacken entdeckte, der an Ebenmaß und Schönheit, mit dem der mediceischen Venus wetteiferte. Blendend weiß erhielt er neue Reize durch den Schatten, der ein langes blondes Haar darauf warf, das in Locken auf ihrem Gürtel herabfloß. Ihr Wuchs war eher unter, als über Mittelgröße, leicht und ätherisch, glich dem einer Nymphe. Sorgsam war ihr Busen verschleyert, ihr Kleid weiß, und mit einem blauen Gürtel befestigt, ein kleiner Fuß, von den niedlichsten Verhältnissen, ließ sich nur kaum sehen. Dieser Anblick war freylich reizender als der erstere, und sogleich trat der jüngste der beyden Herrn zurück, und both ihr seinen Platz an; auch hielt es der andere, aus Bescheidenheit, für nothwendig, der Alten gleiche Höflichkeit zu bezeigen.

Diese nahm mit vielem Wortgepränge, aber ohne großen Widerstand, das Anerbieten an; die junge folgte ihrem Beyspiele, und machte bloß eine einfache und zierliche Verbeugung.

Raimund von Eisenberg, so hieß der Herr, dessen Sitz sie angenommen hatte, und der ein reicher böhmischer Edelmann war, stellte sich neben sie, flüsterte aber erst einige Worte seinem Freunde zu, der sogleich den Wink befolgte, und sich bemühte, der Alten Aufmerksamkeit von ihrem holden Schützlinge abzuziehen.

„Wahrscheinlich,“ sprach Raimund: „sind Sie eine Eingeborne der berühmten Stadt Prag, die an schönen Damen gleich fruchtbar, wie an edeln Männern ist; aber dennoch erinnere ich mich nicht, obgleich ich vor der Eroberung der Stadt hier täglich war; Sie irgendwo gesehen zu haben.“

Er hielt inne, in Erwartung einer Antwort, seine Rede aber machte schlechterdings keine nothwendig, und die Dame schwieg. Nach einer Pause nahm er wieder das Wort.

„Irre ich mich, wenn ich Sie in Prag fremd glaub?“

Die Dame zögerte, endlich aber so leise, daß es kaum zu verstehen war, erwiederte sie: „Nein mein Herr.“

„Bedenken Sie einige Zeit hier zu bleiben?“

„Ja mein Herr.“

„Wie glücklich würde ich seyn, wenn es in meiner Macht stünde, während Ihres Aufenthalts, etwas zu Ihrem Vergnügen beyzutragen.“

Ich bin in Prag mit den angesehensten Familien bekannt, könnte ich Ihnen mit etwas dienen, so würden Sie mich mit nichts höher beehren, als wenn Sie mir dazu Gelegenheit gäben." Nun wahrhaftig, sagte er zu sich selbst; dieß Mahl kann sie nicht einsylbig antworten, jetzt wird sie mir doch etwas sagen müssen.

Raimund irrte sich, die Dame neigte sich, und schwieg. Die Entdeckung hatte er nun gemacht, daß seine Nachbarinn nicht sehr gesprächig wäre; ob aber Stolz, Bescheidenheit, Furchtsamkeit oder Einfalt Schuld an ihrem Schweigen sey, dieß konnte er immer noch nicht unterscheiden.

Nach einer Pause von wenigen Minuten — „Der neidische Schleyer raubt Ihnen die Gelegenheit, sich so deutlich, als es die mannichfaltigen Gegenstände umher erfordern, anzusehn.“ —

„Ich entschleyre mich nie an einem öffentlichen Orte.“

„Aber ich bitte dich, was fürchtest du denn, wenn du es thätest?“ unterbrach sie ihre Gefährtinn etwas spöttisch; „siehst du nicht, daß die andern Damen alle ihre Schleyer abgelegt haben; hab ich doch den meinigen schon abgenommen, und ich dünkte immer, wenn ich mein Gesicht den Zuschauern preis gäbe, so brauch-

test du auch nicht so ein gewaltiges Aufsehen zu machen."

„Liebe Tante, ich that das noch niemahlen.“

„Noch niemahlen? so kannst du es nun zum ersten Mahle thun. — Ohne Umstände also Johanne, du weißt ich kann keinen Widerspruch ertragen.“

Ihre Nichte schwieg, und gehorchte ohne weitere Wiederrede. Welch ein Gesicht zeigte sich nun Raimunds Bewunderung, doch war mehr Zauber darinnen als Schönheit; nicht unnachahmliche Regelmäßigkeit der Züge, sondern ein Ausdruck von Sanftheit und Empfindung ließ ihm solchen Reiz. Die verschiedenen Theile des Gesichts, einzeln betrachtet, waren größten Theils bey weiten nicht schön, aber das ganze zusammen genommen, heischte Bewunderung. Ihre Haut, obschon weiß und frisch, war nicht ganz ohne Flecken; ihr Auge nicht sehr groß, noch die Wimpern besonders lang, dafür aber glichen ihre Lippen reifen Kirschen, ihr blondes wogendes Haar, von einem Bande umwunden, floß über ihre Taille in einem Strom von Locken, der Busen war blendend weiß, Hand und Arm nach dem vollkommensten Ebenmaße gebildet, ihre milden blauen Augen öffneten einen Himmel von Huld, und der Kristall,

in dem sie schwammen, funkelte mit allem Glanze der Diamanten: ein loses Lächeln spielte um ihren Mund, und verrieth eine Munterkeit, jetzt nur von übermäßiger Schüchternheit unterdrückt. Raimund heftete Blicke auf sie, in denen sich Erstaunen und Bewunderung mahlten, die Tante aber glaubte, Johannens Schüchternheit entschuldigen zu müssen.

„Ein bloßes Kind,“ sagte sie: „das noch gar nichts von der Welt kennt. Sie ist auf einem alten Schloße erzogen, ohne andere Gesellschaft, als die ihrer Mutter, die höchstens Verstand genug hatte, ein gutes Hauswesen zu führen. Gleichwohl war sie meine rechte Schwester, und ich nahm die Nichte zu mir, als sie starb.“

„Ihre Schwester,“ rief Raimunds Gefährte, ein böhmischer Ritter, der sich Eberhard von Wilima nannte, „Ihre Schwester! und soll so wenig Verstand gehabt haben? wie unglaublich!“ —

R i c h e n z a. Die Tante. Nicht wahr, das ist sonderbar? aber so gehts in der Welt, und doch war ihr Gemahl ein Edelmann von alter Familie, weil er sich in den Kopf setzte, meine Schwester mache Ansprüche auf Schönheit. Ansprüche? nun meinetwegen, daran mag's ihr nicht gefehlt haben, aber Schönheit! — nun, hätte ich mich nur halb so, wie sie heraus puzen

mögen; doch das gehört nicht hieher. Ja, wie ich sagte, ein Edelmann von alter Familie verliebte sich in sie, und verehlichte sich mit ihr ohne seines Vaters Wissen. Ihre Verbindung blieb fast drey Jahre lang in geheim, endlich aber kam sie dem Alten zu Ohren; sogleich machte er sich auf den Weg, die Gattin seines Sohnes gefangen zu nehmen, und tobte schrecklich, als er sie mit ihrem Gatten nicht fand, denn sie waren nach Hungarn entflohen; er schwur sie und ihn zu tödten, wenn er sie in seine Gewalt bekäme.

Eberhard. Ey das war ja ein fürchterlicher alter Kerl!

Rienza. O ein schrecklicher Mensch, und dabey ganz ohne Geschmack. Sollten sie es wohl glauben, Junker! als ich es wagte ihn um Mitleiden zu bitten, nannte er mich eine verfluchte Hexe, und wünschte: meine Schwester möchte seinem Sohne zur Strafe so häßlich werden, wie ich; häßlich, ey denkt doch, aber ich konnte ihm das nie vergessen.

„Lächerlich!“ rief Eberhard halb lächelnd: „wahrscheinlich hätte sich der Sohn selbst für glücklich halten müssen, eine Schwester für die andere austauschen zu dürfen.“

Rienza. Junker! Sie sind doch gar zu artig — ich bin froh, daß er seine Liebe nicht

auf mich warf, was hatte denn meine Schwester davon, dreyzehn Jahre lebte sie ferne in Kummer, der Alte starb, und hatte seinem Sohne alle Güter entzogen. Eine kleine Feste war ihr ganzes Erbtheil, als sie aus Hungarn zurückkehrten, wo sie kümmerlich lebten.

Eberhard. Aber was macht nun Johanne in der Stadt?

Richenza. Ihre Altern sind todt, und ich wünschte mich für sie bey dem Rathe von Prag verwenden zu können.

Eberhard. (mit verstellten zärtlichen Blicken) Ein hübsches Gesicht vermag viel zu erwirken, und wer könnte fähig seyn, Ihnen eine Bitte abzuschlagen.

Richenza. Ach werther Herr, ich erliege ganz Ihrer Artigkeit, aber ich versichere, ich kenne die Gefahren der Welt zu gut, um mich so leicht irgend wohin zu wagen. Nein! nein! bis jetzt habe ich meinen Ruf noch immer ohne Tadel und Mackel erhalten, und immer die Männer in der gehörigen Entfernung zu halten gewußt.

Eberhard. Daran zweifle ich nicht im Geringsten. Nur erlauben Sie mir die Frage, haben Sie eine Abneigung gegen die Ehe?

Richenza. Das heiße ich verfänglich fra-

gen. Indessen gestehe ich, wenn ein liebenswürdiger Edelmann sich meldete —

Hier wollte sie einen recht zärtlichen und bedeutenden Blick auf Eberharden werfen, da sie aber unglücklicher Weise ganz abscheulich schielte, so streifte er diesen nur, und fiel gerade auf seinen Gefährten, der das Kompliment auf sich zog, und mit einer tiefen Verbeugung, zur nicht geringen Belustigung Eberhards, antwortete. Eberhard versicherte nun, daß er sich selbst ihre Sache angelegen seyn lassen wolle.

Der Zug des Wallensteins unterbrach den Strom ihrer dankbaren Worte, alles lärmte und jubelte, alles hob sich hoch in die Höhe, um genau ihn selbst, und den stattlichen Zug seiner Krieger sehen zu können, die stolz in ihren, von den Strahlen der Sonne flammenden Rüstungen, einher zogen. Wallenstein blickte stolz und freudetrunken umher, die Volksmenge jubelte ihm zu, alles lobte seine Pracht und stattliches Ansehen. Selbst Johannens Herz war voll Bewunderung erfüllt. Endlich nach einer langen Zeit zerstreute sich der Haufe des Volks, der Platz wurde allgemach leerer, man konnte bequemer fort gehen. Gerne wäre Raimund noch lange neben seiner schönen Gefährtinn auf dem Gerüste gestanden, aber Eberharden mißhagte um so mehr die Gesellschaft ihrer Gefährtinn, er machte die

Damen auf die zunehmende Leere aufmerksam, und bath um die Erlaubniß, die Damen nach Hause bringen zu dürfen.

„Ach“ rief Richenza und bemühte sich zu erröthen, „so etwas gäbe ich nicht zu, um die ganze weite Welt, mein Bruder würde sich sehr wundern, und mir meine Unbescheidenheit lange nicht verzeihen. Überdieß wünschte ich lieber, Sie machten nicht gerade jetzt ihre Anträge.“

Eberhard. Meine Anträge — ich ver-
sichere Sie — —

Richenza. O ich halte alle die Besiche-
rungen von Ihrer Ungeduld für wahr, aber wahr-
haftig ich muß mir eine kleine Bedenkzeit ausbit-
ten, es würde bey weiten nicht meiner Scham-
haftigkeit entsprechen, wenn ich Ihre Hand gleich
bey der ersten Zusammenkunft annehme.

Eberhard. Meine Hand Richenza? so
wahr mich Gott erschaffen hat — —

Richenza. O lieber Herr, dringen Sie
nicht mehr in mich — wenn Sie mich lieben,
ich werde Ihre Folgsamkeit als einen Beweis ihrer
Zuneigung betrachten. Morgen sollen Sie von
mir hören, für jetzt leben Sie wohl, ich werde
meinen Bruder die Sache vortragen, aber ich
bitte Sie, lieber Eberhard, mäßigen Sie den
außerordentlichen Ungestüm Ihrer Leidenschaft.
Jedoch nur Ihnen zu beweisen, daß Sie mir nicht
miß-

miß-

mißfallen, und damit sie sich nicht etwa der Verzweiflung überlassen, so empfangen Sie dieß Zeichen meiner Huld, und gedenken Sie zuweilen der abwesenden Richenza."

Sie sprach und reckte eine dürre runzlichte Hand hin, die ihr vermeintlicher Geliebter mit so übeln Anstand und sichtbarem Zwange küßte, daß Raimund mit Mühe seine Lust zum Lachen bezwang. Sie eilte nun fort, schweigend folgte ihr die lebenswürdige Johanne, doch drehte sie sich noch einmahl unwillkürlich um und blickte nach Raimunden zurück; er verbeugte sich zum Lebewohl, sie dankte, und weg war sie.

„So, Raimund“ sprach Eberhard, als sie allein waren, „du hast mich da in eine allerliebste Liebesgeschichte verwickelt. Um deine Absicht auf Johannem zu begünstigen, sagte ich der Lanze ein paar unbedeutende höfliche Worte, und binnen einer Stunde finde ich mich am Rande des Ehestandes; was kann mich für die bittern Leiden entschädigen, die ich um deinetwillen erduldet habe? was mir die Küsse auf die lederne Laxe der verwünschten alten Hexe bezahlen?“

R a i m u n d. Ich gebe zu, lieber Freund, daß du mir mit Mühe diesen Dienst geleistet hast, doch fehlt viel, daß ich glauben sollte, deine Leiden wären schon überstanden, denn ich muß dich

Blut. Gestalt.

I

vielmehr bitten, deine Liebshaft ein wenig weiter zu treiben.

Eberhard. Eine Bitte, aus der ich schliefse, die kleine Johanne habe einigen Eindruck auf dich gemacht,

Raimund. Es ist unbeschreiblich, wie sehr ich von ihr entzückt bin, ich sah noch nie ein so interessantes Mädchen, die bey dem ersten Anblicke die liebenswürdigste Gattinn verspricht.

Eberhard. Nun, du willst sie doch nicht gar heirathen.

Raimund. Warum nicht? ich liebe sie innig, und wäre ein Niederträchtiger, könnte ich sie anders als durch die Ehe erlangen wollen, sie scheint alle Eigenschaften zu vereinigen, durch die mich ein Weib beglücken kann, jung, liebenswürdig, artig, gefühlvoll.

Eberhard. Gefühlvoll? nun wahrhaftig, sie sagte ja nichts als ja und nein!

Raimund. Nicht viel mehr, ich gebe es zu, aber beydes sagte sie doch immer am rechten Orte.

Eberhard. Komm Freund, dort höre ich neuen Lärm des Volks; laß uns sehen, was es da gibt, denn ich wünschte gerne durch den Anblick einiger komischen Scenen mich für mein angstvolles Liebesabenteurer zu entschädigen.

Mit Gewalt zog er seinen Freund mit sich fort, der ihm zwar mit dem Körper folgte, dessen Seele aber stets bey Johanne war.

„Nun Johanne,“ sprach die Tante, sobald sie aus dem Gedränge des Volkes waren, „was denkst du von unsern Liebhabern, Junker Raimund scheint wirklich ein recht verbindlicher guter junger Mann zu seyn, er zeigte dir einige Aufmerksamkeit, und wer weiß was daraus werden kann. Aber dieser Eberhard, so artig, so gefühlvoll sah ich noch keinen Mann. Ich schwöre dir, kann je ein Mann mich bereden, daß ich mein Gelübde, nie zu heirathen, breche, so ist er es. Bemerktest du es nicht Johanne, wie ich meinen Schleyer abnahm, was für eine Wirkung es auf den Junker machte, bemerktest du wie leidenschaftlich er meine Hand küßte, als ich sie ihm hinreichte? sah ich in meinem Leben wahre Liebe, so war sie in Eberhards Mienen deutlich ausgedrückt.“

Johanne hatte wohl das Gesicht Eberhards bemerkt, aber weil sie etwas andere Schlüsse daraus zog, als ihre Tante, so war sie klug genug zu schweigen. Dieß soll für ein Frauenzimmer ein wenig selten seyn, wir glauben daher diesen Umstand bemerkenswerth.

Die alte Dame setzte ihr Gespräch in diesem Tone fort, bis sie an die Strasse kamen,

in der sie wohnten, hier erlaubte ihnen ein Hause, der sich vor ihrer Thür versammelt hatte, nicht, sich derselben zu nähern; sie stellten sich also gegenüber an die andere Seite der Strasse, und suchten zu erforschen, was alle diese Leute hier zusammengebracht hätte. Nach wenig Minuten schloß der Schwarm einen Kreis, in dem Johanne ein Weib von ausserordentlicher Länge gewahr wurde, daß unter tausend seltsamen Verrenkungen sich wiederholt in der Runde herumwirbelte; ihre Kleidung war elend, aus Lumpen von mancherley Farben zusammengesetzt, ihr Haar hing struppicht um das verbrannte Gesicht her. — Es war ein Troß Soldatenweiber, die hier durch mannigfaltiges Gaukelspiel der ehrlichen Stadtbürger Neugierde zu reizen, und ihnen Geld abzulocken bemüht waren. Das lange hagere Weib in ihrer Mitte schien die angesehenste unter ihnen zu seyn, ihre Augen blickten feurig und seltsam, und in ihrer Hand schwankte eine lange schwarze Gerte, mit der sie von Zeit zu Zeit mancherley seltsame Figuren in den Sand zeichnete. Plötzlich brach sie ab im Tanze, drehte sich drey mahl schnell herum, und sang nach einigen Augenblicken folgende Strophen:

D glaubt mir, Mädchen meine Kunst
Ist mehr als lediger blauer Dunst

Mein Zauberspiegel zeigt an,
Gestalt und Art vom künftigen Mann.

Vor meiner Macht der Mond erbleicht
Laut heulend fern die Windsbraut welche
Der Drache der von Schätzen lügt,
Wird bald von mir in Schlaf gewiegt.

Geschäft durch meine Zauberer
Misch ich mich unter Heeren frei.
Ich spreche dem Beschwörer Hohn
Und tret auf Schlang und Skorpion.

Drum Mädchen höret an mit Fleiß,
Was ich von Eurem Schicksal weiß
Dann sagt Ihr noch nach manchem Jahr
Wie sprach die Alte doch so wahr.

„Liebe Tante,“ sprach Johanne „lassen Sie mich doch auch mein Schicksal hören.“

R i c h e n z a. Ich bin selbst neugierig, es ist zwar meistens nichts als Blendwerk und Lügen, was dergleichen Landstreicher sagen, aber manchemahl treffen ihre Worte doch zu, und eben jetzt bin ich in einer Stimmung, wo ich gerne einige für mich interessant gewordene Dinge wissen möchte. He da Wahrsagerinn, da ist Geld, und nun sagt mir mein Schicksal.

D a s W e i b. (Ihre Hand betrachtend.)

Dein Schicksal das ist bald gesagt,
 Lieb Weibchen bist ja schon betagt
 Doch für dein baares Geldchen hast
 Du hier in Ketten schnell gefast.
 Du bist trotz deinem grauen Scheitel
 Noch immer ganz erbärmlich eitel
 Und schmiegtest, feilt gleich mancher Zahn
 Dich gern an einen Freyer an.
 Doch wenig Männer werden fühlen
 Für rothe Augen, welche schielen
 Drum, statt so viel an Puz zu wenden
 Gib lieber Armen reiche Spenden
 Ans Sterben denk, und nicht an Freyen
 Mehr alte Fehler nicht mit neuen
 Bald mäht die Zeit die rothen Haare
 Und legt dich Altchen auf die Bahre

Ein lautes Gelächter erschallte während die-
 ser Rede in der Versammlung, und von Mund
 zu Mund rollte es — „Ein und fünfzig — schie-
 lende Augen — rothes Haar — Schminke und
 Muschen“ — Richenza konnte sich nicht vor Ar-
 ger, und überhäufte die boshafte Sittenlehrerin
 mit den bittersten Vorwürfen.

Das Weib

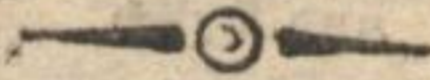
Ruhig, Alte, nun mein Kind
 Reich das Händchen her geschwind
 Reich das Händchen höre still,
 Was für dich der Himmel will.

(Johannens Hand betrachtend.)

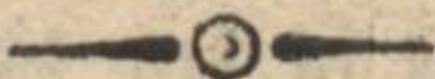
Himmel welche seltne Hand
 Keusch und hold, und voll Verstand
 Wärst du einem edlen Freyer
 Mädchen über alles theuer
 Aber welches Mißgeschick
 Stört, o schönes Kind dein Glück
 Hier des Teufels List und Lug
 Dort im Alter — voller Trug
 Liebes Mädchen merk und höre
 Eine wohlgemeinte Lehre
 Siehst du einen Tugendhaft
 Über Menschen Maß und Kraft
 Einen dessen strenge Seele
 Nie verzeibet fremde Feble
 Dann gedenk, gedenke mein
 Scheint er noch so gut zu seyn.
 Oft bedeckt ein schön Gebild
 Ein Gemüth, wie Teger willt.
 Mädchen reich an Güte und Demuth
 Von dir scheld ich voller Wehmuth
 Du ergib dich in dein Loos
 Bleib auch bey Gefahren groß.
 Bleibe fromm, dein Varrt gewiß
 Wonnen die dir Gott verbleiß.

Die Alte schwieg, drehte sich wieder drey-
 mahl im Kreise, und eilte dann aus der Strasse
 mit wilder Geberde; der Hause folgte ihr, die

Thüre von Johannens Wohnung wurde frey, und Richenza ging nach Hause, mürrisch über die Wahrsagerinn, über ihre Richte und das Volk, kurz über jedermann, auffer ihrem lebenswürdigen Anbether. Auch auf Johannem hatte die Weissagung der Alten Eindruck gemacht, aber bald war er verlöscht, und in wenig Stunden hatte sie die Begebenheit so rein vergessen, als wäre sie nie vorgefallen.



Siebentes Kapitel.



Uibel hatten die Sachsen in der schönen Stadt Prag gehäuset, der schwere Religionskrieg häufte Gräuelthaten und Verwüstungen um sich her, man fand von den Empörern die Unschuldigen ihres Eigenthums beraubt, die schönen stolz prangenden Schlößer und Klöster wurden von den wüthenden Feinden verheert und zerstört. Hart neben den Ruinen und noch halb stehenden Mauern eines zerstörten Schloßes auffer Prag, seiner Bauart wegen der Stern genannt, stand ein Gebäude, dessen Bewohner merkwürdig war, dessen Namen man weit und breit kannte und scheute, bey dem es selbst die Feinde nicht gewagt hatten, ihn zu schaden. Ambrosio hieß er, ein Mann ungefähr in seinem fünf und vierzigsten Jahre. Er war von edler Familie, besaß vielen Reichthum, aber genoß der Welt wenig. Von früher Jugend war er zur Schwermuth und

Einsamkeit geneigt, in seinen Zügen, die nicht unangenehm waren, lag etwas auffallendes, das er durch seine Beschäftigung noch unendlich wirksamer machte. Er hatte sich der Sternkunde gewidmet, der Kunst durch Berechnungen aus dem Laufe der Gestirne künftige Schicksale zu verkünden — einer Kunst, die niemahlen so üblich, so geachtet war, wie in den damahligen Zeiten, wo selten Große, ohne dem Einflusse solcher Männer, eine wichtige Handlung unternahmen, immer solche Männer an ihrem Hofe hielten und sie ehrten. Ambrosios Verstand war scharf und durchdringend, seine Berechnungen richtig, man ehrte ihn wie ein Orakel; dieß reizte seinen Stolz, er entsagte der Welt, um nur dieser Leidenschaft zu fröhnen, und um sich noch berühmter und intressanter zu machen, mußte auch seine Lebensart sich unterscheiden. Sobald daher seine Ältern verstorben waren, bezog er das erwähnte Gebäude, und that das Gelübde, nur bey den wichtigsten Vorfällen mehr einen Schritt aus selben zu setzen; er hüllte sich in ein langes schwarzes Kleid mit Hieroglyphen geschmückt, saß Tagelang in seinem Gemache unter Büchern und Berechnungen vergraben, schritt immer mit nachdenkender finsterner Miene umher, lächelte selten, scherzte nie. Von der Natur mit einem gegen Liebe gleichgültigen Herzen begabt, hielt er seiner Würde und

seinem Stande nicht angemessen, mit weiblichen Geschöpfen einen Umgang zu haben. Er verbann- te alles was Weib hieß aus seinem Hause, zwölf Diener waren die Bewohner des Gebäudes, sonst wurde niemand um ihn geduldet, entfernte sich einer von diesen, wurde er mit einem neuen er- setzt, der vorher wohl geprüft wurde — ob er die in dem Hause herrschende Lebensart ertragen könne. Ununterbrochenes Schweigen herrschte hier, man sah den gebiethenden Herrn selten, und wenn man ihn sah, so verkündeten seine Blicke, daß er jede lachende Miene scheue. Anfangs lach- ten die guten Bürger von Prag über den Son- derling. — Die Damen nannten mit höhnischen Mienen seinen Namen, die Herrn schienen seine Albernheit kaum bemerkenswerth, als sich aber all- mählich der Ruf seiner Weisheit verbreitete, als er bald Dinge von großer Wichtigkeit verkün- dete, die pünctlich eintrafen, er manche Gefahr vorher sagte, und sie dadurch von seiner Vater- stadt abwandte, als er auch Einzelnen, die ihn um Rath fragten, bestimmt und genau ihre Schick- sale verkündete — da staunte man, da ging die- ses Staunen bald in Bewunderung über, da fand man seine Lebensart nicht mehr fantastisch, sondern übereinstimmend mit seinen Geschäften, und sein Name wurde mit Ehrfurcht genannt. Dieß war Ambrosius' Stolz zuträglich, er sehnte

te sich nach Unterscheidung von seinen Mitmenschen, und hatte sie erlangt. Der Ehrerbiethung willen entsagte er willig allen Freuden des Lebens, und gewöhnte sich endlich an stille Abgeschiedenheit so, daß er es dem Menschen zum Verbrechen machte, der sich nach den Freuden der Welt sehnte, da seine Entfernung von allen, was Liebe heiße, ihn noch mehr den auffallenden Anstrich der Größe lieb, betrachtete er die nie gekannte Leidenschaft der Liebe, als ein Wesen, dem sich nur schwache Seelen überließen, daß den Menschen in jeder großen Bestimmung hindere, ihn nur zum Verderben bringe.

„So verstrichen zehn Jahre, und Ambrosio war der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, weit entfernte Höfe sandten Abgesandte in sein Haus, um von ihm wichtige Ereignisse der Zukunft zu erfahren. Der Ruf that noch mehr, als er selbst, man schrieb ihm eine Macht zu, die die Kräfte der Natur überstieg, und selbst die Feinde, welche die Stadt einnahmen, schonten seines Hauses, um seiner Strafe zu entgehen. Konnte sich Ambrosio mehr wünschen, würde er, der aus Sucht nach Größe und Unterscheidung den Freuden der Welt entsagte, um diese erlangte Größe wohl jemahl einen Zufall aufgeopfert haben? Eher sein Leben. War's daher nicht natürlich, daß er, der aller Leidenschaft

entsagt hatte, sie auch an andern Hasen mußte: daß er streng gegen Fehlende wurde, wohl schwerlich dazu geneigt war Fehltritte gewisser Art, wenn sie in seinem Hause verübt worden wären, zu verzeihen? Sein Eifer in Verletzung der Leidenschaften ging in furchtbare Strenge über. Die Leser werden sich wundern, warum wir ihnen nun einen so seltsamen Mann vorstellen, aber sie werden in der Folge einsehen, daß er in unserer Geschichte eine große Rolle spielen wird, er würde ihnen jetzt gleich interessanter werden, wenn wir hinzusetzen, er war Berthas, Bernards Geliebten, Bruder, der sie, die Freuden der Welt verachtend, zum Kloster bestimmt hatte.

Wir wissen, daß Bertha von ihrer Tante, der Baroninn von Lindenberg, begleitet, zu ihrer Bestimmung nach Prag geführt wurde. Ambrosio wies den beyden Weibern den abgelegenen hintern Theil seines Hauses zur Wohnung an. Er glaubte hier eine Ausnahme machen zu dürfen, sie in seiner Wohnung zu beherbergen, doch hütete er sich, sie zu besuchen, sprach nur einmahl bey ihrer Ankunft mit ihnen, erfuhr von der Baroninn die Liebesbegebenheit seiner Schwester, und entbrannte hoch im Zorne, als ihm der Fehler Berthas bekannt war; geboth der Baroninn strenge Aufsicht über die Verirrte, bis die Zeiten sich ändern, und er sie ins Kloster geben könnte.

Die Baroninn ließ sich dieß nicht zwey Mahle sagen, nie wird ein neidischer Kobold seinen Schatz so sorgfältig bewahren, wie sie das arme Mädchen. Liebe zu Bernarden glühte noch immer in ihrem Herzen, sie fand sich Berthas willen verachtet, und diese Verachtung hatte den bittersten Haß gegen das arme Mädchen erzeugt, die wahrhaftig unschuldig daran war, daß ihr die Natur mehrere Reize als ihrer Tante verliehen hatte.

Es war eben an jenem Tage, da Wallenstein seinen prächtigen Einzug in Prag hielt, als die Baroninn mehr als jemahls Sehnsucht nach ihren Geliebten, und daher auch doppelt schmerzhaft seine Verachtung, doppelt heftig den Haß gegen Bertha fühlte. Schon war tiefe Nacht über Prags Mauern verbreitet, alles war zur Ruhe geeilt, nur hie und da noch lärmten einige Kotten trunkener Krieger, und erfüllten die Stadt und die Gegend umher mit ihrem Getöse. Dieses und die heftig nagende Sehnsucht im innern ließ die Baroninn nicht ruhen. Sie verließ ihr Lager, warf sich in ein leichtes Nachtkleid, und irrte in dem Gebäude umher, es war ihr so enge um die Brust, sie mußte sich Luft erathmen, und eilte in den schönen Garten, nahe an den Ruinen, den sich Ambrosio angelegt hatte. Hell war die Nacht, der Mond schien heiter durch die Gipfeln der Bäume. Das nach Liebe dürsten-

de Weib blickte sehnsuchtsvoll nach ihm hinauf. „Ach,“ sprach sie, „du sahst oft meinen trunkenen Blick, da ich mich noch mit Bernards Liebe täuschte, und in eben dem Augenblicke, da ich wonnevoll zu dir hinaufblickte, leuchtetest du dem Undankbaren zur geheimen Zusammenkunft mit Bertha — mit Bertha, der ich geopfert war — o dieser Gedanke erschüttert mein innerstes — Wuth belebt alle meine Nerven, ich fühle ganz noch jene Scene, wie ich hingerissen von Liebe ihm meine Empfindungen bekannte, und er so kalt neben mir stand, mir bekannte, er liebe eine andere — häßlicher Mann, du grubst eine Wunde in mein Herz, die nie aufhören wird zu brennen, bis ich sie nicht durch Rache lindere, noch bist du bisher mir entgangen, du verbargst dich schlau vor meinen Nachforschungen, aber aus der Welt kannst du nicht gehen, treffen werde ich dich noch irgendwo, und dann wehe, wehe dir; doch im Grunde trägst du nur einen Theil der Schuld, auf Bertha liegt die größere Last, sie raubte dich mir durch ihre Künste der Liebe; ihre Blicke, ihr täuschendes Lächeln entriß mich dir — ich hatte schon dein Herz, sie ward Räuberinn und Mörderinn meiner Ruhe. Auf sie, auf sie falle meine Rache, sie ist in meinen Händen, schon habe ich ihren Bruder gegen sie empört. Ambrosios Haß ist furchtbar, er ist auf seiner schwäch-

sten Seite angegriffen, und diese Schwäche soll meine Rache ins unendliche befördern.“ — Sie fühlte sich in heftiger Bewegung, wollte eben den Garten verlassen, als ihre Aufmerksamkeit durch einen Schatten erregt wurde, den sie an der Mauer gegenüber hingeleiten sah. Neugierig blickte sie schärfer hin, und bemerkte bald einen Mann, der in einen Mantel eingehüllt sorgfältig zu untersuchen schien, ob er nicht bemerkt würde. Nur sehr wenige sind frey vom Einflusse der Neugierde, die Weiber niemahlen. Der Unbekannte schien ängstlich sein Geschäft im Garten verbergen zu wollen, und eben dieser Umstand erhöhte der Baroninn Wunsch zu entdecken, was er vorhabe.

Der Schatten, den die Bäume warfen, verbarg sie wirklich vor den Augen des Fremden, der behuthsam weiter schlich, bis zu einer kleinen Laube, vor der eine Bildsäule stand. Hier lehnte er sich nachdenkend an das Fußgestelle, zog endlich einen Brief hervor, und legte ihn auf den Boden neben der Säule hin. Der Baroninn Neugierde hatte die höchste Stufe erreicht. Schon wollte Sie aus ihrer Dunkelheit hervortreten, dem Fremden sich nähern; als dieser seinen Platz verließ, leise an der Mauer vorüber schwebte, und da ihren Augen entschwunden war, ehe sie es ahndete. — Vergebens suchten ihn ihre Blicke, sie eilte ihm nach, aber er war

be

bereits, ohne daß sie wissen konnte wie, aus den Garten verschwunden. Nun eilte sie sogleich zur Bildsäule zurück. Hastig griff sie nach dem Briefe, und da der Mond hell leuchtete, faltete sie das Blatt aus einander, und las folgendes:

„Ewig Geliebte!

Ich bin dir in der Nähe. Sehulich war mein Wunsch, dich selbst zu sehen, aber dringende Beschäftigung ruft mich an Wallensteins Hof; ich kann nicht weiter, aber meine Anwesenheit darf dir nicht unverborgen bleiben. Ich weiß, daß du alle Nacht einsam hier im Garten bist, vielleicht unsere hoffnungslose Liebe beklagest. Tröste dich Holde, die Zeit unsers Glücks naht, ich hoffe, daß du sicher diesen Brief finden wirst, denn ich legte ihn an einen Ort, von dem ich sicher weiß, daß du ihn alle Nacht besuchest. Künftige Nacht werd' ich deiner hier harren, die letzte Nacht, da wir uns trennen — ich habe beynabe alles bereitet, die dritte Nacht soll uns auf unsrer sichern Flucht sehen; Wallenstein wird uns seinen Schutz nicht versagen; dann soll die Welt es wissen, daß du meine Gattin seiest, trotz der Macht unserer Feinde, dann

Blut. Gestalt.

R

soll bald ein unauflösliches Band jene Vereinigung besiegeln, die unser Herz unauflöslich verband. Weib meiner Seele — Gattinn meines Herzens — harre meiner, damit liebevolle Umarmung uns für überstandenen Kummer entschädige.“

Das Blatt fiel der Baroninn aus den Händen. — „Wem soll dieß gelten?“ sprach sie; „wer ist jener geliebte Gatte? wer jenes Weib, die bald durch ein ewiges Band auch vor den Augen der Welt, seine Gattinn seyn soll? — oder mißdeute ich mir den Inhalt dieses Briefs? o nein! und wie, wenn dieß Bertha — wenn dieß Bernard wäre! — Ha, also so weit ging die Verführung des Bösewichts! die buhlerische Liebe der Nichtswürdigen! — da muß ich Aufschluß haben, ich muß diese nächtliche Wallerinn belauschen, entdecken, und sollte es mich alle Anstrengung kosten.“ Sie legte den Brief an seinen vorigen Ort, und verbarg sich in den Schatten der Bäume.

Nicht lange lauschte sie, als eine weibliche Gestalt sich nahte, und sie wirklich Berthan in ihr erkannte. — Wundern sie sich nicht meine Leser, über die Ausdrücke in dem Briefe, er galt der armen Bertha nicht. Bernard würde nicht so unvorsichtig gehandelt haben. In dem Ge-

folge der Baroninn war eine Jose, deren Geliebter unter Wallensteins Lehnen diente, und von edler Geburt war. — Seine Anverwandten mißbilligten seine Liebe, aber es gelang ihm, nach Lindenberg zu kommen, und dort der Liebe Wonne im Verborgenen zu suchen. Durch den Heereszug Wallensteins war er lange von ihr getrennt. Sie kam mit der Baroninn nach Prag, sah ihn in dessen Gefolge, und benachrichtigte ihn, daß er sie nächtlcher Weile im Garten an der Bildsäule treffen würde. Der liebende Jüngling hätte dort gerne seine Geliebte umarmt, aber Wallenstein gab ein großes Fest, er mußte nothwendig dabey seyn, und schrieb daher jenen Brief; ohne jedoch aus Vorsicht seinen und seiner Geliebten Namen zu nennen. Die Nacht war schön, Bertha konnte eben so wenig ruhen wie die Baroninn, sie ging ebenfalls in den Garten, dort der schönen Nacht im Freyen zu genießen. Ihr Weg führte sie zur Laube, und es war sehr natürlich, daß ihr bey dem hellen Schimmer des Mondes der Brief sogleich in die Augen fiel, sie langte darnach, las ihn und staunte — sie dachte an Bernarden, deutete sich die Ausdrücke, als Gattinn soll dich dann die Welt kennen, ganz anders, und freute sich nun innig ihres nächlichen Ganges, denn sie hoffte nun Rettung von ihrem Geliebten. Hestige Gefühle bestürm-

ten sie, sie verbarg den Brief in ihrem Busen, sank nachdenkend hin, als ein leises Rauschen sie störte, sie eine weiße Gestalt zwischen dem Dunkel der Bäume zu gewahren glaubte, und mit Entsetzen erfüllt, schnell von dannen floh.

Nun hatte die Baroninn genug gesehen, sie hatte, sobald sie Berthan erkannte, beschloßen, hervor zu stürzen, und volle Rache an ihr zu üben; aber schnell bemächtigte sich ein anderer Gedanke ihrer Seele: daß Bernard den Brief niedergelegt hatte, schien ihr klar, sie beschloß daher, kommende Nacht so früh als möglich in dem Garten zu seyn, da wollte sie mit aller Macht der Liebe sein Herz bestürmen, und sollte er sie abermahl verachten, so sollte dieß zugleich die letzte Nacht seines Lebens seyn, und er ihrer Rache geopfert werden. Dieser Gedanke hielt sie zurück — sie ließ Bertha ungehindert mit dem Briefe aus dem Garten gehen, und schritt nachdenkend auf und ab, wie sie denn ihre Rache vollführen könne. Mitgenossene ihrer That zu wählen, schien ihr nicht rathsam. — „Du allein sollst dir genügen eine Rache zu fördern,“ sprach sie: „das verschmähte Weib soll stark genug seyn, den, der sie verachtet, zu bestrafen.“ Sie zog einen Dolch aus ihrem Gürtel, „du sollst mich rächen,“ sprach sie; und küßte den Stahl — „aber zu schwach würde mein Fuß seyn, die Brust

des Mannes zu durchbohren; ha! ich will mit verzehrendem Gifte deine Klinge bestreichen, o dann ist nur eine kleine Verletzung hinlänglich, und mein Opfer ist unwiederbringlich verloren."

Fort eilte die Schändliche, verschloß sich in ihr Gemach, und bereitete da ihr Werkzeug zur grausamen Rache im Verborgenen, wie Satan im Finstern seine Plane schmiedete, zum Verderben der Menschheit.

Der unvorsichtige Jüngling eilte, so bald er sich über die Gartenmauer geschwungen hatte, nach dem Pallaste Wallensteins, um da seinen Herrn zu bedienen. Sein Herz war beklemmt, er hätte so gerne seine Geliebte gesprochen, und saß allein traurig da bey dem geräuschvollen Feste, als Freude und Heiterkeit lachte. Ihm war der Freudenton unwillkommen, das Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Pauken konnte sein Herz nicht beleben, nur sein Körper war im hell erleuchteten Saale, seine Seele im dunkeln Garten, wo er die Geliebte zu sehen glaubte, wie sie den Brief öffnete, und sich seiner Liebe freuen werde. Traurende scheuen die heitere Miene der Fröhlichen, es thut ihnen wohl, wenn sie ein Geschäft mitten im Schwüle der ihnen verhassten Freude finden, daß mit ihnen gleich gestimmt ist, sie fetten sich gerne an dessen Herz, und es

ist ihnen Trost, daß sie nicht traurig sind, bey der allgemeinen Freude. So ging dem Armen, bald bemerkte er noch einen Jüngling, dessen Herz nicht mit in die allgemeine Freude zu stimmen schien, es war sein Hauptmann, unter dessen Fähnlein er diente — es war Bernard. — Schüchtern nahte er sich ihm, ihre Blicke sagten sich, daß sie beyde gleiche Gefühle hegten, sie waren sich schon lange gut — gleiches Alter vereinigte ihre Herzen, und bald kam es zur Mittheilung ihres gegenseitigen Kammers. „Wie!“ rief Bernard erstaunt und entzückt, — „wie! die Baroninn ist in Prag, und wahrscheinlich auch ihre Nichte, o dann hab' ich auf einmahl durch dich meinen Wunsch erreicht. Wo? sag' wo wohnt sie? diesseits oder jenseits der Moldau.“ — „Jenseits vorm Thore bey den Ruinen des Sterns.“ „O Gott! wie schnell habe ich nun ihren Aufenthalt erfahren, wornach ich heute mich vergebens bemühte. Freund, wir machen die morgige Nacht gemeinschaftliche Sache; ich gehe mit dir, vielleicht bin ich so glücklich meine Bertha zu sehen, wo nicht, kann ich ihr doch Nachricht durch deine Geliebte senden.“

„O nein! wenn Wallenstein, der sie sehr liebt, Ihnen Schus verspräche,“ antwortete der Jüngling, „dann hätte ich vieles durch Sie ge-

wonnen, und wir könnten zugleich unsere Geliebten ihren Verfolgern entreißen."

„Wallenstein liebt mich;" antwortete Bernard, „sobald ich mit Bertha gesprochen habe, will ich ihm unsere Liebe entdecken, und wir dürfen beyde sicher auf seinen Schutz rechnen."

Nun kehrt Freude in die Herzen der Jünglinge, weil Hoffnung sie belebte. Sie mengten sich unter die fröhlichen Gäste, und ihr Blick sagte: wir werden beyde noch glücklich werden.

Der Tag schlich langsam, gleich dem Greise am Stabe vorüber; sie konnten kaum den Einbruch der Nacht abwarten. Endlich sanken ihre Schatten herab, undüsterten Prags schöne Thürme, und gossen Ruhe und Schweigen allmählich über die volkreiche Stadt aus. Mit klopfendem Herzen harrten die Jünglinge, bis die Mitternachtsstunde herannahen würde, dann hüllten sie sich in ihre Mäntel, gürteten ihre breiten Schwerter um, und schlichen leise durch die leeren Straßen den Schloßberg hinauf, zum Thore hinaus, an den Ruinen des Pallastes vorbey, bis sie zu dem Wohnorte des berühmten Ambrosio kamen. Die Hoffnung, ihre Geliebten zu sehen, machte ihre Herzen heiter. Nicht ohne witzige Laune über den seltsamen Bewohner dieses Gebäudes, erreichten sie dessen Garten, klimmten über die Mauer, und eilten der bekannten

Laube zu: — da traten sie etwas zurück, als sie eine weibliche Gestalt im langen schleppenden Kleide an der Bildsäule hingelehnt sahen, ohne ihre eigentliche Gestalt unterscheiden zu können, weil düstere Wölkchen über das Mondenlicht her-schwebten, seine Strahlen nur einzeln durchs dicke Baumlaub schimmern konnten. Sie nahten sich endlich beyde, als die Gestalt sich langsam empor hob, ihnen mit feyerlichen Schritten entgegen ging, und den Schleyer zurück schlug. „Jesus Maria, ein Gespenst!“ rief Bernards Begleiter, und stürzte entseztvoll zurück. Bernard aber starrte mit wilden Augen die Erscheinung an, indem er die blutende Jungfrau erkannte. Zwar sträubten sich seine Haare empor, zwar rieselte kaltes Entsetzen bey dem unvermutheten Anblicke des Gespenstes über seine Wangen und den Rücken hin-ab; aber er war vertrauter mit ihr als sein Gefährte; sein Muth kehrte schneller zurück, und mit dumpfer Stimme redete er sie an! „Was willst du hier?“ sprach er, — „was soll deine Erscheinung? Mich abermahl hindern, meine Geliebte zu umarmen?“

Der Geist. Abermahl dich zu retten bin ich hier; dich zu warnen versprach ich dir: und ich habe meine Zusage redlich erfüllt. Bernard! dir droht große Gefahr hier: — ohne meine

Warnung würdest du wahrscheinlich morgen schon des Todes Heute geworden seyn.

Bernard. Wie? welche Gefahr droht mir? —

Der Geist. Noch ist die Rache der Baroninn von Lindenberg nicht erloschen; sie hat den Brief, den dein Gefährte seiner Geliebten schrieb, entdeckt. Er ist ohne Rahmen, und sie ahndet in dir den Verfasser davon. Schon freut sie sich ihres Opfers; schon hat sie den blinkenden Dolch mit verzehrendem Gifte überstrichen, mit dem sie nur leicht dich verletzen darf, um dich dem gewissen Tode preis zu geben.

Bernard. Schrecklich! schrecklich!

Der Geist. Ich habe dich nun gewarnt; willst du meiner Worte achten, so verlasse den Garten, wo nicht, so hütthe dich. Gib auf jede ihrer Bewegungen acht, damit du ihre Bosheit vereiteln kannst.

Bernard. Ohnimm meinen Dank, wohlthätiges Wesen! nie werd' ich deine Wohlthaten vergessen.

Der Geist. Folge meinem Rathe, und eile von hier fort.

Bernard. Und Bertha —

Der Geist. Kannst du jetzt nicht sehen, sie wird strenge bewacht; deine Feindinn hat es ihr unmöglich gemacht, in den Garten zu gehen.

Doch sieh — ha! die Baroninn kömmt. Bernard! es ist zu spät zu fliehen; hütthe dich, ich will wachen für dich.

In lüftiges Wesen löste sich des Geistes Gestalt auf, und zerfloß in leichtem Nebel. Bernards Herz klopfte laut; er sah seine Feindinn langsam die Allee heraufschreiten, und seine Hand fiel unwillkürlich ans Schwert; doch ermannte er sich. „Es wäre Schande,“ sprach er, „wenn ich mich mit dem Blute eines Weibes beflecken wollte.“ — Mehr konnte er nicht sprechen. Die Baroninn nahte sich; sie erkannte ihn deutlich, und redete ihn zuerst an. „Wie, Bernard!“ sprach sie, „Sie sind hier? wie soll ich mir dieß deuten? Haben Sie noch nicht einer Liebe entsagt, die Sie doch nie befriedigen können, die Ihnen noch zum Verderben gereichen kann?“

Bernard. Ich verstehe Sie, Baroninn; ich weiß, daß Sie den Brief fanden, den —

Baroninn. Wie können Sie das wissen? — Und doch, doch haben Sie noch Kühnheit genug, mir unter die Augen zu treten? Scheuen Sie meine so sehr verdiente Rache nicht?

Bernard. Nein, Baroninn! weil ich weiß, daß Ihr im Grunde gutes Herz, gar keiner Rache fähig ist, nur Ihr Mund sie aussprechen, Ihr Herz sie aber nicht fühlen kann. —

Die Baroninn. (für sich) Der Heuchler! was will er damit sagen? — Sie haben recht, Bernard, daß Sie sich vor meiner Rache nicht scheuen, denn kaum hielte ich sie deren würdig; die Entziehung Berthas wird für Sie die beste Rache seyn.

Bernard. Ich würde sehr ihr hartes Schicksal bedauern.

Die Baroninn. Nun so bedauern Sie es denn ewig, und verlassen Sie schnell diesen Ort —

Bernard. Sie sind sehr aufgebracht, — würden es aber weniger seyn, wenn ich Ihnen sage, daß der Brief nicht von mir, auch nicht an Bertha gerichtet war, — daß er gar nicht in Ihr Haus gehört —

Die Baroninn. Wirklich?

Bernard. Wenn ich Ihnen sage, daß es mich innig reut, Sie so sehr gekränkt zu haben.

Baroninn. Heuchler!

Bernard. Binz wahrhaftig nicht, — heuchle nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich nichts sehnlicher als Ihre Vergebung wünsche.

Baroninn. Bernard, ich bitte Sie, verlassen Sie mich.

Bernard. So nicht, Baroninn, ohne Vergebung nicht.

Baroninn. Mann, wenn dieß dein Ernst wäre —

Bernard. Er ist's, Baroninn! können Sie mir vergeben? — Thun Sie dieß wenigstens der Ursache willen, weil ich Ihnen einst Ihr Leben rettete.

Baroninn. O verdammte Erinnerung! (laut) Ich vergebe Ihnen.

Bernard. Ich scheide von Ihnen und Bertha nun auf immer.

Baroninn. Wie?

Bernard. Auf immer.

Baroninn. Kaum kann ich Ihre Worte fassen — Bernard, sollten Sie wirklich —

Bernard. Was?

Baroninn. Klüger geworden seyn.

Bernard. Ich kann mich nicht erklären: ich darf nicht. Meine Erklärung würde Ihrem empörten Herzen fruchtlos seyn.

Baroninn. Bernard, wo wollen Sie hin? bleiben Sie noch — sprechen Sie, sprechen Sie deutlich.

Bernard. Mein Herz spricht deutlich genug. —

Baroninn. Ich verzeihe Ihnen alles. — O sagen Sie, sagen Sie — sollten Sie wirklich fühlen?

Bernard. O tief, tief fühle ich —

Baroninn. Was aber? — Bernard was? — Sie schweigen? — O Sie setzen mich in eine bedenkliche Lage! — (unruhig auf und abgehend) Wenn er mich wirklich lieben sollte? — könnte nicht die Entfernung von Bertha ihn von seiner Verblendung geheilt haben? o dann wäre ich ja auf einmahl glücklich! — Bernard, ich bitte Sie, enden Sie meine Verlegenheit — sprechen Sie aufrichtig.

Bernard. Baroninn, dürst ich das —

Baroninn. Ja Bernard, Sie dürfen; was hält Sie zurück? — Sind wir nicht allein? — belauscht jemand unsere Worte?

Bernard. O Lindenbergl

Baroninn. O Geliebter! ist's möglich, ist's möglich? — Hab' ich dich wieder gefunden, du so lang betrauerter, treulosser Geliebter?

Bernard. Baroninn, da ich eigentlich hier bin, Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen, kann ich's Ihnen ja gestehen, daß mich mein ehemaliges Betragen gegen Sie innig reut — und daß ich gern volle Versöhnung mit auf meine Reise zu nehmen wünschte.

Baroninn. Lieber, ewig lieber Bernard! hier nimm meine Hand darauf; — ich bin versöhnt mit dir: und nun —

Bernard. Tausend Dank Ihnen. Eben dieser Versöhnung willen bedaure ich nun doppelt

mein hartes Loos, mich von Ihnen trennen zu müssen. — Ich bin bestimmt, mit einer Abtheilung des Heeres weiter nach Böhmen zu ziehen.

Baroninn. Und läßt sich denn dieser Entschluß nicht ändern?

Bernard. Ließ sich's wohl: — und gerne wollte ich dieß Bißchen Ehre aufopfern, wenn ich nur — nur volle Gewißheit —

Baroninn. Meiner Liebe erhieltest? — Bernard! ja, — ja! ich liebe dich unaussprechlich! —

Bernard. O daß es mir Ihr Mund durch die Sprache der Liebe verkündete!

Baroninn. Hier Bernard! hier der heißen Küsse mehr, als dein Herz fordern kann —

Liebetrunken sank sie an seine Brust; — und Bernard entriß ihr schnell den Dolch, den sie im Gürtel verborgen hatte: und schleuderte weit von sich das erschrockene Weib.

Baroninn. Ha! was ist das?

Bernard. Entlarvung der Bosheit, gift-
hauchende Schlange! — He da, Freund! tritt immer ungeschent aus deiner Verborgenheit hervor, und blicke diesem Weibe ins häßlich verzehrte Gesicht. Sieh! so muß man den Satan mahlen, wenn er entrüstet über einen mißlungenen Anschlag sich in den Abgrund der Hölle stürzt.

„Verrathen! schändlich verrathen!“ schrie die Baroninn, als Bernards Freund hinter den Bäumen hervortrat. Sie wollte entfliehen, aber Bernard hielt sie zurück. „Gemach, meine schöne Dame!“ sprach er, „bleiben Sie immer noch einige Augenblicke hier, und hören Sie meine Worte, deren ich Sie würdige. Ihre Bosheit ist entlarvt, und Sie sind in meiner Gewalt. Eben so leicht könnte ich nun mit diesem vergifteten Stahle Sie dem Arme des Todes fördern, aber Sie bedürfen Zeit, Ihr böses Leben zu bereuen und zu bessern. — Ja Baroninn! bessern Sie sich: mäßigen Sie Ihre zügellose Liebe, die bey Ihnen zu schändlichen Verbrechen wird, da Sie an die Seite eines treuen, nur zu guten Gatten gekettet sind. Sie sehen, alle Ihre Bosheit, Ihre verächtliche Leidenschaft ist entdeckt: — weh Ihnen, wenn Sie ihre so wohl verdiente Verachtung an Bertha ausüben sollten. Diese Entdeckung ihres Herzens soll Sie daran hindern, die Schuldlose zu peinigen; — schnell würde ganz Prag Sie kennen lernen. — Bis jetzt noch will ich schweigen; aber werden Sie sich ferner meiner und Bertha's Liebe widersetzen, dann soll mich auch nichts zurück halten, Sie so vor den Augen der Welt bekannt zu machen, wie Sie wirklich sind. — Nun komm' Freund, laß uns diesen Ort meiden. — Diesen Dolch will ich Ih-

nen wieder geben, bewahren sie ihn wohl auf, und erinnern Sie sich dabey stets Ihrer bösen That.“ Er warf den Dolch in ein Rosengebüsch, das nahe neben ihm stand — eilte mit seinen Gefährten fort, und ließ das getäuschte Weib in den Schmerz ihrer Verachtung zurück. Sie war sprachlos, Wuth hatte alle ihre Nerven durchbittert, ohne das sie es vermochte einen Laut von sich zu geben. Gleich einer Rasenden irrte sie umher, ballte wüthend die Faust, raufte sich das Haar aus dem Scheitel. Mitten in diesem Sturme der Leidenschaften störte sie das Rauschen eines Fußtrittes in den Blättern — und die arme unschuldige Bertha nahte sich langsam die Allee herauf — Sie erkannte die Baroninn, und wollte zurückkehren, aber gleich einer Furie eilte ihr diese nach, riß sie am Arme zurück, und fragte mit vor Wuth bebender Stimme, was sie hier zur Mitternachtsstunde in dem Garten zu thun habe.

Bertha. (erschrocken) Und warum machen Sie diese Frage mit solchen Ungestüm? Sind nicht auch Sie hier zur ungewöhnlichen Stunde, wahrscheinlich der schönen mond hellen Nacht zu genießen.

Baroninn. Die Verstellung ist am Ende schändliche Buhlerin — heraus mit dem Briefe
der

der mehr sagt, als Sie sich wünschen, daß jemand auffer Ihnen und dem Verführer weiß.

Bertha. Den Brief! (ihre Hände zusammenschlagend) O Gott, so bin ich denn verloren.

Baroninn. Geben Sie mir den Brief, ich fordere ihn mit Strenge, ha, hier seh' ich ihn ja am Busen verwahrt, (ihn ihr aus dem Busen reißend) nahe beym Herzchen, du liebendes Täubchen — der Brief muß zu ihren Bruder.

„Um Gotteswillen,“ rief Bertha, indem sie sich zu ihren Füßen warf, und sie mit Thränen benetzte. „Erbarmen Sie sich, haben Sie Nachsicht mit meiner Jugend, mit meinem liebenden Herzen.“

Baroninn. Erstaunliche Dreistigkeit, Ungerathene, ein solches Erbarmen würde mich zu Ihren Mitschuldigen machen. Erbarmen wäre hier Verbrechen. — Wissen Sie nicht Ihre Bestimmung, verträgt sich diese mit Ihrer Liebe — Ha, und ich, ich soll noch Ihr buhlerisches Leben verhehlen, nein, nein — wo ist Ambrosio (laut) wo ist Ambrosio, damit er die Schande seines Hauses vernehme.

Bertha. Die Schande seines Hauses — wie verstehen Sie das, ist Bernard nicht von edler Geburt?

Baroninn. Der Nichtswürdige — büßen soll er und Sie.

Blut. Gestalt.

2

Bertha. O meine Tante, mäßigen Sie Ihren Zorn — ich will ihm entsagen, will mich dem Kloster weihen, nur verschweigen Sie meine Liebe dem strengen Bruder, sie würden mich sehr unglücklich machen, ich kenne seine strenge Wuth — o geben Sie mir meinen Brief wieder.

Baroninn. Nein Bertha, eben dadurch, daß ich ihm alles entdecke, will ich Ihnen einen wesentlichen Dienst leisten; seine Strenge soll Ihre Leidenschaft dämpfen, die sich für Ihren Stand nicht ziemt, damit Sie in Ihrer Bestimmung glücklicher werden.

Bertha. O ich kenne diese Sprache, ich weiß aus welcher Quelle Ihre Wuth strömt — Baroninn, sie handeln ungerecht an mir, aber glauben Sie nicht daß der gedrückte Wurm sich windet, und den, der ihn zertreten will, verletzen kann? Mir ist Ihre Leidenschaft zu Bernarden nicht unbekannt, und glauben Sie nicht, daß bey meiner Stimme die Welt Sie mehr tadeln würde als mich.

Eben wollte die Baroninn ihr in die Rede fallen, diese neue Entdeckung ihrer Geheimnisse hatte sie nicht vermuthet, sie sah nun ihre Ehre einem neuen Feinde preis gegeben, da nahte sich Ambrosio wirklich, durch das laute Gerede im Garten aufmerksam gemacht. Mit hochglühenden Wangen stürzte ihm die Baroninn entgegen. —

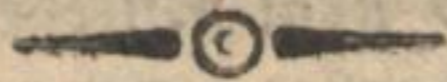
„Da — da lesen Sie die Schande ihres Hauses,“ rief sie, und hielt ihm den Brief hin. Ambrosio las, Zorn röthete seine Wangen. Ha, solche Vorfälle in seinem Hause, bey ihm, der sich vor allen so gerne für sich und die sehnigen die höchste Meinung von Strenge beygebracht hätte. — Worte konnten seine Gefühle nicht ausdrücken, er schwieg und schoß auf die bebende Bertha drohende und höhnische Blicke.

„Sie soll bestraft werden,“ rief er endlich, „wie sie's verdient hat, im tiefen Gefängnisse soll sie ihre That büßen, und verschmachten im Elende. — Baroninn, dieser Vorfall muß verschwiegen bleiben, aber desto schärfer will ich ihn in geheim bestrafen. (sehtwärts zur Baroninn) Was ist zu thun? mein Ansehen wäre verloren, die Schande der Verworfenen fällt auch auf mich zurück — ha ich weiß einen Ort Baroninn, in den nahen Ruinen des Schloßes, neben meinem Hause sind Gefängnisse, wo niemand sie entdecken kann, dahin mit ihr, verloren sey sie vor der Welt, ewig soll dort ihre Schande verdeckt bleiben.“ Bertha hörte seine Worte — sie mußte sich die Ausdrücke von Schande und Entehrung nicht zu erklären, weil sie natürlich den Brief in ganz anderm Verstande genommen hatte — aber sie kannte den strengen unerbittlichen Bruder, und befürchtete alles von seiner Rache:

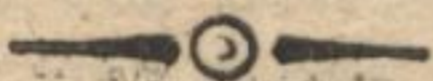
„Hartherziger,“ rief sie, „so verfährst du mit deiner Schwester, wer gab dir dieß Recht? Fürchtest du Gottes Strafgericht nicht: Du Stolzer, Grausamer, du willst mich zum ewigen Gefängnisse schleppen, auf dich falle dann der Fluch meines Mörders. Mit unerbittlicher Strenge tadelst du die Empfindungen der Liebe, weil dein Herz nie ihres Feuers fähig war, aber auch für dich wird noch der Tag der Prüfung kommen, und dann, wenn du übermächtigen Leidenschaften weichst, wenn du Stolzer fühlst, daß der Mensch schwach und geboren zu irren, wenn du schauernd dann auf deine Schwäche, auf deine Verbrechen zurücksiehst, und voll Schrecken zu Gott um Erbarmen flehst, o dann in diesem furchtbaren Augenblicke denk an deine Grausamkeit, denk an Bertha, und verzweifle an Vergebung.“

Wie sie die letzten Worte aussprach, war ihre Stärke erschöpft, und sie sank ohnmächtig zusammen. Ambrosio hatte sie nicht ohne Erschütterung angehört, aber die Baroninn, die seine Bewegung bemerkte, erinnerte ihn, daß nun der geeignetste Zeitpunkt wäre, wo man sie ins Gefängniß bringen könnte. „Sie hat diese Strafe verdient,“ rief sie, „und ich selbst würde die Schande Ihres Hauses bekannt machen, wenn Sie sie dieser entziehen wollten.“

An der Mauer des Garten war eine tiefe Höhlung ausgebrochen, sie führte gerade in die Ruinen des verfallenen Pallastes, Ambrosio war dort jeder geheime Winkel bekannt, es gab der unterirdischen Gräfte mehrere; mit starken Armen faßte er die ohnmächtige Bertha, die Baroninn half ihm, sie schleppten sie fort in die Ruinen, in ein tiefes finsternes Gewölbe.



Achstes Kapitel.



Es ward Tag, schon brach die Sonne aus den von der Morgenröthe erhellten Wolken hervor, und noch immer ging Ambrosio unruhig auf und ab. Berthas Worte hatten ihn tief erschüttert, aber sein Stolz kämpfte wider diese Erschütterung. „Ich bin mir und dem Ansehen meiner Familie diese Strenge schuldig. Ehrfurcht zollt mir die Stadt, und jeder weit und breit, der meinen Namen nennen hört; die Schande meiner Schwester, die ich so deutlich aus dem Briefe erkenne, würde meinen Ruhm beflecken, mein Ansehen vernichten. Aber ach, Berthas Worte dringen tief in mich, es ist wahr, bis jetzt drohte ich jeder Leidenschaft, weil ich sie floh, aber nun, nun kommen zahlreich Prags schönste Damen zu mir, ihre künftigen Schicksale zu erfahren, seit meine Weisheit mir so großen Ruhm

erwarb, ich muß meine Augen an Gegenstände der Versuchung gewöhnen, und wie, wenn ich nun da von meiner Größe sank, die Bewunderung verlöre, die Alle meiner Abgeschlossenheit schenken."

Hier ward er durch ein leises Klopfen an der Thüre seines Gemaches unterbrochen. „Wer ist da," fragte Ambrosio halb unwillig.

„Es ist nur der junge Wenzel," antwortete eine sanfte Stimme.

„Nur herein, mein Sohn."

Die Thüre ward sogleich geöffnet, und Wenzel erschien mit einem kleinen Körbchen am Arme.

Wenzel war ein Jüngling in Ambrosios Diensten. Ein geheimnißvolles Wesen umhüllte und machte ihn zugleich zu einem Gegenstande der Neugierde und der Bewunderung. Seinen Scheu vor Gesellschaft, seine tiefe Schwermuth, und seine freywillige Absonderung von allen Freuden, so ungewöhnlich in diesem Alter, erregte Bewunderung. Niemand wußte, woher er sey, unerkannt war er einst an Ambrosios Wohnung gekommen, und hatte um Aufnahme gebethen, niemand wußte eigentlich woher er kam, und befragte man ihn darüber, so beobachtete er ein tiefes Stillschweigen.

Sorgfältig hatte der Jüngling seither den

Umgang von Ambrosios Dienern vermieden, er beantwortete ihre Fragen mit Artigkeit aber zurückhaltend, und zeigte deutlich, daß seine Neigung ihn in die Einsamkeit treibe, die in Ambrosios Hause herrschte. Diesen Ambrosio betrachtete er mit einer Ererbiethung, die an Abgötterey grenzte, suchte seinen Umgang mit der aufmerksamsten Umsichtigkeit, und ergriff begierig jedes Mittel, seine Neigung zu gewinnen. In Ambrosios Gesellschaft schien es ihm wohl zu seyn, und Munterkeit ergoß sich über sein ganzes Betragen. Ambrosio fühlte sich nicht minder zu dem Jünglinge angezogen, vor diesen allein legte er seine gewohnte Strenge ab. Sprach er mit ihm, so war sein Ton unmerklich milder als gewöhnlich, und seine Stimme klang ihm so süß, wie die Wenzels. Er belehrte des Jünglings Anhänglichkeit durch den Unterricht in seiner Wissenschaft. Gelehrig nahm dieser dessen Unterricht an, sein lebhaftes Genie, seine einfachen Sitten, und seine redlichen Gesinnungen entzückten Ambrosio mit jedem Tage mehr, kurz er liebte ihn mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters. „Verzeiht meine Zudringlichkeit,“ sprach Wenzel, und setzte sein Körbchen auf den Tisch.

„Was hast du in deinem Körbchen,“ fragte Ambrosio.

Wenzel. Einige Blumen, wie ich weiß,

daß Sie sie lieben, darf ich Ihr Zimmer damit schmücken?

Ambrosio. Deine Aufmerksamkeit erfreut mich.

Wenzel vertheilte den Inhalt seines Körbchens in verschiedene Vasen, die zu diesem Gebrauche hie und da im Zimmer standen, und ein leiser Seufzer ergoß sich aus seiner Brust.

„Warum seufzest du Wenzel?“ fragte *Ambrosio*.

Wenzel. Ach ich würde es nicht thun, wenn nicht bittere Leiden mich folterten.

Ambrosio. Leiden in deinem Alter!

Wenzel. Ach Leiden, die, wären sie Ihnen bekannt, Sie zugleich zu Born und Mitleiden bewegen würden, Leiden die eben so meines Lebens Marter als Wonne sind. Ach und doch würde mir in der einsamen Stille Ihres Hauses Ruhe werden, hinderten mich nicht die Qualen der Furcht daran. Ach wie schrecklich ist ein angstvolles Leben, nichts hat Reize für mich, als Ihre Freundschaft, ach und würde ich diese verlieren, ich müßte verzweifeln.

Ambrosio. Kannst du den Verlust meiner Freundschaft befürchten? hat mein Betragen je diese Furcht gegründet: Nein Wenzel, halte mich deines Vertrauens werth, nicht mein Diener, mein Freund bist du. Entdecke dich mir, was

hast du für Leiden, wenn es in meiner Macht steht, ihnen abzuhelpfen.

Wenzel. Ach in keines andern Macht steht es, als in der Ihrigen, und doch dürfen Sie sie nicht erfahren. Ihr Haß würde mein Geständniß bestrafen, mit Schande und Schmach würden Sie mich von sich entfernen.

Ambrosio. Wenzel, du machst mich stauen — denk doch daß ich dir Freund zu seyn versprach. —

Wenzel. Aus Barmherzigkeit, fragen Sie nicht weiter — ich darf nicht — ich kann nicht.

Hestig drückte er die Hand Ambrosios an seine Lippen, und verließ hastig das Zimmer. Wenzels Betragen machte tiefen Eindruck auf ihn, des Jünglings Worte rührten sein Herz, er fühlte sich so sanft an ihn angezogen, und es dauerte ihn, seinen Kummer nicht lindern zu können. Nur in Wenzels Gesellschaft löste sich sein finsterner Ernst in sanftes Lächeln auf, nur bey ihm hielt er seinen Entschluß nicht, abgesondert von Menschen, auch sie und alle ihre Leidenschaften zu hassen.

Er rief ihn zurück, aber Wenzel kam nicht, gerne wäre er ihm gefolgt, aber eine wichtige Beschäftigung hinderte ihn. Wallenstein hatte von ihm Dinge von grosser Wichtigkeit zu wissen verlangt; Ambrosio überließ sich daher bald

seinen Beschäftigungen. Er berechnete, nahm den Lauf der Gestirne, alles mögliche zu Hülfe, und immer, wenn er am Ende zu seyn glaubte, zeigte sich eine grosse Lücke, und er mußte vom neuen beginnen; so wars ihm noch nie gelungen. Wenzel kam nicht von seinen Augen, mitten in seinen Arbeiten hielt er inne, dachte an ihn, vergaß die wichtigsten Zahlen, und seine Beschäftigung mußte aufs neue beginnen. Der Abend nahte, unzufrieden mit seiner Arbeit, erschöpft sich nach Erholung sehnend, verließ er sein Gemach, und eilte auf den Balkon des Hauses, sich da zu erheitern. — Prächtigt lag vor ihm die schöne Gegend, von den hohen Thürmen seines Hauses sah er nach Prag hinüber, deren Thürme die sinkende Sonne übergüldete, glühend von ihren Strahlen wallten die Wogen der fernen majestätischen Moldau über ihre Wehren hinab. Aus den fernen Gebürgen rauchten die Nebeln der Nacht empor, die Wälder, die ihren Rücken hinanwuchsen, standen bereits im tiefen Schatten, während um Ambrosio her noch alles von dem Lichte der Sonne erhellt war. Er labte sich an diesem Anblicke, aber sein Herz fühlte keine Heiterkeit, eine gewisse Leere ängstigte ihn, machte ihm unschmackhaft den Anblick der schönen Natur; der junge Wenzel drängte sich abermahl vor seine Seele. „Wo mag er den ganzen Tag über

verweilt haben?" sprach er, „welches Geheimniß mag in der Brust dieses schönen Jünglings verborgen liegen?" Er rief einem seiner Diener, forschte nach ihm, und man hatte ihn den ganzen Tag über nicht gesehen. Unmuthig ging Ambrosio von dem Balkon weg in den Garten seines Hauses, der mit dem ausgesuchtesten Geschmacke angelegt war. Uppig schmückten ihn die ausserlesensten Blumen, die, wenn schon durch Kunst gezogen, von den Händen der Natur selbst gepflanzt schienen. Ein Springbrunn, der seinen Strahl in ein Becken von weissen Marmor goß, kühlte die Luft um sich her. Jetzt erhöhte die Nacht noch den Zauber des Ganzen. Der Vollmond schwam in einem blauen Wolkenleeren Himmel, und goß auf die Bäume einen zitternden Glanz, das Wasser der Fontaine funkelte in dem Silberscheine, ein sanftes Lüftchen wehte den Duft der Orangeblüthen die Alleen her, und die Nachtigall strömte ihren melodischen Gesang aus dem Dickigt einer künstlichen Wildniß. Nach dieser richtete Ambrosio seinen Schritt. Im innern dieses kleinen Hayns stand eine ländliche Hütte in Gestalt einer Einsiedelei. Die Wände waren aus Baumwurzeln geflochten, und die Zwischenräume mit Moos und Epheu ausgefüllt. Sitze von Rasen umfaßten beyde Seiten, und ein reiner Bach murmelte sanft über künstliche Abhänge

vorbey. In sich selbst versenkt nahte sich Ambrosio diesem Plaze. Die allgemeine Stille hatte sich seinem Herzen mitgetheilt, und eine wollüstige Ruhe verbreitete eine angenehme Mattigkeit über seine Seele.

Er erreichte die Einsiedelei, und wollte eben hineingehen, um da auszuruhen. Jetzt stand er stille, denn er fand sie schon besetzt. Auf einer der Bänke lag eine Figur in melancholischer Stellung, sie stützte ihren Kopf auf den Arm, und schien in Nachdenken verloren. Ambrosio trat näher, und erkannte Wenzeln, er beobachtete ihn stillschweigend, und blieb vor der Thüre stehen. Nach einigen Minuten schlug der Jüngling die Augen auf, und richtete sie kummervoll an die Wand gegen über.

„Ja,“ sprach er mit einem tiefen klagenden Seufzer, „ich fühle ganz das Elend meiner Lage, ach könnte ich denken gleich dir, der du diese Worte hier in den Marmorstein graben lieffest.“

Ambrosio trat ihm nun näher.

„Sie hier?“ rief der Jüngling bestürzt aus, Ambrosio setzte sich neben ihm auf die Bank.

Ambrosio. Du bist sehr schwermüthig Wenzel.

Wenzel. Ach diese Worte hier haben mich sehr nachdenkend und traurig gemacht.

Er zeigte hier auf eine Marmortafel in der Wand gegenüber worauf folgende Worte gegraben waren:

Einsam in dieser Hütte fühlte ich Freuden
 Wie sie in der Welt Geräusch noch keinem schmeckte.
 Mir beflusst hier in sanfter Stille
 Angenehm das Leben fern von Menschen
 Einsamkeit allein schafft süsse Wonnen
 Soll mir immer heilig bleiben

Ambrasio. Und diese Worte reizten dich zum Nachdenken und zur Traurigkeit.

Wenzel. Wäre es dem Menschen möglich, sich so ganz in sich zurückzuziehen, und doch die zufriedne Ruhe zu fühlen, welche diese Beilen athmen, so würde ich freylich zugeben, eine solche Lage sey wünschenswerther, als in einer Welt zu leben, so reich an Laster und Thorheit; doch läßt sich das nicht denken, der Mensch kann die Welt nie ganz vergessen, oder es ertragen, daß er von ihr ganz vergessen werde. Unzufrieden mit den Lasten der Albernheiten der Menschen kann er sie wohl fliehen, und sein einsamer Zustand vergnügt ihn, so lange er Haß in seinem Busen fühlt. Aber fangen seine Leidenschaften an sich abzukühlen, versüßt die Zeit seinen Kummer, heilt sie jene Wunden die er in seine Einsamkeit mitbrachte, wird ihm dann auch seine

Zufriedenheit treu bleiben, sein Herz muß in der Folge die Beute der Langeweile und des Überdrußes werden, die Einsamkeit und gänzliche Abgeschiedenheit von Menschen wird ihm zur unerträglichen Qual, auf seinen Stab gestützt starrt er mit leeren Augen auf den herabstürzenden Wasserfall, sieht ohne Rührung die Sonne untergehen, schleicht langsam des Abends in seine einsame Hütte, weil niemand da seiner Ankunft wartet, niemand mit ihm sein einsames unschmackhaftes Mahl theilet. Muthlos und unzufrieden wirft er sich aufs moosigte Lager, und erwacht zu einem eben so freudenleeren einsörmigen Tage als der vergangene war.

Ambrosio. Du sehest mich in Erstaunen, Wenzel, Jüngling, woher diese Beurtheilungskraft — dieser Verstand?

Wenzel. Schilderte ich ihr Leben nicht treffend, kann ihr Herz meinen Worten widersprechen?

Ambrosio. (für sich) bey Gott nein — aber was will er mit dem allen. Wenzel, was willst du mit diesen Worten?

Wenzel. Die Innschrift, die sie hieher setzen ließen, überzeugte mich von Ihren Gesinnungen — ich wünsche Ihnen Glück zur Dauer, Ambrosio, aber mich bedaure ich — o hätte ich doch nie Ihr Haus betreten.

Ambrosio. Wenzel, wie? bey unsrer letzten Unterredung sprachst du aus einem ganz andern Tone. Ist meine Freundschaft dir so unbedeutend geworden? ohne hieher gekommen zu seyn, hättest du auch mich nie gesehen, kann dieß dein Wunsch seyn?

„Sie nicht gesehen?“ wiederholte der Jüngling, sprang von der Bank auf, und ergriff wild Ambrosios Hand. „Sie? Sie? o hätte mich ein Blitz eh getödtet, eh Sie meine Augen sahen, o daß ich Sie nie wieder sähe, daß ich vergessen könnte, Sie je gesehen zu haben.“

Bey diesen Worten floh er pfeilschnell aus der Hütte — Ambrosio blieb in seiner vorigen Stellung, und sann über des Jünglings unaufklärliche Aufführung nach, gerne hätte er seiner Kühnheit gezürnt, und vermochts nicht. Er war geneigt ihn für wahnsinnig zu halten, doch schien die allgemeine Übereinstimmung seiner Handlungen, der Zusammenhang seiner Ideen, und sein Betragen, daß bis auf diesen Moment so sanft gewesen war, diese Vermuthung zu entkräften. Nach einigen Augenblicken kam Wenzel zurück, er setzte sich wieder auf die Bank, stützte seinen Kopf auf die eine Hand, und trocknete mit der andern Hand die Thränen, die von Zeit zu Zeit aus seinen Augen fielen. Ambrosio sah ihn mit leidig an, ohne ihn in seinem Nachdenken zu stören,

ren, beyde beobachteten eine Zeitlang ein tiefes Stillschweigen. Jetzt hatte eine Nachtigall sich auf einen Drangenbaum gesetzt, der Einsiedeleu gegenüber, und ergoß sich in die wehmüthigsten und sanftesten Töne. Wenzel hob sein Haupt in die Höhe, und lauschte mit Aufmerksamkeit.

„So,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer, „so pflegte meine Schwester in dem letzten Monate ihres unglücklichen Lebens zu sitzen, und die Nachtigall zu lauschen. Arme Mathilde, du schläfst in deinem Grabe, und in deinem gebrochenen Herzen zuckt keine Leidenschaft mehr.

Ambrosio. Du hattest eine Schwester?

Wenzel. Sie sagen richtig: Ich hatte sie; aber ich habe keine mehr, sie erlag dem Gewichte ihres Kummers mitten im Lenz ihres Lebens.

Ambrosio. Und welches war ihr Kummer?

Wenzel. Ach ihr Mitleid wird er nicht erregen. Sie kennen nicht die Macht jener unwiderstehlichen, jener unglücklichen Gefühle, denen ihr Herz zur Beute ward. Ach ihr Unglück war die Liebe, eine Leidenschaft für einen bewundernswürdigen Mann, war der Fluch ihres Daseyns. Seine edle Bildung, seine fleckenlosen Charaktere, seine mannigfaltigen Talente, seine festgegründete bewundernswürdige Weisheit würden den unempfindlichsten Busen erwärmt haben;

Blut. Gestalt.

M

meine Schwester sah ihn, sie wagte ihn zu lieben, wagte es aber nie zu hoffen.

Ambrosio. Wenn ihre Liebe so gerecht war, was untersagte ihr die Hoffnung auf den Gegenstand derselben?

Wenzel. Der Entschluß ihres Geliebten, in Einsamkeit sich seinen Wissenschaften gleich Ihnen zu widmen, gleich Ihnen jedem Umgange mit Mädchen zu entsagen, denn er gefaßt und ausgeführt hatte, ehe er sie kannte.

Ambrosio. (aufmerksam) Wirklich — also wäre ich nicht allein der —

Wenzel. Der sich so allgemeinen Ruhm durch seine Weisheit und Abgeschlossenheit erworben hätte? Ja der sind Sie, denn der Ruf von dem Geliebten meiner Schwester war bey weitem nicht so groß wie der Ihrige.

Ambrosio. (mit stolzem Selbstgeföhle) Du schmeichelst.

Wenzel. Wahrhaftig nicht.

Ambrosio. Erzähle weiter, ich bin sehr neugierig auf das Ende deiner Geschichte.

Wenzel. Der Entschluß ihres Geliebten erwiederte die Liebe meiner Schwester nicht. Eines Morgens fand sie Mittel aus dem Hause unserer Altern zu entfliehen; in ein schlechtes Kleid gehüllt und unkenntlich gemacht, both sie sich ihm zum Diener an, und ward angenommen.

Nun war sie immer um ihn, suchte seine Gunst zu gewinnen, und es gelang ihr; ihr Dienstleister erweckte seine Aufmerksamkeit.

Ambrosio. Und eure Ältern stellten keine Nachforschungen an?

Wenzel. Ehe sie gefunden ward, entdeckte sie sich selbst; ihre Liebe wurde zu heftig, um sie verheimlichen zu können, doch war es nicht ihres Geliebten Person, nur sein Herz an dem sie sich Antheil wünschte. In einem unbewachten Augenblicke gestand sie ihre Neigung, und nie vergalt er sie; er stieß sie von sich, und verbot ihr, ihm je wieder vor die Augen zu kommen. Seine Strenge brach ihr das Herz, sie kehrte zu ihrem Vater zurück, und war nach wenigen Wochen begraben.

Ambrosio. Unglückliches Mädchen! gewiß ihr Loos war zu bitter, ihr Geliebter zu grausam.

Wenzel. (lebhaft) Meinen Sie das, Ambrosio? Meinen Sie, daß er zu grausam war?

Ambrosio. Das meine ich ernstlich, und bedaure sie vom Herzen.

Wenzel. Sie bedauern sie, Ambrosio? o so bedauern Sie dann mich.

Ambrosio fuhr auf, nach einem Augenblicke setzte Wenzel mit schwankender Stimme hinzu — denn meine Leiden sind noch weit größer, mei-

ne Schwester hatte noch einen Vater, der mit ihr klagte. — Ich, ich habe niemanden, nicht einmahl einen Freund, die ganze weite Welt hat für mich kein Herz, das meinen Kummer theilen möchte.“ Er seufzte laut, Ambrosio war bewegt, er faßte Wenzels Hand und drückte sie zärtlich.

Ambrosio. Du hast keinen Freund, sagst du, was bin denn ich: warum willst du dich mir nicht vertrauen? was fürchtest du? meine Strenge, zeigte ich diese je gegen dich? Wenzel! betrachte mich als deinen Freund, kann meine Hülfe, kann mein Mitleiden deine Schmerzen lindern?

Wenzel. Ach wie gerne möchte ich mein Herz vor Ihnen entschleyern, wie gerne Ihnen das Geheimniß entdecken, dessen Gewicht mich zu Boden drückt, aber ach ich fürchte — ich fürchte.

Ambrosio. Und was?

Wenzel. Daß Sie mich wegen meiner Schwäche verabscheuen, mein Zutrauen durch den Verlust Ihrer Achtung belohnen.

Ambrosio. Was soll ich thun, dich zu beruhigen? Erwäge mein ganzes voriges Betragen, die väterliche Zärtlichkeit, die ich dir immer erzeugt habe. Dich verabscheuen Wenzel, das ist nicht mehr in meiner Gewalt, du hast

mein Herz gewonnen; deiner Gesellschaft entsagen, hieße mich selbst des größten Vergnügens berauben.

Wenzel. O halten Sie ein, schwören Sie mir, daß, welches mein Geheimniß auch sey, Sie mich nicht zwingen wollen, Ihr Haus zu verlassen.

Ambrosio. Das verspreche ich auf das heiligste.

Wenzel. So wissen Sie denn — o wie ich vor dem Worte zittere — (zu seinen Füßen sinkend) — so wissen Sie denn — ich bin ein Weib.

Ambrosio bebte zurück bey diesem unerwarteten Geständnisse; hingestreckt auf den Boden lag noch immer der vermeintliche Wenzel, als erwartete er schweigend seines Richters Entscheidung. Erstaunen auf einer Seite, Bangigkeit auf der andern, fesselten Sie einige Augenblicke lang in derselben Stellung, endlich erhobte sich Ambrosio von seiner Verwirrung, verließ die Hütte und eilte aus dem Garten. Seine Absicht entgegen der Flehenden nicht, sie sprang auf, flog ihm nach, hohlte ihm ein, warf sich ihm in den Weg, und umfaßte seine Knie. Umsonst bemühte sich Ambrosio sich ihr zu entwinden. „O fliehen Sie mich nicht,“ rief sie: „lassen Sie mich nicht eine Beute der Verzweiflung werden. Hören

Sie mich, und die Entschuldigung meiner Unbesonnenheit, die Geschichte meiner Schwester ist die meinige, ich bin Mathilde, Sie sind mein Geliebter."

War Ambrosios Verwunderung groß bey ihrem ersten Geständnisse, so überstieg sie nun bey diesem zweyten alle Grenzen. Erstaunt, verlegen, unentschlossen, fand sich der Weiberfeind außer Stande, eine einzige Sylbe auszusprechen, und starrte schweigend Mathilden an, die nun, da er sie als Weib wußte, mit gedoppelten Reizen vor ihm kniete. Dieses Schweigen gab ihr Gelegenheit, ihre Erklärung fortzusetzen.

„Denken Sie nicht Ambrosio,“ sprach sie; „daß Mathildens Wunsch sie von ihrem Widerwillen zur Verbindung mit einem Weibe abziehen will, was ich für Sie fühle, ist Liebe, nicht Sinnlichkeit, ich seufze nur nach dem Besitze Ihres Herzens. Würdigen Sie meine Rechtfertigung Ihres Gehörs, wenige Augenblicke werden Sie überzeugen, daß meine Gegenwart die Stille Ihres Hauses, und Ihren Ruf nicht beflecken kann, daß Sie mir Ihr Mitleid schenken können, ohne Ihren Entschluß zu ändern.“ Sie ergriff seine Hand, setzte sich auf eine Rasenbank, und Ambrosio, der kaum wußte, was er that, folgte ihrem Beyspiele.

M a t h i l d e. Ich bin von vornehmer Her-
 kunft, mein Vater war von edler Familie, er
 starb, da ich noch Kind war, und hinterließ
 mich als einzige Erbin seiner Güter. Jung und
 reich bewarben sich die edelsten Jünglinge um
 mich, aber keinem glückte es, meine Gunst zu
 gewinnen. Ich war unter der Aufsicht eines
 Oheims erzogen worden, der eine ausgebreitete
 Gelehrsamkeit besaß; durch seinen Unterricht er-
 hielt mein Verstand mehr Stärke und Richtig-
 keit, als gewöhnlich meinem Geschlechte zu Theile
 wird, ich machte ansehnliche Fortschritte in den
 Wissenschaften, gewann auch Kenntnisse, die
 man nur wenigen offenbahrt, die der Aberglaube
 verdammt, ich vertiefte mich ganz in Erlernung
 der Wissenschaften. Urtheilen sie selbst, ob ich
 bey solchen Anlagen anders als mit Widerwil-
 len das Laster, die Zerstreung, die Unwissen-
 heit bemerken konnte, die die Jünglinge unsers
 Zeitalters entehren. Mein Herz blieb ohne Lie-
 be, Ihr Ruf erscholl nun weit und breit im
 Lande, meine Neugierde ward rege, den allge-
 mein gerühmten Mann kennen zu lernen. Ich
 reisete nach Prag — und es gelang mir, Sie zu
 sehen. Ach von diesem Momente an wurden Sie
 der Abgott meines Herzens, der unveränderte
 Gegenstand meines Kummers; da mir Ihr Wei-
 berhaß nur zu bekannt war, so hing ich doch

mit Wohlgefallen an den Gedanken an sie. Ihre Weisheit, die Größe mit der sie voll innern Selbstgefühls umher blickten, bezauberte mich. Ich fühlte, es sey keine Ruhe mehr in meinen Herzen, ich habe den Mann gefunden, den ich bis dahin vergebens suchte. Sie kamen selten aus Ihrem Hause, und es gelang mir nie mehr, Sie zu sehen; günstiger aber war mir die Nacht, da standen Sie vor mir in meinen Träumen, und gelobten mir ewige Freundschaft; der Morgen verjagte dieses liebliche Gesicht. So wahrte es fort, die Zeit schien die Stärke meiner Leidenschaft nur zu mehren, ich wurde schwermüthig und trostlos, ich floh die Gesellschaft, und täglich nahm meine Gesundheit ab. Endlich, unfähig länger diesen quallvollen Zustand zu ertragen, beschloß ich, die Verkleidung anzunehmen, in der Sie mich sehen. Mein Kunstgriff gelang, ich wurde in Ihrem Hause aufgenommen, und hatte das Glück Ihre Achtung zu gewinnen."

„Und jetzt hätte ich nichts mehr zu wünschen gehabt, aber die Furcht, daß mich Ihre Kenntnisse der Verborgenen entdecken würden, vernichtete meine Ruhe; das Vergnügen Ihres Umgangs wurde mir durch den Gedanken verbittert, daß ich ihn dann bald verlieren würde, und mein Herz schlug so vor Entzücken, bey jedem Beweise Ihrer Freundschaft, daß ich mich über-

zeugte, ich würde nimmermehr Ihren Verlust überleben. Ich beschloß daher, die Entdeckung meines Geschlechts selbst zu wagen, und mich ganz Ihrem Mitleiden und Nachsicht anzuvertrauen. Ach Ambrosio, wärs möglich, daß ich mich getäuscht hätte? daß Sie minder großmüthig wären, als ich Sie glaubte? — Doch nein. Sie werden nicht eine Unglückliche in Verzweiflung stürzen; Sie werden mir verstaten Sie ferner zu sehen, zu sprechen, zu bewundern. Ihre Tugenden sollen mein Muster für das Leben seyn, und sterben wir, so sollen unsere Körper im nähmlichen Grabe ruhen.“

Sie endigte. Während sie sprach, stritten tausend entgegengesetzte Gefühle in Ambrosio's Brust. Erstaunen über das Seltsame der Begebenheit, Verwirrung über eine so plötzliche Erklärung, Unwille über die Kühnheit, mit der sie sich in sein Haus geschlichen hatte, — dieß waren die Empfindungen, die er selbst gestand; aber auffer ihnen gab es noch andere, die er übersah. Er wurde nicht gewahr, daß seine Eitelkeit durch ihr Lob sich geschmeichelt finde, daß er ein himmlisches Vergnügen bey der Vorstellung fühlte: eine junge lebenswürdige Dame habe seinetwegen alle Freuden ihres Lebens verlassen, um ihm dienen zu können. Am wenigsten aber bemerkte er

das laute Klopfen seines Herzens, da Mathildens elfenbeinerne Finger sanft seine Hand drückten.

Allmählich sammelte er sich doch von seiner Verwirrung; seine Ideen ordneten sich; er fühlte sogleich die ausserordentliche Unschicklichkeit, wenn er Mathilden gestatte in seinem, der Abgeschiedenheit gewidmeten Hause, zu wohnen; fühlte den Sturz, der seinem Rufe drohe: — er nahm eine strenge Miene an, und zog seine Hand hinweg.

„Wie, Mathilde!“ sprach er, „können Sie im Ernste hoffen, daß ich Ihnen erlauben werde, bey mir zu bleiben? — Was würde man dazu sagen? und wollte ich auch Ihre Bitte gewähren, was sollte es Ihnen helfen? — Glauben Sie, daß ich je fähig seyn würde, meine festen Entschlüsse zu ändern, und eine Neigung zu erwidern, die ich verabscheue?“

Mathilde. Nein, Ambrosio! nein; ich erwarte nicht Ihnen eine Liebe einzulösen, gleich der meinigen. Ich wünschte mir nur die Freyheit um Sie zu seyn, einige Stunden des Tages in Ihrer Gesellschaft zuzubringen, Ihre Freundschaft, Ihre Achtung zu erlangen.

Ambrosio. Aber erwägen Sie Mathilde, in welchem Ruf ich stehe, welche Mühe es mich kostete, meine Lebensart achtungswürdig zu machen; welchen Hohn ich erweckte, wenn man erführe: der einsame Ambrosio, der sich nur den

Künsten und Wissenschaften widmete, der strenge jede menschliche Leidenschaft tadelte, — hat ein Weib in seinem Hause: ein Weib, das ihn liebt.

Mathilde. Vergessen Sie daß ich ein Weib bin, und Sie haben nichts zu befürchten; niemand kennt mich, niemand darf unser Geheimniß wissen. Betrachten Sie mich als einen Freund, als eine Unglückliche, dessen Glück und Leben bloß von Ihnen abhängt; fürchten Sie nicht, daß ich Sie je zur Liebe reizen werde; lernen Sie mich besser kennen. Ich liebe Sie eben Ihrer Weisheit und Standhaftigkeit willen; würde diese verlöschen, so würde auch meine Liebe verlöschen. Von mir haben Sie nichts zu fürchten. Denken Sie edler von mir und von Ihnen selbst. Ich bin nicht fähig, Sie auf Abwege zu führen; und gewiß steht Ihre Tugend auf einem zu festen Grunde, um von unerlaubten Leidenschaften erschüttert zu werden. Ambrosio, theuerster Ambrosio! gedenken Sie Ihres Versprechens, und gestatten Sie, daß ich bey Ihnen bleibe.

Ambrosio. Unmöglich, Mathilde: Ihr eigener Vortheil zwingt mich, Ihre Bitte zu verweigern: für Sie kann der Aufenthalt in meinem Hause üble Folgen haben. Sie werden alle meine Worte und Handlungen falsch deuten, Sie werden begierig jeden Umstand ergreifen, der Ihnen

Muth machen kann, eine Erniedrigung Ihrer Reigung zu hoffen. Unmerklich werden Ihre Leidenschaften über die Vernunft die Oberhand erhalten. — Glaube mir, arme Mathilde! du hast mein aufrichtiges Mitleid: aber dein eigenes Wohl heischt mich, dir dein Betragen als unbesonnen darzustellen. Sieh, du kennst mich, kennst meinen Entschluß, den Ruf, der von dessen Abänderung abhängen würde, und den ich um keinen Preis aufopfern werde. Ja Mathilde! ja, — Sie müssen morgen fort.

Mathilde. Morgen, Ambrosio? morgen? — nein, das kann Ihr Ernst nicht seyn; — nein, in Verzweiflung können Sie mich nicht stürzen wollen; — nein so grausam —

Ambrosio. Sie haben meine Entscheidung gehört: Sie müssen fort. Ich bedaure Sie; — mehr kann ich nicht thun.

Dies sprach er mit schwacher und zitternder Stimme. Jetzt verließ er seinen Sitz, und schickte sich an aus dem Garten zu eilen. Mit einem lauten Schrey folgte ihm Mathilde, und hielt ihn zurück.

Mathilde. Nur einen Augenblick noch, Ambrosio! Hören Sie nur noch ein Wort.

Ambrosio. Lassen Sie mich, Sie wissen meinen Entschluß.

Mathilde. Nur ein Wort! ein einziges, — das letzte. —

Ambrosio. Lassen Sie mich. Ihre Bitten sind vergebens; morgen müssen Sie von hinnen.

Mathilde. So geh denn Barbar! aber diese Zuflucht bleibt mir noch —

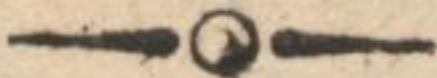
Bey diesen Worten zog sie plötzlich einen Dolch. Sie riß ihr Gewand von einander, und setzte die Spitze an ihre Brust.

Ambrosio. Halten Sie ein, Mathilde! was haben Sie vor?

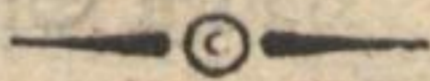
Mathilde. Sie sind entschlossen — ich bin es auch. In dem Augenblicke, da Sie mich verlassen, stoße ich diesen Dolch in mein Herz.

Bey diesen Worten erhob sie den Arm, und machte eine Bewegung sich zu durchbohren. Ambrosio's Augen folgten mit Schrecken dem Schwung des Dolches. Ihr Gewand war gedffnet, ihre Brust halb entblößt; des Dolches Spitze ruhte darauf, und schimmerte schauerlich beym hellen Schimmer des Mondes. Ambrosios Herz bebte, heiß wallte das Blut durch seine Adern. „Halt!“ rief er rasch, aber mit matter Stimme, „ich kann nicht länger widerstehen. So bleibe denn Zauberinn, bleibe zu meinem Verderben.“

Er stürzte fort aus dem Garten, eilte in sein Gemach, verschloß sich, und warf sich auf sein Lager, unruhig, unentschlossen und verwirrt.



Neuntes Kapitel.



Eine Zeit lang fand er's unmöglich, seine Ideen zu ordnen. Der Austritt, den er eben verließ, hatte eine solche Mannigfaltigkeit von Gefühlen in seiner Brust erweckt, daß er unfähig war zu entscheiden, welches vorwalte. Er, der vorher so laut gegen Liebe gedonnert hatte, bey dem nie eine durch Liebe Fehlende Zuflucht und Rath fand, wie sollte er sich nun benehmen? — Und doch fühlte er sich von Mathildens Erklärung, und von der Betrachtung geschmeichelt, daß er ein Herz besäße, welches den Bemühungen der edelsten Jünglinge widerstanden hatte; auch war seine Eitelkeit vorzüglich durch die Art befriedigt, auf welche er ihre Neigung erworben hatte. Er gedachte der vielen, glücklichen Stunden, die ihm seither Wenzels Umgang schenkte, und fürchtete

die Leere, welche durch eine solche Trennung in seinem Herzen entstehen müßte.

„Und was wage ich denn?“ sagte er leise, „wenn ich ihr Besuch bewillige? würde es mir nicht leicht seyn, ihr Geschlecht zu vergessen, und sie als Freund und Schüler zu betrachten? aber wenn es entdeckt würde? — der grenzenlose Abgrund, in den sich mein Ruf, mein guter Name stürzen würde: — schrecklich. — Er sprang von seinem Lager auf, irrte kummervoll umher, und legte sich heftig bewegt endlich zur Ruhe.

Während seines Schlafes sah er nur Mathilden um sich; sie wiederholte ihre Bethuerungen ewiger Liebe, umschlang ihn mit ihren Armen, und überhäufte ihn mit Küßen; er drückte sie innig an sich, — und seine Feinde drängten sich um ihn her, und laut erscholl ihr Hohngezische. — Betreten über die Erinnerung an seine Träume, sprang er am folgenden Morgen von seinem Lager: er schauderte vor dem Abgrunde, an dem er sich erblickte. Konnte Mathilde im Gespräche einer einzigen Stunde seine Gesinnungen so mächtig verändern, was hatte er nicht zu fürchten, wenn sie in seinem Hause blieb? — Nun fühlte er seine Gefahr, erwachte aus dem Wahne seiner Zuversicht, und beschloß unverzüglich auf ihre Entfernung zu dringen; denn er konnte

sich's nicht mehr verbergen, daß er weder über die Versuchung erhaben wäre, noch jene Leidenschaft würde lange besiegen können, von der er sich fälschlich frey geglaubt hatte. „Bertha! Bertha!“ rief er, indem er über sich nachdachte, „schon empfinde ich deinen Fluch.“

Er war nun um so fester entschlossen, den vermeintlichen Wenzel zu entlassen. Er eilte daher mit dem frühesten Morgen in den Garten, er zweifelte nicht, daß Mathilde ihn hier aufsuchen würde: auch irrte er sich nicht. Sie trat bald nach ihm in die Einsiedelei, und näherte sich mit furchtsamen Anstande. Nach einigen Minuten, während welchen beyde schwiegen, schien sie im Begriffe zu sprechen, aber Ambrosio, der seine ganze Entschlossenheit aufgebothen hatte, unterbrach sie schnell; er fürchtete die Verführung ihrer melodischen Stimme, deren ganzen Einfluß er doch nicht kannte.

„Setzen Sie sich her zu mir, Mathilde,“ sprach er, und nahm eine Miene der Festigkeit an, bey der er doch den geringsten Zusatz von Strenge sorgfältig vermied. „Hören Sie mich mit Geduld, und glauben Sie mir, daß ich in dem, was ich sage, meinen eigenen Vortheil nicht mehr zu Rathe ziehe als den Ihrigen. Glauben Sie, daß ich das wärmste Mitleid mit Ihnen fühle,
und

und daß es mir Kummer macht, Ihnen sagen zu müssen, daß wir uns nie wieder sehen dürfen.“

„Ambrosio!“ rief sie mit einer Stimme, die zugleich beydes, Erstaunen und Kummer, ausdrückte.

Ambrosio. Ruhig, Mathilde, und hören Sie mich gelassen an: unsere Trennung ist unvermeidlich; es muß so seyn. Nein, Mathilde, nein, Sie dürfen nicht hier bleiben.

Mathilde. Wo soll ich noch Redlichkeit suchen? Entrüstet gegen treulose betriegerische Menschen, suchte ich Sie bey Ihnen, wo Weisheit und strenge Tugend zu Hause ist; — aber auch Sie, — Sie konnten mich betriegen?

Ambrosio. Mathilde!

Mathilde. Ich vertraute mich Ihrer Großmuth an, und Sie behandelten mich so übel.

Ambrosio. Aber erwägen Sie doch die Gefahr einer Entdeckung, und die Schande, mit der mich ein solcher Zufall bedecken würde. Erwägen Sie, daß meine Ehre, mein Ruf auf dem Spiele steht — antworten Sie Mathilde, — habe ich unrecht?

Mathilde. Grausamer! Grausamer! Sie wissen zu gut, daß Ihre Worte tief eindringen, und meinen Willen seit jeher bestimmten.

Blut. Gestalt.

R

Ambrosio. So sollte ich mich doch in Ihnen nicht geirrt haben? Sollten Sie doch standhaft genug seyn können, Ihre Liebe meinem Wohle zu opfern.

Mathilde. Ja ich unterwerfe mich Ihrer Entscheidung, die mein Herz zerreißt, um Ihnen die Wahrheit meiner Neigung zu beweisen, hier haben Sie Ihr Versprechen zurück, noch heute verlasse ich Ihr Haus. — Leben Sie wohl mein Freund, mein Ambrosio, leben Sie wohl. Sie werden nie mehr von mir hören, aber ach, nur eins wünschte ich noch, nur ein kleines Andenken noch.

Ambrosio. Was soll ich Ihnen geben?

Mathilde. Etwas — was Sie wollen — eine von diesen Blumen ist genug (sie zeigte auf einen Rosenbusch der an der Thüre der Hütte gepflanzt war) ich will sie in meinem Busen verbergen, an ihren Dahinwelken mein eigenes Bild sehen.

Ambrosio vermochte nicht zu antworten, mit langsamen Schritten und einer von Betrübniß gebeugten Seele trat er aus der Einsiedelei, näherte sich dem Busche, und bückte sich um eine Rose zu brechen. Plötzlich stieß er ein durchdringendes Geschrey aus, und ließ die Blume, die er schon hielt, aus der Hand fallen. Mathilde hörte ihn schreyen, und flog ängstlich auf ihn zu.

„Was gibts,“ rief sie, „antworten Sie mir, was ist geschehn?“ „Ich bin des Todes,“

versezte er mit matter Stimme, „ein Dolch lag hier verborgen, ich verwundete mich tief.“ Hier wurde der Schmerz seiner Wunde so übermächtig, daß er ihn nicht länger aushalten konnte, seine Sinne verließen ihn, leblos sank er in Mathildens Arme.

Ihr Jammer war über alle Beschreibung, sie zerraupte ihre Haare, zerschlug den Busen, und bemühte sich, da sie Ambrosio verlassen wollte, durch lautes Geschrey seine Diener zu Hilfe zu rufen. Von ihrem Geschrey erschreckt, eilten einige herbey, und brachten den Ohnmächtigen in sein Gemach, und da einer ein erfahrner Wundarzt war, so schickte sich dieser sogleich an, die Wunde zu untersuchen. Unterdessen war Ambrosios Hand ausserordentlich geschwollen, die angewandten Mittel brachten ihn zwar zum Leben aber nicht zur Besinnung, er raste mit allem Schrecken des Wahnwizes.

Der Wundarzt eilte die verwundete Hand zu untersuchen, er sondirte die Wunde, wie er die Lanzette herauszog war ihre Spitze grünlich gefärbt, traurig schüttelte er den Kopf, und trat vom Lager hinweg. „Es ist wie ich fürchte keine Hoffnung mehr,“ sprach er traurig und bestürzt, „der Dolch war vergiftet.“ „Vergiftet, keine Hoffnung,“ rief Wenzel mit größter Bestürzung, „keinen — wird das Gift nicht herausgezogen, so

kann er nicht wieder hergestellt werden, und wie dieß möglich ist sehe ich nicht ein, alles was ich thun kann, ist, Kräuter auf die Wunde zu legen, welche die Pein lindern, aber das Gift steckt die ganze Blutmasse an, und in drey Tagen ist er nicht mehr.“

Unbeschreiblich war die Bestürzung von Ambrosios Dienern; der Arzt verband die Wunde, und befahl dann dem Kranken Ruhe: man entfernte sich, nur Wenzel, der sich die Wartung des Kranken ausbedungen hatte, blieb allein bey ihm im Gemache. Ambrosio lag in einer solchen Ermattung, daß er kaum noch ein Lebenszeichen gab. Nach einer Stunde kam der Arzt wieder. Er nahm den Verband von der Wunde, mehr aus Neugierde als in der Hoffnung eines günstigen Symptoms. Wie groß war sein Erstaunen, da er die Entzündung ganz gehoben fand, er sondirte noch einmahl, die Lanzette kam rein und unbefleckt heraus, keine Spur des Giftes war zu sehen, und wäre nicht immer noch die Öffnung vorhanden gewesen, so hätte der Arzt vielleicht gezweifelt, ob je an der Stelle eine Wunde war. Ambrosio kam zu sich, er war vollkommen bey Sinnen, und frey von allem Schmerze, nur fühlte er sich matt und schwach, der Arzt ordnete abermahl Ruhe an, und nur Wenzel blieb bey ihm.

Einige Minuten lang warf Ambrosio auf seine Wärterinn einen Blick, in dem sich Vergnügen und Furcht mahlten. Sie saß neben dem Lager, ihr Haupt war in Schwermuth gesenkt. „Und Sie noch immer hier, Mathilde,“ sprach er endlich, „ist es Ihnen nicht genug mich dem Tode so nahe gebracht zu haben, daß nur ein Wunder mich von dem Grabe retten konnte.“ Mathilde unterbrach ihn, indem sie mit angenehmer Munterkeit ihre Hand auf seine Lippen legte.

„Still Ambrosio,“ sprach sie, „stille, Sie dürfen jetzt nicht sprechen.“

Ambrosio. Die mir es verboth, wußte nicht, wie wichtig die Materien sind, über die ich zu sprechen wünsche.

Mathilde. Ich aber weiß es, und verbiethe es Ihnen doch, bin nun einmahl ihre Wärterinn, und sie müssen gehorchen.

Ambrosio. Sie sind bey guter Laune, Mathilde.

Mathilde. Und das mit Recht, eben habe ich ein Vergnügen empfunden, wie noch nie zuvor in meinem ganzen Leben.

Ambrosio. Und welches, wenn ich fragen darf?

Mathilde. Ein Vergnügen, daß ich jeden, aber vor allen Ihnen, verhehlen muß.

Ambrosio. Vor allen mir, o so beschwöre ich Sie denn.

Mathilde. Das Sprechen wird Ihnen schädlich, da Sie aber doch keine Lust zu schlafen haben, so erlauben Sie mir, daß ich Sie mit meiner Harfe unterhalte.

Ambrosio. Wie? ich wußte nicht daß Sie Musik verstünden.

Mathilde hohlte die Harfe, stimmte sie, und prälu dirte darauf einige Augenblicke mit so ausgesuchtem Geschmacke, daß man wohl sah, wie vollkommen Sie ihr Instrument in der Gewalt habe. Die Melodie die sie spielte, war sanft und klagend. Ambrosio fühlte eine süsse Wehmuth sich über sein Herz verbreiten. Plötzlich veränderte Mathilde den Ton; mit kühner und fertiger Hand griff sie einige laute kriegerische Akkorde und sang mit eben so einfacher als melodischer Begleitung eine Ballade. Mit Entzücken lauschte Ambrosio ihrem Gesange, nie hatte er etwas vortrefflicheres gehört, jedoch so sehr er sich dem Sinne des Gehörs überließ, so waren doch auch seine Augen nicht müßig.

Die Sängerin saß in einer geringen Entfernung von dem Bette, die Lage, in welcher sie sich über ihre Harfe beugte, war ungekünstelt und reizend, ihre korallenen Lippen riefen frisch und lockend, öffneten sich hold beym Gesange,

und Grübchen formten sich in den Wangen voll Liebreiz.

Mathilde sang nun nicht mehr, Ambrosio, voll Furcht vor dem Einflusse ihrer Reize, schwieg und blickte mit hell geschlossenen Augen vor sich hin. Mathilde glaubte er schlafe. „Ha, er schläft,“ sagte sie halblaut, doch aber so, daß Ambrosio deutlich jeden Laut verstehen konnte, „er schläft, und ich kann mich ungestört dem Kummer überlassen. (ihre Thränen abtrocknend) Ambrosio, Ambrosio, wenn du nur den hundertsten Theil meiner Liebe empfändest — ach, daß er nur fühlte, wie ich ihn liebe, wie mein Herz so fest an den seinigen haftet. Vielleicht erkennt er noch, daß ich mehr als Mitleiden verdiene, vielleicht gesteht er sich das, wenn ich auf dem Sterbebette liege, und das Geständniß seiner Achtung wird noch die Qualen meines Todes lindern — daß doch dieser Gedanke einträfe, wie gerne würde ich den Augenblick der Auflösung herbey wünschen.“

„Ach Mathilde,“ antwortete Ambrosio, und sie schrak heftig zusammen, da sie ihn wach sah, „ach Mathilde, Sie schwärmen und mir bangt für Ihre und meine Ruhe — lassen Sie mich nun meinen Entschluß in Bitte verwandeln, und lernen Sie einsehen, daß unsere Trennung unvermeidlich sey.“

Mathilde. Nur nicht heute noch Ambrosio, nur nicht heute noch.

Ambrosio. Sie dringen sehr in mich, und ich kann diesem flehenden Tone nicht widerstehen, also der dritte Tag sey der Tag unserer Trennung.

Mathilde. (mit wildem feyerlichen Anstande) Am dritten Tage! recht Ambrosio, recht, am dritten Tage müssen wir auf immer scheiden.

Als sie diese Worte aussprach, war in ihren Augen ein furchtbarer Ausdruck, der Ambrosios Seele mit Schauern erfüllte — noch einmahl drückte sie seine Hand, und entschlüpfte dann pfeilschnell dem Zimmer.

Der folgende Tag verstrich, ohne daß sich beyde ohne Zeugen sprechen konnten. Ambrosios Krankheit war in Prag bekannt worden, und viele der Angesehensten, die seine Weisheit ehrten, kamen ihn zu besuchen. Erst gegen Abend konnten sie allein seyn. Mathildens Bemühungen munter zu seyn, schienen augenscheinlich erzwungen, ihre Lebensgeister waren vom Gewichte der Bangigkeit niedergedrückt, und wenn sie sprach, klang ihre Stimme matt und schwach, sie schien nach der Beendigung eines Gespräches zu trachten, daß sie in Verlegenheit setzte, klagte über Übel seyn, und bath, sich entfernen zu dürfen, Ambrosio begleitete sie bis zur Thüre. „Mathilde,“ sprach er, „ich habe die Sache reichlich erwo-

gen, ich würde durch meine Strenge allzu undankbar gegen Ihre Liebe scheinen, Sie können noch länger als drey Tage, so lange es Ihnen gefällig ist, bey mir bleiben, wenn Sie sich immer so zurückhaltend, wie bisher, betragen werden."

Mathilde bezeigte kein Vergnügen über diese Nachricht. „Ach Ambrosio,“ sprach sie, und schüttelte traurig den Kopf. „Ihre Güte kommt zu spät, mein Urtheil ist gesprochen, wir müssen auf immer scheiden.“ Sie trocknete ihre Augen, ihr Gesicht war blaß, ihr Auge eingesunken und matt.

„Guter Gott,“ rief Ambrosio, „Sie befinden sich sehr schlimm Mathilde, ich werde Ihnen sogleich den Arzt senden.“

Mathilde. Lassen Sie das, ich befinde mich schlimm, aber der Arzt kann mir nicht helfen. Leben Sie wohl Ambrosio, leben Sie wohl.

Sie entfernte sich, Ambrosio sandte ihr den Arzt, und erwartete ungeduldig dessen Bericht, aber dieser kehrte bald zurück, und meldete, daß ihm Wenzel hartnäckig den Eingang in sein Gemach verweigert habe. Diese Nachricht beunruhigte Ambrosio sehr, er hatte wenig Lust zu schlafen, öffnete sein Fenster, und sah in die Mondesstrahlen, wie sie in dem klaren Bache sich spiegelten, der hart am Hause vorüber floß. Die Kühle der Nachtlust, die Stille der Stunde

goßen Traurigkeit in seine Seele. Er dachte an Mathildens Schönheit und Liebe, es schauderte ihm vor der Leere, die ihre Entfernung in seinem Busen zurücklassen würde. In diese Betrachtungen versunken starrte er in die vom Monde gebleichte Gegend, und bebte plötzlich mit einem lauten Schrey zurück, ohne fähig zu seyn das Fenster zu verlassen; mit Gewalt schien es ihm anzutreiben, seine Augen abermahl hinaus zu wenden, und noch immer stand jene furchtbare Erscheinung vor ihm, die ihn zurück geschreckt hatte. Eine weibliche Figur von ansehnlicher Größe schwebte über das mondhelle Feld herüber. Die Gestalt trug alle Merkmahle eines geistigen Wesens — Schauer und Entsetzen umfloß sie — ihr weißes Kleid war mit Blut bedeckt, sie trug eine brennende Lampe und einen blinkenden Dolch in der Hand. Wie eingewurzelt stand sie nun Ambrosio gegenüber, starrte hinauf zu ihm mit hohlen schaurigen Augen, und vergebens war seine Bemühung sich diesem schauervollen Anblicke zu entreißen. Jetzt hob die Gestalt ihre Hand empor, drohte fürchterlich, und ein dreyfaches Weh erscholl dumpf und Herzdurchschneidend aus ihrem Munde. „Sey auf deiner Hut,“ sprach sie nach einer Pause. „Öffne dein Herz dem Erbarmen, die leidende Unschuld klagt dich vor Gottes Richterstuhl durch ihre Thränen an, trockne sie, und

fliehe die Anlockung der Verführung — du stehst an einem Abgrunde — weh dir, wenn ich dir noch einmahl erscheine — dann ist deine Stunde nahe, wo du den Fluch der verstorbenen Unschuld fühlen sollst.“ Die Glocke schlug zwey Uhr, und weg war die Gestalt, in leichtem Nebel zerflossen — Ambrosios Glieder bekamen ihre Bewegungskraft wieder — kalter Schweiß hatte seine Glieder gebadet, seine Haare hatten sich emporgesträubt, und es beutelte ihn mit Fieberkälte. In dieser Angst, in diesem Entsetzen, störte ihn ein lautes Klopfen an seiner Thüre. — Ambrosio hatte nicht Kraft genug sie zu öffnen — das Klopfen wurde wiederholt, und er schleppte sich mühsam hin, und öffnete die Thüre. Einer seiner Diener trat ein, dessen Blicke Hast und Verwirrung verkündete. „Eilen Sie Herr,“ sprach er, „eilen Sie zu den jungen Wenzel, er wünscht herzlich Sie zu sehen, sein Ende scheint nahe.“

Ein neuer Donnerschlag für Ambrosio, er wußte sich nicht zu fassen, doch verdrängte das Andenken Mathildens Gefahr bald die Eindrücke, die die Erscheinung auf ihn gemacht hatte — er konnte nur an sie denken. — „Wo ist der Arzt,“ rief er, „warum ist er nicht bey dem Jünglinge?“

„Er war bey ihm,“ antwortete der Diener, „aber seine Kunst vermag nichts; er vermuthet, Wenzel sey vergiftet.“

„Vergiftet?“ schrie Ambrosio — „o der Unglückliche — ha so ist's denn, wie ich muthmaßte.“

Er floh mit dem Diener nach Mathildens Gemach, der Arzt und die übrigen Bedienten befanden sich bey ihm — wie lag die ärmste da — reizender als jemahls; ihr Ansehen war weder bleich noch matt, eine glänzende Röthe bedeckte ihre Wangen, ihre Augen funkelten von einem heitern Entzücken.

„O martert mich nicht länger,“ sagte sie eben zum Arzte, als Ambrosio eintrat, „meine Krankheit ist Eurer Kunst unerreichbar, und ich wünsche nicht, davon befreyt zu werden.“ Jetzt erblickte sie Ambrosio. — „Ach er ist's,“ rief sie, „noch einmahl sehe ich ihn, ehe wir auf immer scheiden. O verlaßt mich, ich habe viel mit ihm zu sprechen.“

Die Diener gehorchten den Winken Ambrosios. „Was haben Sie gethan, Unbesonnene,“ rief dieser, sobald sie allein waren, „sagen Sie, ist mein Verdacht gegründet, muß ich Sie wirklich verlieren, und ist Ihre eigene Hand das Werkzeug ihres Todes gewesen?“

Sie lächelte, und ergriff seine Hand.

Mathilde. Und worin war ich unbesonnen, Ambrosio, mein Tod erhält ein Leben, schätzbarer als das meinige — ja Ambrosio, ich

bin vergiftet, aber wisse, daß dieses Gift einst durch deine Adern floß.

Ambrosio. Mathilde!

Mathilde. Was ich dir sage, beschloß ich, dir nur auf dem Todtenbette zu entdecken, dieser Augenblick ist gekommen; du kannst den Tag noch nicht vergessen haben, da der vergiftete Stahl dein Leben in Gefahr setzte, der Arzt gab dein Leben auf, mit der Erklärung, er wisse das Gift nicht herauszuziehen. Ich kannte nur ein Mittel, und bedachte mich keinen Augenblick, es zu gebrauchen. Man ließ mich mit dir allein, du schliefest, ich löste den Verband von der Wunde, ich küßte sie, und sog das Gift mit meinen Lippen aus. Die Wirkung ist schneller gewesen als ich erwartete, ich fühle den Tod im Herzen, noch eine Stunde, und ich bin nicht mehr.

„Allmächtiger Gott,“ rief Ambrosio, und sank fast leblos aufs Bette hin. Nach wenig Minuten hob er sich plötzlich auf, und starrte Mathilden mit aller Wildheit der Verzweiflung an.

Ambrosio. Und Sie haben sich für mich aufgeopfert? Sie sterben um Ambrosio zu retten? Ist denn gar kein Mittel, Mathilde ist denn gar keine Hoffnung? Sprechen, o sprechen Sie, sagen Sie, es gebe noch ein Mittel, Sie zu retten.

M a t h i l d e. Trösten Sie sich, mein Freund, ja das Mittel, mich zu erhalten, ist in meiner Gewalt, aber es ist ein Mittel das ich nicht anzuwenden wage. Es ist gefährlich, es ist fürchterlich, zu theuer wäre das Leben damit erkaufte, auffer wenn ich für sie leben dürfte.

A m b r o s i o. O so lebe für mich, Mathilde, für mich und die Dankbarkeit (er ergreift ihre Hand, und drückt sie entzückt an seine Lippen) ja Mathilde laß uns mühsam leben, laß uns die Verschiedenheit der Geschlechter vergessen, und uns als Brüder und Freunde betrachten. So Mathilde, so lebe dann für mich.

M a t h i l d e. Ambrosio, das kann nicht seyn, als ich so dachte täuschte ich dich und mich, o seit unserm letzten Gespräche ist mir eine furchtbare Decke von den Augen gefallen. Weiblichkeit herrscht in meinem Herzen, und ich bin ein Raub der wildesten Leidenschaften, nichts von Freundschaft, ein kaltes fühlloses Wort, mein Busen brennt von Liebe, von unaussprechlicher Liebe, und Liebe verlange ich, zittre dann Ambrosio, daß ich deine Bitte erhöere, dein Ruhm, deine Ehre, alles was du werth hältst ist unwiderbringlich verloren.

A m b r o s i o. Wie Mathilde, welche Sprache! welche Worte!“ Er machte eine Miene, sie zu verlassen, Mathilde hielt ihn mächtig zurück.

„O verlasse mich nicht,“ rief sie, „in wenigen Stunden werde ich ohnedieß nicht mehr seyn, noch eine kurze Zeit, und sie sind frey von meiner Zudringlichkeit.“

A m b r o s i o. O Mathilde — Mathilde leben Sie.

Mathilde ergriff seine Hand, und drückte sie an ihr Herz. Es war Nacht, rings um herrschte Stille, der schwache Schein einer einzelnen Lampe fiel auf Mathilde, die schmachtend dahin lag — die Ankunft des Todes war sichtbar, ihr Herz schlug hoch, ihre Schwäche stieg in jeder Minute — „Bald — bald“ lispelte sie kaum verständlich „habe ich ausgerungen — o Ambrosio — meine Liebe — mein Herz — deine Grausamkeit.“

„O lebe Mathilde — o lebe für mich.“ —

„Für dich Ambrosio — wird nie Liebe werden, wirst du deinen Ruf meinem Herzen opfern?“ —

„Alles — alles“ schrie Ambrosio zugend, und drückte sie innig an seine Brust.



Zehntes Kapitel.

—○—

Als Richenza mit der schönen Johanne in der Wohnung ihres Bruders angelangt war, der biederer ehrlicher Pragerbürger war, erzählte sie diesem frohlockend wie viel Aufmerksamkeit ihr ein schöner junger Herr bewiesen, und wie sein Gesellschafter es auf sich genommen habe, sich für Johannens Sache, um Erlangung wenigstens eines Theils von den Gütern ihres Vaters, zu intressiren. Der Bruder, der sich Burkard nannte, und in eben dem Grade gut denkend und vernünftig, als seine eingebildete Schwester eitel und albern war, horchte bey dieser Erzählung hoch auf, seine Empfindungen waren ganz verschieden mit denen seiner Schwester, er tadelte ihre Unvorsichtigkeit, und äusserte Besorgniß für Johannem, er hatte mit Unruhe bemerkt, daß bey Raimunds Erwähnung sich eine hohe Röthe über Johannens Gesicht verbreitete. Das schüch-

tere

terne Mädchen wagte es nicht seinen Namen auszusprechen, fühlte sich, ohne zu wissen warum verlegen, wenn das Gespräch auf ihn kam, und suchte es gewöhnlich auf den Einzug Wallensteins zu lenken. Burkard bemerkte die Regungen dieses jungen Busens, er bestand darauf, das Richenza ihr Versprechen gegen die Herrn zurück nehme, und ein Seufzer, der bey diesem Befehle Johannen entschlüpfte, befestigte den klugen Oheim in seinem Entschlusse.

Richenza hatte manches dawider einzumenden, sie hielt ihren Bruder für einen neidischen und eifersüchtigen Menschen. Ohne ein Wort davon zu sagen, schrieb sie an Raimunden, und sandte durch irgend einen vertrauten Jungen den Brief nach dem Gasthause, wo er wohnte.

„Sie haben mich gewiß schon manchemahl der Undankbarkeit und Vergeßlichkeit beschuldigt, lieber Junker Raimund; aber bey meiner jungfräulichen Ehre, gestern wars mir nicht möglich mein Versprechen zu halten. Ich kanns Ihnen nicht beschreiben, wie sonderbar mein Bruder Ihren gütigen Wunsch uns zu besuchen aufnahm. Er ist ein seltsamer Mann, hat aber doch manche gute Seite, nur bringt ihn Neid gegen mich manchemahl auf, sonderbare Einfälle; so verboth er mir strenge, Ihnen unsern Wohnort

Blut. Gestalt.

D

anzuzeigen, aber mein Dankgefühl, und — soll ich es bekennen, mein Wunsch ihren allzuliebenswürdigen Freund zu sehen, macht mich gegen ihn ungehorsam. Unsre Wohnung wird Ihnen der Überbringer genau beschreiben, gegen Abend sind wir sicher zu Hause, wir erwarten Sie — sollten Sie Ihren Freund sehen, so sagen Sie ihm, ich erröthe bey diesen Zeilen — sagen Sie ihm, sein Besuch werde nur allzuangenehm seyn, der sympathetischen Reichenza.“

Die letzten Worte waren mit rother Dinte geschrieben, um die Röthe ihrer Wangen bey dem Zwange anzuzeigen, den sie ihrer jungfräulichen Sittsamkeit ahnthat.

So bald Raimund dieses Schreiben gelesen hatte, suchte er seinen Freund Eberhard auf, da er ihn aber nicht finden konnte, ging er allein nach Johannens Wohnung. Burkhard nahm nicht ohne Widerwillen seinen Besuch an, den Johannens Erröthen bey seinem Eintritte noch sehr vermehrte. Raimunds schöne Gestalt schien ihm verführerisch, und er beschloß ihn mit entfernter Höflichkeit zu behandeln, und ihm auf eine feine Art fühlen zu lassen, daß er seine ferneren Besuche nicht gerne sähe.

Der junge Edelmann hoffte einen geraden schlichten Bürgersmann in ihm zu finden, der auf-

ser seinen Beschäftigungen wenige Kenntnisse der Welt besaß, aber er irrte sich, Burkhard's Betragen verräth mehr als gemeinen Verstand, seine Worte und Ausdrücke, Gefühl für seine Empfindungen.

Johanne saß bey ihrer Stickrahme, sie empfing Raimunden mit einer blossen Verbeugung, ohne es zu wagen ihn anzusehen, aber Scharlachdörthe hatte ihre Wangen umgossen, auch Richenza spielte die Sittsame und schlug die Augen zu Boden, als sie aber vergebens auf Eberhard's Eintritt lauschte, konnte sie ihre Ungeduld nicht weiter bezähmen, und fragte, wo Raimund seinen Freund gelassen habe. Raimund der es für nothwendig hielt, ihre Gunst sich zu erhalten, bemühte sich, sie über ihre fehlgeschlagene Hoffnung durch eine kleine Verfälschung der Wahrheit zu trösten. „Ach Richenza,“ antwortete er im traurigen Tone, „wie sehr wird er's bedauern, daß er diese Gelegenheit verliert, Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen, die Krankheit eines Verwandten hat ihn eiligst aus Prag gerufen, aber bey seiner Rückkunft wird er mit Entzücken den ersten Augenblick ergreifen, sich Ihnen zu Füßen zu legen.“

Bei diesen Worten begeaneten seine Augen denen Burkhard's, er bestrafte seine Falschheit durch einen Blick des Mißvergnügens und des

Ladels. Richenza aber — mißvergnügt über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, verließ im höchsten Borne das Zimmer.

Das Gespräch war nun einsylbig, Burkard antwortete wenig, spann nie den Faden der Unterhaltung weiter, ohne jedoch unhöflich zu seyn. Raimund fühlte das drückende seiner Lage, er empfahl sich bald, ohne das Burkard ihn zum ferneren Besuche einlud, endlich mußte er doch selbst, wenn er nicht alle Hoffnung aufgeben wollte, um fernere Erlaubniß bitten: sie war ihm mit kaltem Anstande bewilliget.

Jetzt blieb Burkard allein mit Johanne: beyde schwiegen eine Zeit, sie wünschten über den nähmlichen Gegenstand zu sprechen, wußten aber nicht, wie sie es anfangen sollten; endlich hob Burkard an:

„Das ist ein lebenswürdiger junger Mann, Johanne, er besitzt viele Artigkeit, war er lange bey dir, da du dem Einzuge Wallensteins zusahst?“

Johanne. Er verließ mich nicht einen Augenblick, gab mir seinen Platz, und war sehr verbindlich und aufmerksam.

Burkard. War er das? Warum hast du mir ihn denn nicht genannt, deine Tante Richenza war ganz voll vom Lobe seines Freundes, und du sprachst nur immer von dem

prächtigen Einzuge Wallensteins, aber keines von Euch sagte ein Wort von Raimunden und seinen guten Eigenschaften.

Er hielt inne, Johanne entfärbte sich und schwieg.

Burkard. Vielleicht denkst du nicht so günstig von ihm als ich. — Meiner Meinung nach ist seine Gestalt angenehm, sein Gespräch gefühlvoll, und sein Betragen einnehmend, vielleicht siehst du anders, findest ihn unangenehm, und —

Johanne. Unangenehm: o liebster Oheim, wie wäre mir das möglich, wie könnte ich seine Artigkeit übersehen, und seinen Werth nicht bemerken. Sein Anstand ist so reizend, so edel, sein Betragen sanft und doch so männlich, ich sah noch nie so viele Vollkommenheiten in einer Person vereint, und wer weiß? hat er in Prag seines gleichen.

Burkard. Nun also, und warum schweigst du dann von dem Lobe dieses außerordentlichen Mannes, warum wurde mirs denn verhehlt, daß seine Gesellschaft die Vergnügen macht.

Johanne. Wahrhaftig, das weiß ich nicht, Sie fragen mich da um etwas, worauf ich keine Antwort habe. Tausend Mal wollte ich seiner erwähnen, sein Nahme schwebt bestän-

dig mir auf den Lippen, aber wenn ich ihn aussprechen wollte, fehlte es mir an Herz dazu, wenn ich aber auch nicht von ihm sprach, so dachte ich darum an ihn nicht weniger.

Burkard. Das glaube ich dir; soll ich dir aber sagen, warum dir's am Herz fehlte? weil du, gewohnt, mir deine geheimsten Gedanken anzuvertrauen nicht wußtest, wie du mir verbergen solltest, was du doch zu bekennen fürchtest, dieses Gefühl, das dein Herz nährte, und das ich, wie du fürchtest, mißbilligen würde; komm zu mir mein Kind.

Johanne verließ ihren Stuhl, trat näher, und blickte mit niedergeschlagenen Augen umher.

Burkard. Fürchte dich nicht liebes Mädchen, sieh in mir den Freund wie den Oheim, und besorge keinen Vorwurf von mir. Ich habe die Regungen deines Busens gelesen, noch bist du nicht geübt sie zu verhehlen, sie konnten meinem aufmerksamen Auge nicht entgehen. Dieser Raimund ist deiner Ruhe gefährlich, schon hat er Eindruck auf dein Herz gemacht; zwar sah ich wohl, daß er auch dich liebt, aber was kann aus dieser Neigung folgen? du bist arm und ohne Freunde, meine Johanne; Raimund ist reich und von großer Familie, hätte er auch keine Absichten, so würde doch seine Familie nie

in Eure Verblindung willigen, und ohne diese auch ich nicht. Das Beyspiel deiner armen Mutter lehrte mich, welchen Kummer ein Mädchen erwartet, daß in eine Familie heirathet, die ihr nicht gewogen ist. Darum bitte ich dich, bekämpfe deine Neigung, wie viele Mühe es dich auch kostet, suche sie zu besiegen. Dein Herz ist zärtlich und reizbar, tief ist der Eindruck den es schon erhalten hat. Bist du aber erst überzeugt, daß du solche Gefühle nicht nähren darfst, so wirds dir, hoff' ich, nicht an Stärke fehlen, sie aus deinem Busen zu verbannen. Willst du mir folgen, Johanne?

Johanne ging alles ein, ohne Bedenken, aber nicht ohne Bekümmerniß, sie küßte die Hand ihres Oheims, und versprach willige Folge.

Nach wenigen Tagen legte Raimund abermahl einen Besuch ab, er traf Burkarden allein, mit Freude hinterbrachte er ihm die Nachricht, er habe Freunde gefunden, und es durch häufiges Bemühen dahin gebracht, daß er bereits sichere Hoffnung habe: Johannem würde einen großen Theil von den Gütern ihres Vaters durch Walensteins Vermittelung zurück erhalten. Er legte Burkardens Briefe vor, die unwiderlegbar waren. Burkard ergoß sich in Dankbarkeit, und Raimund suchte diese Dankbarkeit zu benutzen, und von seiner Neigung zu Johannem zu spre-

chen. Burkards Miene wurde ernster. „Glauben Sie nicht,“ sprach er, „daß ich so undankbar seyn könne, die wesentlichen Dienste zu vergessen, die sie meiner Nichte bereits geleistet haben. Ich fühle das Gewicht der Verbindlichkeit, und nichts in der Welt würde mich zu dem Schritte bewegen, zu dem ich mich jetzt genöthiget sehe, als das Interesse meiner Nichte, meiner geliebten Johanne. Ich bin alt, meine Gesundheit ist im Abnehmen, Gott allein weiß, wie bald er mich vor seinen Thron fordern mag, meine Nichte ist dann ohne Freund und Schützer, sie ist jung und unschuldig, unbekannt mit der Treulosigkeit der Welt, und reizend genug, ein Gegenstand der Verführung zu werden; urtheilen Sie also, wie sehr mich diese Aussicht für sie zittern läßt, urtheilen Sie, wie sehr ich besorgt seyn muß, jeden Umgang von ihr zu entfernen, der Leidenschaften wecken möchte, die noch in ihrem Busen schlafen. Sie sind liebenswürdig, Raismund, Johanne hat ein empfängliches, ein liebendes Herz, ein Herz, das für die Gewogenheit, die Sie ihr jetzt erwiesen haben, mit Dank erfüllt ist. Ihr Besuch regt meine ganze Furcht auf. Wie leicht könnten Sie ihr Gesinnungen einflößen, die ihr ganzes übriges Leben verbittern würden, oder Hoffnungen in ihr nähren, die ihre Lage nicht rechtfertigt. Verzeihen Sie

dieß Geständniß meiner Angstkheit, und suchen Sie meine Entschuldigung in meiner Freymüthigkeit. Mein Haus kann ich Ihnen nicht verbieten, ohne undankbar zu seyn, nur Ihr Edelmuth kann mir die Bitte gewähren, meine besorgten Gefühle zu schonen. Glauben Sie mir, daß ich die Nothwendigkeit, Ihre Bekanntschaft abzulehnen, bedaure; allein es gibt kein Mittel dafür, und Johannens Wohl zwingt mich zu der Bitte, Ihre Besuche einzustellen; durch die Gewährung derselben werden Sie die Achtung erhöhen, die ich schon jetzt für sie hege, und die Sie, wie ich aus allem sehe, vollkommen verdienen.“

Raimund. Ihre Freymüthigkeit entzückt mich, ich hoffe Ihnen zu beweisen, daß Sie sich in ihrer guten Meinung von mir nicht betrogen haben, daß aber auch die Gründe, die ich anzuführen habe, Sie bewegen werden, eine Forderung zurück zu nehmen, der ich nicht ohne unbeschreiblichen Widerwillen nachkommen kann. Ich liebe Ihre Richte aufrichtig, und wünsche mir kein größeres Glück, als ihre Hand.

Burkard. Ich halte Ihre Absichten für rein, aber da ich nicht hoffen darf, daß Ihre Familie eine solche Verbindung billigen würde, so sehe ich voraus, welche nachtheiligen Folgen

ihre Neigung für die Ruhe meiner Richte haben müssen.

Raimund. Um Verzeihung, Freund, Sie sind falsch von meiner Familie unterrichtet, Meine Anverwandten denken edel und uneigennützig — und zu dem, bin ich nicht selbst Herr meines Vermögens, das hinlänglich ist.

Burkard. Sie sind jung, sie lieben, ich finde Ihre Gesinnungen natürlich, aber das Schicksal meiner armen Schwester hat mich belehrt, welch ein Fluch ungleichen Ehen folgt. Überall ward sie von dem Borne ihres Schwiegervaters verfolgt.

Raimund. O da gibt es leicht Mittel, wir dürfen ja nur Teutschland verlassen, auch in einem fremden Welttheile lebt sich wohl, wenn Liebe uns das Leben würzet.

Burkard. Ach junger Mann, das ist nur eine hübsche romantische Einbildung, eben so dachte der Mann meiner Schwester, er glaubte Teutschland ohne Bedauern verlassen zu können, aber der Augenblick der Abreise schon nahm ihm diese Täuschung. Sie wissen nicht, was es heißt, den Schauplatz ihrer Kindheit gegen unbekannte Zonen zu verlassen, von den Gefährten ihrer Jugend ewig vergessen zu seyn, gleichsam in eine neue Welt zu treten, entfernt von Freude, von Unterstützung. Sie fühlen das Gewicht

meiner Gründe, kennen meine Besorgniß, und Ihrer Ehre überlasse ich mich mit vollem Vertrauen, und gewiß werden Sie beweisen, daß ich nicht zu vortheilhaft von Ihnen dachte.

Raimund. Nur noch eine Frage? Freund, und ich verlasse Sie. Sollte meine Familie, meine Liebe billigen, würden Sie und Ihre holde Nichte meine Anträge gütig aufnehmen?

Burkard. Ich will Ihnen nichts verhehlen, ich fürchte meine Nichte wünscht bereits dieses zu sehen. Sie haben Eindruck auf sie gemacht, was mich betrifft, so können sie leicht glauben, daß eine solche Versorgung meiner Nichte mich erfreuen würde. Ich fühle es, meine Gesundheit erlaubt mir nicht ein langes Leben zu erwarten; doch, was Sie auch für Schritte unternehmen, so gewähren Sie mir meine Bitte bis dahin, nicht durch ihre Erscheinung Johannens Leidenschaft zu erhöhen.

Raimund versprach, was er verlangte, freudlich nicht ohne Kummer, sie schieden versöhnt, und Burkard aber voll Besorgniß, Raimund voll freudiger Hoffnung.

So verstrichen mehrere Tage, Raimunds Bewerbungen gewannen die besten Fortschritte. Johanne war wenigstens von des Vaters Seite von edler Familie, Raimund von allen seinen Anverwandten geliebt. Einst, als er eben freu-

dig über seine Fortschritte von einem seiner Freunde kam, traf er auch Eberharden, dem er mit offenen Armen entgegen floh. Er hatte ihn lange nicht gesehen, und theilte ihm sogleich sein Glück mit. Eberhard freute sich darüber; sie wandelten Arm in Arm einsam auffer dem Thore der Stadt, und unvermerkt gelangten sie an das Haus des berühmten weisen Ambrosio. Es war schon allgemach dunkel, der Mond ging frühe auf, und sein Licht kämpfte mit der Dämmerung des scheidenden Tags, beyde Freunde ließen sich ins Gras nieder, sie betrachteten die schöne Gegend, Raimund schwärmte von dem Glücke das er in Johannens Armen hoffte. Da gewahrten sie einen einzeln Mann, der in seinen Mantel gehüllt, schüchtern um das vor ihm liegende Gebäude herumschlich. „Was mag der vor haben?“ fragte Raimund: „Gutes wahrhaftig nicht,“ antwortete Eberhard, „ich hielt es für sehr gut, wenn wir ihn anreden würden.“ „Ich bin bereit dazu,“ antwortete Raimund, und folgte seinem Freunde. Der Fremde stuzte als er plötzlich die zwey Männer aus dem Gebüsche hervortreten, und gerade auf ihn zukommen sah, er schlug schnell seinen Mantel zurück, unter dem er geharnischt war und hielt die Hand am Gefäße seines Schwerts.

Raimund. Was sucht Ihr hier so ver-
stohlener Weise, und bewaffnet.

Der Fremde. Das wird Sie wenig küm-
mern, mein Herr, der Weg ist für jedermann
frey, und ich bin nicht gewohnt über meine Hand-
lungen Rechenschaft zu geben.

Eberhard. Welche Stimme? Euer scheues
Umherschleichen berechtigt uns zu dieser Frage.

Der Fremde. (ans Schwert schlagend) Die
ich anders als so zu beantworten wenig Lust habe.

Raimund. (das Schwert ziehend) So ha-
ben mir gleiche Gefinnungen.

Der Fremde. O mich darf man nicht lange
nöthigen, wenn Sie Lust haben, so treten wir
hier seitwärts vom Gebäude.

Eberhard. Alle Teufel, Ihr wollt Euch
doch nicht so schnell und ohne Bedenken die Häl-
se brechen, (zu dem Fremden) erlauben Sie, ich
dächte gütlicher Vertrag würde weit besser frommen.

Der Fremde. Wer kann mich auf freyer
Strasse unbestraft zur Rechenschaft fordern, mir
ungeahndet unrechte Dinge zumuthen.

Eberhard. So wahr ich lebe, diese Stim-
me wohnt in einen mir bekannten Körper — und
ich irre mich nicht, daß dieser Körper den Nah-
men Bernard von Sonden führt.

Bernard. Ja der bin ich, und Sie mein
Herr —

Eberhard. Nun das freut mich, wenn man so schnell seine ehemahligen Jugendfreunde vergißt. Freund Raimund senke schnell dein Schwert in die Scheide, sonst hast du's mit mir zu thun, daß ist ein grundehrlicher Mann. He da Bernard, komm, und leere einen Becher mit uns, hast ja ehemahl oft mit mir jugendliche Streiche begonnen, mein Freund Raimund wird dir auch behagen.

Bernard. So wahr ich lebe —

Eberhard. So kennst du mich nicht? so laß dich begraben, denn dein Schwur ist falsch, du kennst Eberharden nicht mehr.

Bernard. Eberhard? ja beyhm Himmel er ist's — ach wie lange sah ich dich nicht?

Eberhard. Komm, komm Freund, hier ist's nicht wohl zu sprechen. Da drin in dem Hause herrscht kein Freund der Jugendfreude!

Bernard. Ach in diesem Hause liegt viel Kummer für mich verschlossen.

Eberhard. Wie? bist du in Verbindung mit dem berühmten Ambrosio?

Bernard. Mit ihm nicht aber mit seiner Nichte.

Eberhard. Und die wohnt in seinem Hause? alle Wetter, das heißt ein Schlaufopf, will er ihr gewiß seine Berechnungen lehren.

Bernard. O Scherze nicht, Eberhard, du kränkst mich —

Eberhard. Ha, nun seh ich deine Verbindung mit den Schwarzkünstlern ein, nun Bernard, du hast dich um eine gelehrte Familie umgesehen.

Raimund. Der Scherz beleidigt deinen Freund. Kommen Sie Bernard, verzeihen Sie mir meine Beleidigung, und schenken Sie mir Ihre Freundschaft.

Eberhard. Und mir verzeih einen Scherz, und schenke mir dein Vertrauen.

Bernard. Ach es wird mir wohl thun, wenn ich mich jemanden anvertrauen kann.

Eberhard. Du scheinst unglücklich zu lieben, brauchst du Hilfe, so hoffe sie von uns, es muß gelingen. Bernard, du besizest einen guten Theil von Tollkühnheit, ich Schlaubheit, mein Freund Raimund großes Ansehen, und wenn sich der Alte mit allen seinen Berechnungen entgegenstellte, so können drey ihm die Zahler so verwirren, daß er seine Arbeit aufgeben muß.

Die drey Männer wanderten nun nach der Stadt, und schon unterwegs erfuhren sie Bernards ganze Geschichte. Sie bedauerten ihn, sie schwuren ihm Rache an der schändlichen Baroninn zu nehmen, schwuren ihm Beystand Berthen dem Kloster zu entreißen. „Der beste Rath,“ sprach

Eberhard; „Ist der, mein Freund Raimund geht sogleich zu Wallenstein, mit dem er verwandt ist, bey diesem kann er dir leicht den Befehl zu Berthas Befreyung von ihrem grausamen Feinde erwirken, und dann haben wir gewonnen Spiel; wollen sie das Mädchen dennoch nicht ausliefern, so bestellen wir eine Rotte Bewaffneter, überfallen das Haus, und jagen den Alten sammt seinen Globen und Maschinen von dannen.“

Raimund versprach Bernarden eifrige Verwendung, schon am folgenden Tage ging er zu Wallenstein, erzählte ihm Bernards Geschichte, und dieser, der Bernarden viel zu danken hatte, ließ ihn gleich vor sich rufen. Bernard war, seit er die Baroninn im Garten gesprochen hatte, von Prag abwesend gewesen, er hatte gleich am folgenden Morgen mit seinen Kriegern fort müssen, jetzt war er nach einer glücklich geendigten Unternehmung rückgekehrt, und Wallenstein, zum Dank verpflichtet, fertigte sogleich einen Befehl aus, Bertha auf freyen Fuß zu stellen.

Voll freudiger Hoffnung und Erwartung eilten alle drey Freunde nach dem Hause Ambrosios, sie verlangten mit ihm zu sprechen, er aber vermied ihre Gegenwart, unter dem Vorwande wichtiger Beschäftigungen. Man führte sie in das Nebengebäude zur Baroninn, sie erröthete, als sie Bernard gewahrte. Er überreichte ihr den Befehl

fehl Wallensteins, kaum hatte sie ihre Augen darauf geworfen, als ein tiefer Scharlach ihr Gesicht überzog, und sie Bernarden mit grimsmigen und drohenden Blicken ansah.

„Dieser Befehl ist bestimmt,“ sprach sie mit dem Tone des Zorns, den sie umsonst zu verbergen sich bemühte, „aber leider steht es weder in meiner noch Ambrosios Macht ihn zu befolgen.“

„Wie?“ riefen die Männer erstaunt aus; „wie verstehen sie das?“ „Ich wiederhole es Ihnen,“ sprach sie, „wir sind nicht fähig dem Befehle nachzukommen, und wenn er von kaiserlicher Majestät selbst käme, denn Bertha ist nicht mehr bey uns. Gerne würde ich ihre Schande verschweigen, aber sie zwingen mich dazu, die schändliche Dirne ist heimlich entflohen, verließ ihre Anverwandten, um wer weiß wo in der Welt herumzuirren, ja Sie selbst meine Herren würden uns verbinden, sie ausfindig zu machen, sollten Sie meinen Worten nicht glauben, so steht es Ihnen frey, wenn Sie unbescheiden genug seyn wollen, Ambrosios Haus zu durchsuchen.“

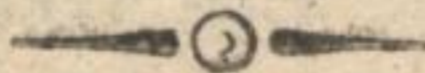
So weit ging ihr Befehl nicht, sie kehrten niedergeschlagen von dannen, von den hämischen Blicken der Baroninn begleitet. „Das ist erlogen,“ rief Eberhard, „so wahr ich lebe.“ „Aber was ist zu thun,“ rief Bernhard ängstlich.

Blut. Gestalt.

W

Eberhard. Alle Spürhunde in Bewegung zu setzen. Wir müssen den Winkel noch entdecken, wo sie Bertha verborgen haben, und wäre es im Unterleibe der Erde.

Redlich leisteten nun die beyden Freunde Bernarden ihren Beystand, am thätigsten war der Knabe Theodor; in hunderterley Gestalt schlich er sich in alle Klöster, forschte mit aller Schlaubeit, aber vergebens, nirgends fand er nur die geringste Spur von der verlornen Bertha. Wallenstein bedauerte ihn, versprach ihm, wenn er Berthen entdecken sollte, ihre Peiniger zu strafen, aber mit Gewalt das Haus eines allgemein geschätzten Mannes, wie Ambrosio war, durchsuchen zu lassen wagte er nicht. Alle seine Freunde bedauerten ihn, und forschten ämfig umher, doch stets vergebens, und Monathe verflossen ohne daß er von der Verlornen nur die geringste Spur erhalten hätte.



Fünftes Kapitel.



Erstrocken über den Verlust seiner Grundsätze und seiner Standhaftigkeit riß sich Ambrosio von Mathildens Seite los. „Gefährliches Mädchen,“ rief er, „wie schnell hast du meine Entschlüsse vernichtet, mein Ruhm hängt nur mehr an einem dünnen Faden, er sinkt, wenn es bekannt würde, ich herberge ein Weib in meinem der Einsamkeit geweihten Hause, ein Weib, daß ich, der ich stets die Leidenschaften tadelte, nun selbst innig liebe.“

Mathilde. (Ihn umarmend) Und dieser Kuß der Liebe, diese Treue des nur für dich fühlenden Herzens kann dir nicht hinlängliche Entschädigung für den Verlust deines eingebildeten Rufes seyn, eines Rufes, den man dir mehr des Sonderbaren, als der wirklichen Größe willen sollte? und wie, kann ich nicht stets verborgeren in deinem Hause bleiben?

Ambrosio. O Mathilde, ein schrecklicher Gedanke durchzittert mich, der Tod wird alle meine Freuden zertrümmern, du bist immer noch vergiftet.

Mathilde. Deine Liebe macht mir nun den Werth des Lebens wieder schätzbar, deinetwegen will ich mich um jeden Preis zu retten suchen. Keine Gefahr soll mich schrecken, kühn will ich auf die Folgen meines Unternehmens sehen, und nicht vor dem Entsetzen beben, womit sie mir drohen. Kaum soll mein Opfer mir groß genug scheinen um deinen Besitz zu erkaufen, den deine Liebe wiegt alle Leiden der Zukunft auf, doch ehe ich diesen Schritt thue, Ambrosio, so verspreche mir mit einem feyerlichen Eide nie nach den Mitteln zu forschen, die ich gebrauchen werde.

Er that dieß wie sie es verlangte.

Mathilde. Ich danke Euch, und glaubt mir, es war nothwendig, denn das Geschäft, daß ich kommende Nacht vorhabe, möchte Euch, weil es ungewöhnlich ist, trotz Eurer Weisheit in Erstaunen, und mich bey Euch herabsetzen. Ambrosio ich werde mich morgen Nachts in die Ruinen des Pallasts neben Eurem Hause begeben, in seiner Tiefe ist noch die Gruft der ehemahligen Besitzer, und schauerliche Gewölbe, so vor undenklichen Jahrhunderten zur Verübung der Tyranney gebaut — während ich nun in die-

fen Gräften verweile, tragt Sorge, daß kein lauschend Auge mich bemerke. Dort laßt mich eine Stunde allein, und mein Leben wird gerettet seyn. Ambrosio versprach und verließ nun Mathilden, die vorgab, der Ruhe sehr zu bedürfen.

In Beschäftigungen floß der Tag hin, aber Ambrosio's Arbeiten blieben unvollkommen; es fehlte ihm hie und da; sein Geist war nicht gestimmt an einem Punkte anhaltend zu haften.

Die Nacht kam heran, und Ambrosio schlich, da alles bereits schlief, zu Mathilden.

„Ich habe Sie ungeduldig erwartet,“ sprach Sie, „mein Leben haftet an diesen Augenblicken. Hinab nun nach den Ruinen, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Sie nahm vom Tische ein kleines verdecktes Korbchen; dieß in der einen Hand, die Lampe, die brennend auf dem Kamine stand, in der andern, eilte sie hinab in den Garten. Ambrosio folgte ihr; beyde schwiegen. Mit schnellen aber behuthsamen Tritten gingen sie aus dem Gebäude nach der Westseite des Gartens. In Mathildens Augen funkelte ein wildes Feuer, das Ambrosio schauern machte. Der entschlossene Muth der Verzweiflung herrschte auf ihrer Stirne; mit starken Schritten ging sie durch die ausgebrochene Mauer des Gartens, die zu den Ruinen führte.

Ein geräumiges Viereck mit Taxusbäumen bewachsen, zeigte sich nun ihren Blicken. Mathilde nahte sich einem hohen dichten Gesträuche. Die Nacht war äusserst finster; mit schwarzen Wolken umzogen; man sah weder Mond noch Sterne. Die Luft war stille, und hell brannte Mathildens Lampe. Diese gab sie nun Ambrosio, und bog das herabhängende Gesträuch auseinander. Eine eiserne Thüre zeigte sich nun in einer Höhlung der Mauer, vom überhängenden Epheu versteckt. Drey Stufen von massivem Stein führten hinab zur Thüre. Mathilde öffnete sie, da kein Schloß sie verwahrte, und stieg hinab in die tiefe Dunkelheit; Ambrosio folgte. Sie befanden sich in der Gruft des zerstörten Gebäudes. Langsam und ernsthaft schritten sie vorwärts; deutlich sahen sie rechts und links sich tiefe windende Gänge öffnen, als Mathilde plötzlich erschrocken zurückfuhr. „Da unten sind Leute,“ flüsterte sie ihrem Gefährten zu, „versteckt Euch, bis sie vorüber sind.“ Sie flüchtete hinter ein hohes und prächtiges Grabmahl; Ambrosio folgte ihrem Beispiele, und verbarg sorgfältig seine Lampe, damit ihr Schimmer ihn nicht verrathen möge. Nach wenigen Minuten hörte man einen großen eisernen Gattern zuschlagen, Lichtstrahlen brachen aus einer dunkeln Wölbung eines Ganges hervor, und zeigten den versteckten Zuschauern

eine weibliche Gestalt, die langsam daher schritt, von einem Manne mit einer Lampe begleitet. Ambrosio erkannte ohne Mühe die Baroninn, seine Schwester, in ihr.

„Nun ist ihr Schicksal entschieden,“ sprach die Baroninn, „ihre Thränen und Seufzer können ihr nun eben so wenig mehr helfen, als die Macht ihrer Freunde, und das Ansehen Wallensteins. — Ha! wer wird sie dann meiner Rache entreißen?“

„Da haben Sie recht,“ antwortete ihr Gefährte, „aber im Grunde hat doch die arme Bertha ein schreckliches Loos betroffen.“

„O nicht so schrecklich, als mein Herz gekränkt wurde. — Dank dir, Alter, daß dich mein Scharfsinn unter Ambrosio's Dienern aufspürte; daß du mich in den Geheimnissen dieser Gewölbe einweihetest. Reichlich will ichs dir lohnen, wenn du nur schweigest.“

„Warum soll ich das nicht? Haben Sie mir nicht herrlichen Lohn versprochen? Kann es einen herrlicheren Lohn als Ihre Liebe geben?“

„Den doch Bernard so schändlich von sich stieß. Aber auch er, auch er soll noch in meine Gewalt kommen; ihn habe ich noch zu fürchten; habe ich auch ihn in meiner Gewalt, so sind alle Besorgnisse von Bekanntmachung meiner Schwäche getilgt.“

Mehr konnten die Horchenden nicht verstehen; sie verloren sich aus ihren Augen, und verließen die unterirdischen Gewölbe. Mathilde und Ambrosio traten hinter dem Grabmahle hervor. „Wer ist diese Bertha?“ fragte Mathilde. Ambrosio erzählte ihr nun im kurzen ihre Geschichte, und setzte hinzu, daß seit dem nun in seinem Innern eine so große Veränderung vorging, er sie herzlich bedaure, und alles aufbiethen wolle, seine Schwester von ihrer Rachsucht zu heilen. „Gib wohl Acht, was du thust,“ unterbrach ihn Mathilde, „die plötzliche Umänderung deiner Denkart würde Erstaunen erregen. Bertha würde es nie verschweigen, daß du sie nach den Gewölben hierher bringen ließest, dein Ruf würde leiden. Deine Vermittlung dürftest gefährlich werden; ihre Unklugheit verdient Strafe; unwürdig ist dir der Freund der Liebe, dem es an Verstand fehlt, sie zu verhehlen. Doch ich verweile zu lange bey dieser Kleinigkeit, und verliere kostbare Augenblicke. Schnell flieht die Nacht, und viel muß noch vor dem Morgen gethan werden. Gib mir nun die Lampe, Ambrosio: siehst du dort jenen Gattern, der in die Tiefe führt, da modern Leichname in Fülle, da muß ich hinab; aber allein. Warte hier am Eingange, und rufe mir zu, wenn jemand sich nahet. Aber so lieb dir dein Leben ist, wage es nicht mir zu folgen.“

du würdest das Opfer unvorsichtiger Neugierde werden.“ Sie sprach, und näherte sich dem Eingange zu den Gräbern, die Lampe in einer Hand, das Körbchen in der andern. Sie berührte den eisernen Gatter, der sich langsam in seinen knarrenden Angeln drehte, und ihr eine schmale Wendeltreppe von schwarzem Marmor zeigte. Sie stieg hinab; Ambrosio blieb oben, und sah den schwachen Strahlen der Lampe von Stufe zu Stufe nach. Diese verschwanden, und er befand sich im Dunkeln.

Sich selbst überlassen konnte er nicht anders als mit Erstaunen über die plötzliche Verwandlung von Mathildens Charakter und Gesinnungen nachdenken. Noch vor wenig Tagen hatte sie die Sanfteste und Mildeste ihres Geschlechts geschienen, sich seinem Willen unterworfen, und jetzt nahm sie im Gespräche und Betragen eine Art von Männlichkeit und Muth an, die ihm nicht besonders gefielen. Ihr Ton war nicht mehr einschmeichelnd, sondern gebietherisch; in ihren Schlüssen war sie ihm dem weisen Manne überlegen, und wider seinen Willen mußte er die Obermacht ihrer Urtheilskraft eingestehen. Jeder Moment überzeugte ihn von ihren außerordentlichen Geisteskräften: was sie aber dadurch in der Bewunderung des Mannes gewann, verlor sie in der Neigung des Liebhabers. Er vermischte Weuzeln,

den lieben, holden, demüthigen, und gedachte er an ihre Ausdrücke, in Hinsicht der armen Bertha, so konnte er nicht umhin, sie grausam und unweiblich zu schelten. Das Erbarmen ist ein dem weiblichen Charakter so angemessenes Gefühl, daß es einem Weibe kaum verdrießlich ist, es zu besitzen; es aber nicht zu kennen, ist hasenswürdiges Laster; und Ambrosio'n wurde es schwer, seiner Geliebten den Mangel dieser schönen Eigenschaft zu verzeihen. Indessen tadelte er ihre Fühllosigkeit, aber fühlte die Richtigkeit ihrer Bemerkungen, und beschloß, trotz seinem Mitleiden für Bertha, sich nicht zu ihrem Retter aufzuwerfen.

Schon war fast eine Stunde seit Mathildens Hinabsteigen verflissen, immer noch kehrte sie nicht zurück. Er näherte sich der Treppe — er horchte — alles war stille: ausser daß er von Zeit zu Zeit den Ton von Mathildens Stimme hörte, wie er sich längs der unterirdischen Gänge hinwand, und den Wiederhall an den Wölbungen der Gruft. Er war zu weit von ihr entfernt um ihre Worte verstehen zu können, und ehe sie ihn erreichten, starben sie in ein leises Gemurmel hin. Er sehnte sich in das Geheimniß zu dringen, und beschloß jetzt gegen ihre Befehle ihr in die Höhle zu folgen. Jetzt stand er an der Treppe, jetzt war er schon einige Stufen hin-

ab, als ihn der Muth verließ. Er gedachte der Drohungen Mathildens, im Falle er ihre Vorschriften überträte: sein Herz war voll einer geheimen unbegreiflichen Scheu; er ging zurück, nahm seinen vorigen Platz ein, und erwartete ungeduldig das Ende dieses Auftrittes.

Plötzlich empfand er einen heftigen Stoß; die Erde erbebte; die Säulen, welche die Decke trugen, unter der er stand, wurden so gewaltig erschüttert, daß er jeden Augenblick ihren Einsturz befürchten mußte: und zugleich hörte er einen lauten und furchtbaren Donnerschlag; als dieser vorüber war, sahen seine auf die Treppe gerichteten Augen eine glänzende Lichtsäule unten durch das Gewölbe zucken. Auch das währte nur einen Moment; es verschwand, und alles war wieder ruhig und finster. Eine tiefe Dunkelheit herrschte rund um ihn, und die Stille der Nacht wurde nur durch die schwirrende Fledermaus unterbrochen, die langsam vor ihm hinstreifte.

Mit jedem Augenblicke wuchs Ambrosios Staunen; jetzt vernahm er eine süße, feyerliche Musik, die sich durch die Gruft hinstahl, und ihn mit einer Empfindung, aus Furcht und Vergnügen zusammengesetzt erfüllte. Nicht lange hatte sie aufgehört, so vernahm er Mathildens Schritte auf der Treppe. Sie kam aus der Gruft; die lebhafteste Freude besaßte ihre holden Züge.

„Sahst du etwas?“ fragte sie.

Ambrosio. Eine Feuersäule die Treppe hinaufzucken.

Mathilde. Sonst nichts?

Ambrosio. Nein.

Mathilde. Eben wird der Morgen anbrechen. — Zurück aus der Höhle! das Tageslicht möchte uns verrathen.

Mit schwebenden Schritten eilte sie aus der Gruft nach Ambrosios Wohnung. Ambrosio folgte ihr auf dem Fuße. Sie ging in ihr Gemach, verschloß die Thüre; und stellte Lampe und Körbchen weg.

„Es ist mir geglückt!“ rief sie, und warf sich in Ambrosios Arme, „geglückt über meine heißesten Hoffnungen: — ich werde leben, Ambrosio! für dich leben. Der Schritt, vor dem mir schauderte, ward mir zur Quelle unaussprechlicher Freude. O daß du sie mit mir theilen könntest! daß ich dich zum Mitgenossen meiner Macht, daß ich dich so hoch über dein Geschlecht erheben dürfte, als eine kühne That mich über das meinige erhoben hat.“

„Und was hindert dich, Mathilde!“ unterbrach sie Ambrosio, „warum machst du ein Geheimniß aus deinem Gesichte in der Gruft? hältst du mich deines Vertrauens unwerth? — Mathilde! ich muß die Wahrheit deiner Neigung be-

zweifeln, so lange du Freude hast, deren Theilnahme du mir verweigerst."

M a t h i l d e. Deine Vorwürfe sind ungleich, es thut mir herzlich leid, daß ich die meine Glückseligkeit verhehlen muß; aber glaube meiner Versicherung, noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, wo ich sie dir anvertrauen kann, ich erinnere dich daher an deinen feyerlichen Eid, nie nach den Begebenheiten dieser Nacht zu forschen." — Sie begleitete diese Worte mit zärtlichen Küssen, und Ambrosio gab sich zufrieden.

Seit dem schien Ambrosio nur für Mathilden zu leben, seine Arbeiten und Beschäftigungen gewannen schlechten Fortgang; die Dienerschaft seines Hauses bezeigte eine warme Theilnahme an der unvermutheten Wiederherstellung des vermeintlichen Wenzel, und keiner von ihnen argwöhnte, wer er eigentlich sey. Ambrosio freute sich ihres Umgangs, da er sah, daß niemand ihn ahnde, und er den Sonderling noch wie zuvor immer spielen konnte. — Mathilde both alle ihre Künste auf, durch Musik und angenehme Unterhaltung ihm die Stunden zu verkürzen, sie schien nur an seiner Seite zufrieden zu seyn, nur für seine Liebe Herz und Sinn zu haben, aber sie schien Ambrosios Herz nicht zu kennen. Von Jugend auf durch die harte Erziehung seiner Eltern gewohnt, jede Leidenschaft

des menschlichen Herzens zu unterdrücken, eingenommen durch den Reiz der sonderbaren Rolle, die er in der Welt spielte, waren die Empfindungen des Herzens tief in den innersten Winkel desselben hinab gedrückt, Mathildens Liebe hatte sie erweckt, sie hatten lange geruht, und bestürmten nun mit doppelter Kraft Ambrosios Brust. Von Natur aus seinen Stolz und Sucht nach Größe nie zu befriedigen, war er es auch nun in seinen Leidenschaften; er haßte das alltägliche, war gewohnt sich von einer Beschäftigung in die andere zu stürzen, so gings ihm auch nun in seinen neu erwachten Gefühlen, und Mathildens Liebe begann ihm früher als man sich denken konnte, alltäglich zu werden. Ambrosio hatte Anlage zum Bösen, er unterdrückte bisher diese Keime, jetzt war sein Herz einmahl überrascht, und er war dessen nicht mächtig, er ward hochmüthig, eitel, ehrgeizig und mißgünstig; eifersüchtig auf dem, der Ansprüche auf Ruhm machen konnte, haßte er jedes Verdienst außer seinem eigenen; einmahl beleidigt, war er unversöhnlich, und grausam in seiner Rache. Der Wirbel der Leidenschaften der nun in seiner Brust tobte, machte ihm bald Mathilden überdrüssig, ihre Reize waren nicht mehr der Gegenstand seiner Bewunderung, er hatte nun Muffe die unbedeutendsten Mängel zu entdecken, und wo er keinen fand,

erdichtete sie sein Überdruß. Mathilde mußte es bemerken, daß ihr Umgang ihm täglich gleichgültiger zu werden beginne; wenn sie sprach, war er ohne Aufmerksamkeit, die musikalischen Talente, in denen sie vollkommen war, konnten ihn nicht mehr unterhalten, oder ließ er sich ja einmahl einfallen sie zu loben, so geschah es in augenscheinlich kalten und gezwungenen Komplimenten, seine Blicke ruhten nicht mehr mit der vorigen Särtlichkeit auf ihr. Alles dieß sah Mathilde wohl, und verdoppelte ihre Bemühungen seine frühern Empfindungen wieder zu beleben, aber konnte ihr dieß glücken, da er die Mühe, die sie sich gab, ihm zu gefallen, als Zudringlichkeit auslegte, und eben durch die Mittel, die sie, den Irrenden zurück zu rufen, brauchte, noch weiter weggeschleucht wurde, sein Herz sehnte sich nach Liebe, aber Mathilde war nicht mehr fähig, diese Sehnsucht zu befriedigen.

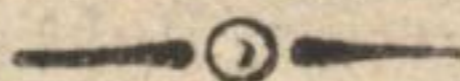
Ambrosio blieb indeß noch immer der Gegenstand der Bewunderung von Prag, würde es auch vermög seiner Kenntnisse immer geblieben seyn, wenn bekannt geworden wäre, der Weiberfeind habe sich der Liebe überlassen. Man belachte ohnedieß seine ungewohnte Strenge, aber Ambrosio ahndete dieß nicht, er war nun einmahl schon gewohnt, Größe im Seltsamen zu suchen, scheute das Hohngezische seiner Feinde mehr

als den Tod, und wagte es daher nie, so sehr ihn der Anblick manches schönen Mädchens reizte, seine Empfindungen auch nur durch Blicke merkbar zu machen, ängstlich für einen Ruf besorgt, den er über alles achtete, sah er wie viel er wäge, wenn er sich der Gewalt irgend eines schwindelköpfigen Weibes preis gäbe. Ach, und eben diese Besorgniß, diese Anhänglichkeit an einen thörichten Ruhm, leitete ihn nach den Pfad des Verderbens.



Zwölff=

Zwölftes Kapitel.



Wallenstein war Willens Prag zu verlassen, um die noch hie und da zerstreuten Feinde zu bekämpfen; er wollte nach dem damaligen Gebrauche diesen wichtigen Schritt nicht thun, ohne sich mit dem berühmten Astronom besprochen zu haben. Ambrosio wurde nach seinem Pallaste geladen, und dieser eilte, sich neue Ehre zu sammeln. Wallenstein empfing ihn mit Auszeichnung, er schätzte seine Wissenschaft, schätzte ihn noch mehr, da ihm Ambrosio deutlich aus dem Laufe der Gestirne Sieg verkündete. Die ganze Nacht hatte er mit dem Feldherrn zugebracht, gegen anbrechenden Morgen schied er von dannen, ohne Begleitung, die ihm Wallenstein angeboten hatte. Er ging gerne ohne Gefährten, fühlte mehr als jemahls tiefe Schwermuth, und konnte sich allein ungestörter seinen Gedanken

Blut. Gestalt.

2

überlassen. Schon hatte er beynabe das Stadtthor erreicht, als er einem heftigen Durste, der ihn schon vorher befallen hatte, nicht länger mehr widerstehen konnte. Er sah sich genöthigt an der nächsten Hausthüre anzupochen. Eine weibliche Gestalt erschien, unverschleiert noch im leichten Nachtkleide; wie staunte Ambrosio, als er ein Mädchenbild vor sich stehen sah, dessen Anmuth ihn beym ersten Anblicke entzückte, dessen holde Reize er noch nie gesehen zu haben glaubte. Ambrosio bath um einen Trunk frischen Wassers, er nannte seinen Namen, und mit einer Miene, auf der Wohlwollen und Ehrfurcht unverkennbar war, ergriff sie seine Hand, und führte ihn in ein niedliches reines Gemach. „Gedulden Sie sich nur etwas,“ sprach sie mit sanfter melodischer Stimme, die ein süßes unschuldiges Lächeln begleitete. Ambrosio sah ihr mit verwundernden Blicken nach. — „Welch eine Gestalt!“ rief er voll Staunen und Wonne aus; bald darauf kam sie wieder, und brachte ihm einen reinlichen Becher mit Wasser, sie stellte sich ihm gegenüber, und versüßte ihm durch ihren Anblick das Getränk. Ambrosio wollte nun gehen, aber flehentlich bath sie ihn zu harren, damit auch ihr Oheim der Wonne genießen könne, ihn zu sehen. „Er ist kranklich,“ sprach sie, „verzeihen Sie, seine Saumseligkeit, ich werde eilen, ihn herbey

zu hohlen.“ Sie eilte fort, eine Empfindung von Bewunderung, Ehrfurcht und Zärtlichkeit durchfloh seine Seele. Eine sanfte holde Wehmuth senkte sich in sein Herz, die er nicht gegen die höchsten Entzückungen der Freude vertauscht hätte. „Glücklich der!“ rief er in seiner romantischen Begeisterung, „glücklich der bestimmt ist, das Herz dieses holden Mädchens zu besitzen, wie fein sind ihre Züge, wie zierlich ihre Gestalt, wie entzückend war die schüchterne Unschuld ihrer Augen, und wie verschieden von dem leichtfertigen Ausdrücke, der aus denen Mathildens strahlt; o süßer muß nun ein Kuß seyn, geraubt von den rosigten Lippen jener, als alle liebevolle Zärtlichkeit womit diese so freygebig ist. Welcher Preis wäre zu groß für die Gunst dieses Mädchens; ach, daß meine einmahl gewählte Lebensart, mein mir nun verhaßter Ruf mich hindern muß, ihr meine Liebe zu gestehen. Wie ruhig, wie friedlich würden die Stunden dahin schwinden, indeß ich mich bemühte, ihr Zärtlichkeit, Freundschaft, Achtung einzufloßen; ach ihre blauen, niedergeschlagenen Augen mit Liebe entgegen strahlen zu sehen, Tage, Jahre dieser süßen Stimme zu lauschen; welche Wonne, die Regungen ihres reinen Herzens zu erspähen, die Freuden der Glücklichen zu theilen die Thränen

der Betrübten wegzuküßen, o eine solche Seligkeit ist über jede Wonne erhaben.“

Während seine Fantasie über diese Ideen brütete, ging er mit verwirrten Blicken im Gemache auf und nieder, seine Augen starrten ins Leere hin, eine Thräne floß ihm über die Wange herab, denn ach! dieser glückliche Traum vertrug sich nicht mit seinen Grundsätzen.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und das Mädchen trat an der Hand eines bejahrten Mannes herein, der mit Anstand und Freude den berühmten Ambrosio bewillkommte. Sein Ton war schlicht und gerade, aber sein Verstand gebildet. Ambrosio ergötzte sein Gespräch, auch er war ein berühmter Mann in seiner Kunst, war ein Bildhauer, nannte sich Burkard, das Mädchen hieß Johanne. — —

Da Ambrosio sehr vielen Geschmack an Meisterstücken dieser Art fand, führte ihn Burkard in seine Werkstätte. Büsten und Statuen von seiner Hand geformt, standen da aufgereiht, und gaben hinlängliche Beweise, daß sie von einer Meisterhand geformt worden waren. Das Lob das Ambrosio verschwendete, die Freude die er über den Anblick der Kunststücke bewies, entzückten den guten Alten; jeder Mensch hört sich gern loben, dem, der es aber verdient, gewährt das ihm gezollte Lobianige Wonne, dem, der es nicht

verdient, erregt es nur innere Vorwürfe. Burkard ward geschwätzig, er verrieth in Bergliederung seiner Kunst Scharfsinn und reichhaltige Kenntniß. — Endlich empfahl sich Ambrosio. — „Ach schade, schade,“ sprach Burkard, „daß der Besuch eines solchen Mannes nicht von längerer Dauer war, ach nun beneide ich zum ersten Mahle die Großen, die einer solchen Bekanntschaft daurender genießen können.“

Ambrosio. Die Großen mein Freund? Der Mann, der seinem Fache hinlänglich gewachsen ist, ist groß, und sey er wer immer. — Der Künstler ist in seiner Kunst, der Bürger in seiner Redlichkeit und in seinem Gewerbe größer, als der Reiche, der den Künstler bezahlt, und seine ganze Weisheit in der Auswahl seiner Tafel und seiner Unterhaltungen beweiset. Mir ist die Bekanntschaft eines Mannes wie sie, schätzenswerth, ich werde nicht unterlassen sie fortzusetzen.

Burkard. O dann ist mein innigster Wunsch erfüllt, dann soll mir dieser Tag ein Tag der Freude geworden seyn.

Ambrosio. Wir wollen ihn der Freundschaft widmen — wenn ich, in den Pallästen, mich durch Ceremonien ermüdet habe, will ich zu meinem Freunde Burkard kommen, um mich

im herzlichem, vertraulichen Gespräche wieder aufzuheitern.

Er schied nun, und eilte seiner Wohnung zu — ohne zu wissen wie — langte er dort schneller, als er es vermuthet hätte, an — er warf einen Blick auf sein Haus — Mathilden mußte er darin, und weg war seine Heiterkeit. Widerwillen und Verdruß erfüllte sein Herz.

Der redliche Burkard ergoß sich, sobald ihn sein Gast verlassen hatte, in das Lob dieses Mannes. „Die Würde seines Betragens, die Bündigkeit seiner Schlüsse,“ sprach er, „ist eben so bewundernswürdig, als das einnehmende seiner Gestalt und seiner Worte.“

Johanne. Eben diese Wirkung hat sein Anblick auf mich gemacht, theurer Oheim, ich fühle mich ihm so zugethan, und ich weiß nicht warum, aber ich that weniger gezwungen mit ihm, als sonst gewöhnlich mit einem Unbekannten, er war aber auch so liebeich und aufmerksam, antwortete mir so gütig, so herablassend, ach, und wenn er mich anblickte, veränderte er seine Miene in süßes Lächeln; sein Blick ruhte so durchdringend auf mir, und zwey Mahle, wie Sie sich umwandten, eine Statue von der Stelle herab zu heben, drückte er mir mit Wärme die Hand.

„So,“ sprach Burkard, und sah Johanne mit grossen Augen an, schwieg aber, und eilte zu seiner Arbeit, ohne sich weiter über Ambrosios Lob herauszulassen.

Dieser suchte indeß immer mehr zu zeigen, daß er Burkards Freund zu werden verlange: seine Besuche waren häufig und immer anhaltender, er schien nun in Burkards Hause Vergnügen zu empfinden, klagte allemahl, daß Geschäfte ihn aufhielten, nicht ganze Tage bey ihm zu bringen zu können

Eines Abends als Ambrosio ganz zur ungewöhnlichen Zeit kam, war Burkard nicht zu Hause. Er fand Johanne nicht im Zimmer wie gewöhnlich, und da er ohne von jemanden im Hause gesehen zu werden eingetreten war, wagte er es in das obere Stockwerk hinaufzusteigen, um sie dort in ihrem eigenen Zimmer zu besuchen. Johanne saß mit dem Rücken gegen die Thüre, und sticte aufmerksam. Sie hörte ihn nicht, bis er sich neben sie gesetzt hatte. Jetzt fuhr sie zusammen, und hieß ihn mit freundlichem Blicke willkommen. Sie wollte ihn in das Besuchszimmer führen, aber Ambrosio ergriff ihre Hand und zwang sie mit sanfter Gewalt, wieder Platz zu nehmen. Das Gespräch war gleichgültig, Johanne sprach von ihres Oheims Gesundheit

die täglich abnahm, mit aller Schwärmeren eines jugendlichen Herzens.

„Ich bewundere Ihre kindliche Zärtlichkeit,“ sagte Ambrosio endlich, diesen Beweis der Vortrefflichkeit und Empfindungskraft ihres Charakters. Welch ein Schatz,“ fuhr er fort mit mehrerem Ausdrucke, „welch ein Schatz für den, den der Himmel dereinst Ihre Gunst bestimmt hat, dieses Herz, so voll Liebe für einem Oheim, was wird es erst für einen Geliebten fühlen? oder fühlt es vielleicht schon jetzt für einen? Sagen Sie mir theure Johanne, wissen Sie schon was Liebe ist? antworten Sie mir aufrichtig, und sehen Sie mich als Ihren Freund an.

„Was Liebe ist?“ sagte sie, und wiederholte seine Frage, „was Liebe ist? o freylich, freylich, ich habe schon viele Leute geliebt.“

Ambrosio. Das ist nicht, was ich meine, die Liebe von der ich spreche kann man nur für einen Einzigen fühlen, haben Sie nie den gesehen, den Sie sich zum Gatten wünschen?

Johanne. O nein gewiß nicht.

Dies war nun eine Unwahrheit, aber ohne ihre Schuld, sie kannte nicht die Natur ihrer Gefühle für Raimunden, und ahndete nichts von der Empfindung, sich einen Gatten zu wünschen.

Ambrosio. Und möchten Sie ihn auch nicht sehen Johanne? fühlen Sie keine Leere in

ihrem Herzen, die Sie ausgefüllt wünschten? Hat Ihre Brust keine Seufzer für einen, der Ihnen theuer aber unbekannt ist? Ist es nicht, als habe das, was Ihnen einmal gefiel keine Reize für sie? als regen sich tausend neue Wünsche, neue Ideen, neue Empfindungen in Ihren Busen, die sich nur fühlen, nicht beschreiben lassen? Oder ist es möglich, daß Ihr Herz allein kalt und unempfindlich bleibt, während Sie jedes andere entzünden? Nein, das kann nicht seyn. Dieses schmelzende Auge, diese erröthende Wange, diese entzückende zauberische Schwermuth, die zu Seiten sich in ihren Bügen mahlt, alles das widerlegt Ihre Worte. Sie lieben Johanne, und möchten mirs umsonst gerne verbergen.

J o h a n n e. Sie machen mich staunen. Was ist dieß für eine Liebe von der Sie sprechen? ich weiß weder, was sie ist, noch warum ichs Ihnen verhehlen sollte wenn ich Sie fühlte.

A m b r o s i o. Haben Sie niemanden gefunden Johanne, den Sie noch nie gesehen hatten, und dessen Bildung, obschon die eines Fremden Ihnen sogleich Wohlwollen einflößte? dessen Ton Sie beschäftigte, Ihnen gefiel, Ihnen ins innerste drang, dessen Gegenwart Sie erfreut, dessen Entfernung Sie betrübte, vor dem sich Ihr Herz unwillkürlich entfaltete.

J o h a n n e. Gewiß, das habe ich; das erste-
mahl, da ich Sie sah, fühlte ichs.

Ambrosio war auffer sich, kaum konnte er
seinen Ohren trauen.

„Mich Johanne?“ rief er, ergriff ihre Hand,
und drückte sie an seine Lippen, „für mich haben
Sie dieß gefühlt?“

J o h a n n e. Ja, und stärker noch, als Sie
es geschildert haben, in demselben Augenblicke,
da ich Sie sah, fühlte ich mich so voll Theilnah-
me, voll Freude, es war mir nicht anders, als
hätte ich Sie schon lange gekannt, und ein Recht
auf Ihre Freundschaft und Ihren Rath; wie in-
nig war ich entzückt, da ich vernahm, wir wer-
den Sie öfter sehen.

„Johanne! meine Johanne,“ rief Ambrosio,
„darf ich deinen Worten trauen? o sag — sag
mir's noch einmahl, daß du mich liebst.“

J o h a n n e. Ey warum soll ich das nicht
wiederhohlen, es ist gegründete Wahrheit.

Diese Worte rissen Ambrosion hin, er schloß
sie in seine Arme, und drückte glühende Küsse
auf ihren Mund. Erschrocken und betreten woll-
te Johanne ihn zurückstossen, wollte eben laut
um Hülfe rufen. Rasch sprang die Thüre ihres
Gemaches auf, und Burkard trat herein. Zwar
hatte Ambrosio, schon als er das Schloß der Thü-
re sich regen sah, Johanne loß gelassen, aber

Burkarden entging nicht was vorgefallen war. Gleichwohl war er zu flug seinen Unwillen zu äussern, er urtheilte, es würde nicht leicht seyn, den Betrüger zu entlarven, da alles so für ihn eingenommen war, und hielt es für gefährlich, ihn zum Feinde zu machen; er that daher, als wäre der ganze Vorfall seiner Aufmerksamkeit entgangen, er setzte sich ruhig nieder, und sprach von allerley mit anscheinender Zuversicht, und guter Laune. Ambrosio, dem sein Betragen Muth machte, begann sich zu fassen, er bemühte sich zu antworten, ohne verlegen zu seyn, fühlte aber nur zu deutlich, daß er sich verwirrt und ungeschickt benehme. Bald brach er sein Gespräch ab, und stand auf sich zu entfernen. Wie groß war sein Erstaunen, als Burkard ihn bey dem Abschiede sagte, daß er gezwungen sey, heute noch Prag zu verlassen, daß er zwar wiederkehren werde, nach vollendeten Geschäften, und er und seine Nichte sich freuen werden, ihn dann wieder zu sehen, bis jetzt aber der Ort, wo er hinziehe, ein Geheimniß bleiben müsse. Dieser Wink, obgleich sanft eingekleidet, war doch zu deutlich um mißverstanden zu werden: dem ohngeachtet wollte er eben Vorstellungen über die Schnelligkeit der Abreise wagen, aber Burkard hielt ihn durch einen ausdrückvollen Blick davon ab, er sah aus seinem Betragen, er sey entdeckt, nahm da-

her hastig Abschied, und begab sich [nach seiner Wohnung, das Herz voll Wuth, Bitterkeit und Unmuth.

Burkard beruhigte Johannem, die ängstlich forschte, warum und wohin diese schnelle Abreise gehe. „Mein Kind,“ sprach dieser, „forsche nicht weiter, ich werde dir noch alles entdecken, Prag zu verlassen ist nun freylich nicht leicht diese Nacht noch möglich, meine Geschäfte erlauben dieß nicht, aber wir werden es in wenigen Tagen sicher thun — bis dahin ist es nothwendig uns verborgen zu halten, eine alte Freundin von mir, die an dem entferntesten abgelegensten Theile der Stadt am jenseitigen Ufer der Moldau wohnt, wird uns beherbergen, und meine Johanne ist zu folgsam, um weiter zu forschen, oder sich nicht da streng verborgen zu halten, da ichs so wünsche.“

Sogleich wurde zusammengepackt, was nothwendig und von Werth war, der besorgte Dheim brachte zur Nachtszeit seine Richte nach dem Hause seiner Freundin, und begann erst dann wieder heiterer zu werden, als sie dort in Sicherheit waren.

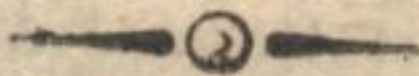
„Wo ist denn aber Richenza?“ werden die Leser fragen, sie gehört zwar nicht in den Plan der Geschichte, da wir sie aber schon einmahl nothgedrungen aufführten, so wollen wir sie auch

ihre Rolle endigen lassen. Richenza hatte Nachricht von dem Tode eines Vettern in Saaz erhalten, welcher ihr und Johannem sein kleines Vermögen vermacht hatte. Zur Uibernahme dieser Erbschaft mußte sie sogleich nach Saaz, Burkard drang selbst in diese Reisen; denn, da er wenig Vermögen besaß, hielt er jeden auch noch so kleinen Zuwachs an Vermögen für seine geliebte Nichte, für bedeutend. Richenza reiste also herzlich betrübt, und mit einigen Seufzern, die sie dem Andenken des liebenswürdigen aber unbeständigen Eberhard widmete. Sie stand in der völligen Uiberzeugung, anfangs eine gewaltige Verwirrung in seinem Herzen gemacht zu haben, da sie aber nichts mehr von ihm hörte, so muthmaßte sie, die Niedrigkeit ihrer Geburt, und die Strenge eines solchen Jugenddrachen, wofür sie sich selbst hielt, haben ihn von ferner Bekanntschaft abgehalten, oder eine andere Schönheit habe den unbeständigen Jüngling gefesselt. Was aber indessen die Ursache seines Verlustes war, er schmerzte sie sehr, vergebens bemühte sie sich, wie sie jeden versicherte, der so gefällig war, ihr sein Ohr zu leihen, sein Bild aus ihrem zu reizbaren Herzen zu reißen, sie nahm die Miene eines liebkranken Mädchens an, und trieb sie bis zum Lächerlichen. Sie stieß klägliche Seufzer aus, ging mit gefalteten Händen, ergoß sich in

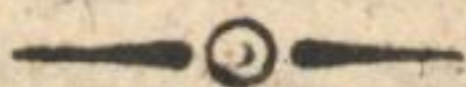
lange Monologen, und brachte gewöhnlich dieß Gespräch auf irgend eine verlassene Schöne, die an einem gebrochenen Herzen starb. Ihre feuerrothen Backen umwand jederzeit ein Weidenkranz. Jeden Abend sah man sie nach dem Mondscheine blicken, und unverhohlen äußerte sie ihre außerordentliche Bewunderung des Nachtigallengesangs:

Des Halses worin der Tauber girrt,
Und blasse Sehnsucht schmachtend irrt.

In dieser Gemüthslage mußte sie aus Prag. Burkard verlor die Geduld über ihre Thorheiten, und bemühte sich sie zur Vernunft zu bringen; aber sein guter Rath ward verworfen, und seine Schwester versicherte ihm beym Abschiede, nichts auf der Welt könne sie den treulosen Eberhard vergessen machen. Zum Glück irrte sie hierin. Ein braver junger Mann in Saas, Diener eines Wundarztes, fand ihr Vermögen hinreichend, ein eigenes Gewerbe zu errichten, und versicherte sie, dieser Bemerkung gemäß, seiner Zärtlichkeit. Richenza war nicht unerbittlich, das Feuer seiner Seufzer schmolz ihr Herz, und bald ließ sie sich erbitten, ihn zum glücklichsten der Männer zu machen. Sie meldete diese Verbindung ihrem Bruder, erhielt aber aus Gründen, die weiter unten erklärt werden, keine Antwort.



Dreyzehntes Kapitel.



Ambrosio war in seiner Wohnung angelangt. Unmuth, Beschämung über die Entdeckung seiner Schwäche, Furcht vor öffentlicher Entlarvung, machten seinen Busen zum Schauplatze der entsetzlichsten Verwirrung. Was sollte er nun beginnen? — Von Johannen verbannt, — ihre Abreise glaubte er nicht, — hatte er keine Hoffnung, sie je wieder zu sehen. Er sah seinen Ruf in der Gewalt Burkards, betrachtete ihn als seinen gefährlichsten Feind, und schwur ihm Rache. — schwur, es koste was es wolle, Johannens Liebe zu erringen. Noch tobte in ihm der Sturm der Leidenschaften, — als man sanft an seine Thür pochte. Da er vorher laut mit sich selbst gesprochen hatte, konnte er nicht verläugnet bleiben, und mußte dem Zudringlichen den Eintritt gestat-

ten. Er suchte sich zu fassen, seine Unruhe zu verbergen, und schob, da es ihm halb und halb glückte, den Kiegel zurück, öffnete die Thüre, und herein trat Mathilde.

Gerade in diesem Augenblicke hätte er wohl jeden andern Besuch lieber gesehen; er hatte nicht genug Gewalt über sich, seinen Verdruß zu verbergen, fuhr zurück, und runzelte die Stirne. „Ich habe zu thun!“ sprach er im strengen und abgebrochenem Tone, — „verlassen Sie mich.“

Mathilde, ohne sich daran zu kehren, lebte die Thüre zu, und näherte sich ihm mit sanfter, stehender Miene. „Verzeihen Sie, Ambrosio,“ sprach sie, „um Ihrer Selbst willen darf ich Ihnen nicht gehorchen. Fürchten Sie nicht daß ich Klage, nicht, Ihnen ihren Undank vorzuwerfen, komme; — ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen. Nur, weil einmahl Ihre Liebe mir nicht mehr gehören kann, erbitte ich mir das beste Geschenk noch: Ihr Zutrauen, Ihre Freundschaft. Neigungen stehen nicht in unserer Macht; die wenige Schönheit, die Sie einst an mir sahen, ist mit ihrer Reueheit verschwunden. Aber wollen Sie mich darum vermeiden? darum meinen Anblick fürchten? — Sie haben Kummer, und ich sollte ihn nicht theilen dürfen? Sie haben verfehlte Erwartungen, und ich soll Sie nicht trösten? Sie haben Wünsche, und ich soll sie nicht besrie-

befriedigen? — Darüber klage ich — nicht über Ihre Gleichgültigkeit gegen mich; die Ansprüche der Geliebten habe ich aufgegeben: aber nichts soll mich vermögen, denen der Freundin zu entsagen.“ —

Ambrosio. (ihre Hand ergreifend) Großmüthige Mathilde! wie weit erheben Sie sich über die Schwächen Ihres Geschlechtes. Ja, ich nehme ihr Erbiethen an; ich brauche Rath, ich brauche Vertrauen: in Ihnen finde ich jede Eigenschaft, deren ich bedarf. — Doch meine Wünsche zu befördern — ach Mathilde! das steht nicht in Ihrer Macht.

Mathilde. In meiner Macht steht es; aber in keines andern. Ambrosio! Ihr Geheimniß ist keins für mich; jeden Ihrer Schritte, jede Ihrer Handlungen hat mein aufmerksames Auge betrachtet. Sie lieben.

Ambrosio. Mathilde!

Mathilde. Warum wollen Sie es mir verbergen? Fürchten Sie nicht jene kleinliche Eifersucht, die fast mein ganzes Geschlecht befleckt; meine Seele verschmählt eine so verächtliche Leidenschaft. Sie lieben, Ambrosio! und die schöne Johanne ist der Gegenstand Ihrer Leidenschaft. — Sie staunen mich an? — Ich kenne jeden Umstand Ihrer Neigung: jedes Gespräch ist mir hinterbracht worden; auch den heutigen Vorfall

Blut. Gestalt.

R

weiß ich. Jetzt verzweifeln Sie an Ihrer Liebe, und ich komme, Ihre Hoffnungen zu beleben.

Ambrosio. Ach! jede Hoffnung ist vergeblich.

Mathilde. Dem Kühnen ist nichts unmöglich; verlassen Sie Sich auf mich, und noch muß alles gut gehen. Die Zeit ist gekommen, Ambrosio! da Rücksicht auf Ihre Tröstung und Ruhe mich zwingt, Ihnen einen Theil meiner Geschichte zu entdecken, die Sie noch nicht kennen. Hören Sie mich an: — Ich erzählte Ihnen einst, daß mein Vormund ein Mann von außerordentlichen Kenntnissen war; er bemühte sich, diese Kenntnisse meiner jungen Seele mitzutheilen. Unter den mancherley Wissenschaften, zu deren Erforschung ihn seine Neugierde hingerissen hatte, vernachlässigte er auch jene nicht, die bey den meisten als gottlos, bey vielen als ein Hirngespinnst betrachtet wurde: jene Künste mein' ich, die sich auf die Geisterwelt beziehen. Seine tiefen Untersuchungen über Ursachen und Wirkungen, sein unermüdeter Eifer, seine gründliche und grenzenlose Kenntniß der Eigenschaften und Kräfte jedes Edelsteins in den Klüften, jedes Krauts auf der Oberfläche der Erde, verschafften ihm endlich den Vorzug, den er so lange, so ernstlich gesucht hatte: seine Wißbegierde ward vollkommen gestillt, sein Ehrgeiz reichlich befriedigt. Er gab

den Elementen Geseze, konnte die Ordnung der Natur umkehren; sein Auge las die Beschlüsse der Zukunft, und die Geister der Hölle waren seinen Befehlen unterworfen. — Warum schaudern Sie zurück; ich verstehe diese forschende Miene: Ihre Muthmaßung ist gegründet, nicht Ihr Schrecken. Mein Vormund verbarg mir nicht seinen köstlichen Fund, und doch — hätte ich Sie nicht gesehen, nie hätte ich meiner Macht mich bedient. Gleich Ihnen schauderte mir vor dem Gedanken der Zauberinn, gleich Ihnen machte ich mir eine schreckliche Vorstellung von den Folgen der Aufforderung eines Dämons, zur Erhaltung eines Lebens, das Ihre Liebe mich schätzen lehrte, nahm ich meine Zuflucht zu Mitteln, vor deren Gebrauch ich bebte. Erinnern Sie sich noch der Nacht, die ich in den schauerlichen Grüften der Ruinen zubrachte? Dort war es, wo ich umringt von modernden Gebeinen, jene mystischen Gebräuche vorzunehmen wagte, die einen Geist der Hölle zu meiner Hülfe herbeieriefen. Denken Sie sich meine Freude, da ich meine Furcht ungegründet sah: der böse Geist gehorchte meinen Befehlen, zitterte vor meinem Zorne; und ich fand, daß mein Muth mir einen Sklaven erkaufte hatte, statt daß ich vor der Zukunft zu beben habe.

Ambrosio. Ha, Unvorsichtige! was haben Sie gethan? — Mein Mathilde! nein! — Ich liebe Johannem auf das bestigste; — aber soll die Erreichung ihrer Liebe von solchen Mitteln abhängen, so entsage ich ihr feyerlich.

Mathilde. Was wagen Sie, wenn Sie mein Erbiethen annehmen? Ich bins, die den Dienst der Hölle aufbiethen wird; mein wird also das Verbrechen, und Ihnen der Vortheil seyn. — Doch Gefahr ist nicht dabey. Der Feind der Menschen ist mein Slave, ich, sein Beherrscher. Hinweg mit diesen Schrecken! wagen Sie es glücklich zu seyn. Begleiten Sie mich diese Nacht nach den Grüften, seyn Sie Zeuge meiner Beschwörung: — und Johanne ist Ihr.

Ambrosio. O stille, Mathilde! lassen Sie ein Gespräch fallen, das nichts als Entsetzen und Abscheu erregt; — ich nehme die Dienste Ihrer Höllengeister nicht an.

Mathilde. So muß denn Johanne nie Ihre seyn: Sie sind aus Ihrer Gegenwart verbannt. Ihr Oheim Burkard weiß um Ihre Liebe; redliche Absichten traut er Ihnen nicht zu, da er ihren Stolz kennt, und weiß, daß Sie sich Johannens willen sicher nicht dem Hohngezißte der Welt preis geben würden. Noch mehr, Johanne liebt einen andern; ein Jüngling von ausgezeichnetem Verdienste besitzt ihr Herz, und

in wenigen Tagen wird sie seine Braut werden. Diesen Bericht habe ich von meinen unsichtbaren Dienern erfahren, zu denen ich meine Zuflucht nahm, da ich Ihre Gleichgültigkeit bemerkte. Diese bewachten jede ihrer Handlungen, meldeten mir alles, was bey Burkarden vorfiel: und Dank sey es dieser köstlichen Gabe! ich selbst war auf gewisse Art immer bey Ihnen.

Hey diesen Worten zog sie unter ihrem Kleide einen Spiegel vom geschliffenen Stabe hervor, dessen Rand mit seltsamen unbekanntem Charakteren bezeichnet war. „Sehen Sie Ambrosio,“ sprach sie, „trotz Ihrer Entfernung wußte ich immer, was Sie vor hatten: durch die Kräfte dieses Talismannes. Man spricht gewisse Worte: sogleich erscheint die Person darin, auf die des Beobachters Gedanken gerichtet sind. So, Ambrosio, waren Sie, ob ich gleich aus Ihren Augen verbannt war, doch stets den meinigen gegenwärtig.“

Ambrosios Begierde wurde mächtig erregt. „Was Sie erzählen, Mathilde, ist unglaublich: Sie treiben Scherz mit mir?“

„Urtheilen Sie selbst.“

Sie gab ihm den Spiegel in die Hände; Neugierde machte daß er ihn nahm, und Liebe, daß er Johannem zu sehen wünschte. Mathilde sprach die Zauberworte. Sogleich stieg ein dicker

Rauch aus den Charakteren am Rande, und verbreitete sich über die Oberfläche. Stufenweise zertheilte er sich wieder, eine verworrene Mischung von Farben und Bildern zeigte sich Ambrosion, nach und nach stellte sich alles an seinen rechten Platz, und er erblickte in Miniatur Johannens leibliche Gestalt.

Der Schauplatz war ihr Gemach, sie schlummerte, ungestört konnte sich Ambrosio an dem zauberischen Lächeln weiden, das über ihr Gesicht ausgegossen lag; sein Herz pochte laut, ein zahmer Hänfling, den sie in ihrem Gemache umher flattern ließ, flog nun herab, setzte sich auf ihren Busen, und schnäbelte sie im muthwilligen Spiele. — Johanne erwachte, sie erblickte den holden Kleinen, lächelte so zauberisch, ergriff ihn, und überdeckte ihn mit Küssen — länger konnte es Ambrosio nicht aushalten. „Ich ergebe mich, Mathilde ich folge dir, mache mit mir was du willst.“ Sie erwartete nicht die Wiederholung seiner Einwilligung. Schon war es Mitternacht, sie flog in ihr Gemach, und kam bald mit ihrem Körbchen zurück, sie ließ Ambrosion keine Zeit zu überdenken. „Kommen Sie,“ sprach sie, „folgen Sie mir, und sehen Sie die Wirkungen Ihres Entschlusses.“

Sie sprach's und zog ihn hastig fort. Unbemerk't kamen sie zu den Ruinen, der Vollmond

leuchtete ihnen helle, als sie aber die tiefen Gänge betraten, verloren sie diese Hülfe. Mathilde hatte vergessen, sich mit einer Lampe zu versehen, Ambrosios Hand in der Ihrigen, erreichte sie den eisernen Gattern, der in die Tiefe führte, sie stiegen die Marmorstufen hinab, aber die dicke Dunkelheit, die darüber lag, zwang sie langsam und vorsichtig weiter zu gehen.

„Sie zittern,“ sagte Mathilde zu ihrem Begleiter, „fürchten Sie nichts, wir sind bald zur Stelle.“ Sie erreichten nun den Fuß der Treppe, und gingen immer weiter an den Wänden hin. „Warten Sie nun ein wenig,“ sprach Mathilde, „in zwey Minuten bin ich wieder bey Ihnen.“ Sie ließ seine Hand fahren, und schnell war sie von ihm entfernt, er sah und hörte nichts, um ihn herrschte tiefe Finsterniß, und belebte die Bedenklichkeiten, die in seinen Busen wieder erwachten; der Wahnsinn eines Augenblicks hatte ihn hingerissen, die Scham seine Schrecken zu verrathen, hatte ihn bewogen, diese zu unterdrücken, so lange Mathilde jetzt bey ihm war. Jetzt, sich selbst überlassen, räumte er ihnen wieder seine vorige Gewalt ein. Er bebte vor der Scene die ihn erwartete. Wie die Täuschungen der Zauberey auf seinen Geist wirken würden, wußte er nicht, sie konnten ihm eine That abzwingen, die für ihn von den verderblichsten Folgen seyn

könnte. Gerne wäre er nun zurück gekehrt, aber da er durch unzählige Höhlen und Krümmungen gekommen war, hatte er keine Hoffnung, wieder die Treppe zu erreichen. Daher bekämpfte er mit Macht seine Furcht, rief jeden Vernunftschluß zu Hülfe, um den Austritt der Prüfung standhaft auszuhalten. Johanne erwog er, würde die Belohnung seiner Kühnheit seyn. Er erinnerte sich, daß er nie in die Gewalt böser Geister gelangen könne, wenn er nicht selbst einen förmlichen Vertrag errichte, und dieß nicht zu thun, war er vollkommen entschlossen, was man auch für Drohungen anwende, was man auch für Belohnungen ihm anbiethen würde.

Dieß beschäftigte seine Gedanken, während er auf Mathilden wartete. Jetzt vernahm er ein leises Murmeln in nicht allzu weiter Entfernung. Er staunte — er horchte. Einige Minuten war es still, dann ging das Murmeln wieder an. Es schien als wimmere jemand vor Schmerz. In irgend einer andern Lage hätte dieser Umstand bloß seine Aufmerksamkeit und Neugierde erregt, jetzt war seine beherrschende Empfindung Schrecken: da seine Fantasie voller Ideen von Zauberbildern war, so wählte er, ein unruhiger Geist irre um ihn her, oder Mathilde sey etwa ihrem Vorwize zum Opfer gefallen, und sterbe unter den grausamen Klauen des Satans. Das Ge-

räusch schien sich nicht zu nähern, aber immerfort ließ es sich von Zeit zu Zeit hören, bisweilen wurde es vernähmlicher, wahrscheinlich — je nachdem die Leiden der stöhnenden Person schwerer und unerträglicher wurden. Ambrosio glaubte dann und wann Laute zu unterscheiden, einmal unter andern war er fast überzeugt eine schwache Stimme ausrufen zu hören:

„O Gott, o Gott! keine Hoffnung! keine Hilfe!“ Noch tiefes Ächzen folgte diesen Worten, stufenweise starb es hin, und allgemeine Stille herrschte wieder.

Was kann dieß bedeuten? dachte Ambrosio, der kaum noch bey sich war.

In diesem Augenblicke blitzte ein Gedanke durch seine Seele, der ihn fast vor Entsetzen versteinerte. Es schauderte ihm vor ihm selbst, „Wärs möglich,“ stöhnte er unwillkürlich, — „wärs möglich, o was bin ich für ein Ungeheuer!“

Er wünschte seinen Zweifel aufzulösen, und seinen Fehler wieder gut zu machen, wenn es nicht schon zu spät wäre. Doch bald zerstreute Mathildens Rückkunft diese edelmüthigen und mitleidigen Gefühle. Er vergaß die Leidende, und sah nur die Gefahr und Angst seiner eigenen Lage. Mit einem trüben Dämmerlichte färbte der Schein einer brennenden Lampe, die Ma-

hilde trug, die massiven Säulen, die das Gewölbe stützten, aber sie war zu schwach, das dicke Dunkel zu zertheilen, worin der obere Raum begraben war. Ambrosio staunte Mathilden an, sie hatte ihre gewöhnliche Kleidung abgelegt, jetzt war sie in einem langen schwarzen Rocke gekleidet, auf den eine Menge unbekannter Charaktere in Gold gestickt waren, und den ein Gürtel von Edelsteinen, in dem ein Dolch steckte, zusammenhielt. Hals und Arme waren unbedeckt, in der Hand trug sie einen goldenen Stab, ihr langes Haar flog wild um ihre Schultern, ihre Augen funkelten im schreckenden Ausdrucke, und ihr ganzer Anstand mußte dem Zuschauer Scheu und Bewunderung einflößen.

„Folge mir,“ sprach sie zu Ambrosio mit tiefer feyerlicher Stimme, „alles ist bereitet.“

Seine Knie zitterten, indem er gehorchte. Sie führte ihn durch verschiedene enge Gänge, die sich hier gleich einem Labyrinth durchkreuzten, überall wo sie durchkamen, zeigten die Strahlen der Lampe nur die empörendsten Gegenstände, Schädel, Gebeine und Bilder, deren Augen mit Entsetzen und Erstaunen sie anzustarren schienen. Endlich erreichten sie eine geräumige Höhle, zu deren hohen Decke das Auge umsonst sich empor zu schwingen suchte; eine tiefe Dunkelheit schwebte durch die Leere; feuchte

Dünste schlugen kalt an Ambrosios Herz, und traurig lauschte er dem Windzuge, der durch die einsamen Gewölber heulte. Seine Wangen und Lippen hatten die Furcht entfärbt. Durch einen Blick voll Born und Verachtung warf ihm Mathilde seine Kleinmuth vor, aber ohne zu sprechen. Sie setzte die Lampe auf den Boden neben das Korbchen, deutete ihm zu schweigen, und begann ihre Ceremonien. Einen Kreis zog sie um ihn, einen um sich selbst, nahm ein kleines Fläschgen aus dem Korbe, und goß einige Tropfen auf die Erde. Nun bog sie sich über die Stelle, murmelte einige unverständliche Ausdrücke, und sogleich stieg eine bleiche schweflichte Flamme aus dem Boden, sie nahm stufenweise zu, und breitete sich zuletzt in Wellen über die ganze Fläche, die Kreise allein ausgenommen, worin Mathilde und Ambrosio standen; jetzt erklimmte sie die hohen Säulen von unbehauenem Steine, schlüpfte an der Decke hin, und wandelte die Höhle in einen unermesslichen, blauen, zitternden Feuerball um. Er strömte keine Hitze aus, im Gegentheile schien der außerordentliche Frost des Orts mit jedem Momente zuzunehmen.

Mathilde setzte ihre Beschwörungen fort, zu Zeiten nahm sie verschiedene Dinge aus dem Korbe, den Namen und der Beschaffenheit nach Ambrosion unbekannt, worynter er jedoch drey Men-

schenfinger erkannte, die sie in Stücken riß, und den verzehrenden Flammen übergab.

Ambrosio betrachtete seine Begleiterinn mit ängstlicher Neugierde, plötzlich stieß sie einen lauten und durchdringenden Schrey aus, ein Anfall von Wahnsinn schien sie ergriffen zu haben; sie raufte ihr Haar, schlug sich vor die Brust, fiel in die wildesten Stellungen, und trieb sich den Dolch, den sie aus ihrem Gürtel zog, in den linken Arm. Das Blut strömte heraus; da sie am Rande des Kreises stand, streckte sie den Arm aus, damit das Blut an die Außenseite hinfiel. Die Flammen zogen sich von der Stelle zurück, die das Blut benetzten. Dichte Wolken thürmten sich langsam von der blutigen Erde auf, und stiegen nach und nach bis zur Decke der Höhle empor. Zu gleicher Zeit ließ sich ein Donnerschlag hören, das Echo hallte fürchterlich in den unterirdischen Gängen wider, und der Boden bebte unter der Zauberinn Füßen.

Jetzt gereute Ambrosion seine Kühnheit. Die feyerliche Seltsamkeit der Beschwörung hatte ihn auf irgend etwas Außerordentliches und Schreckliches vorbereitet. Voll Furcht erwartete er die Erscheinung eines Geistes, der sich durch Donner und Erdbeben anmeldete. Wild sah er um sich her, und meinte, sein Aug werde auf einen Anblick voll Entsetzen treffen, der ihn so

gleich von Sinnen brächte. Ein kalter Schauer ergriff seinen Körper, und unfähig seinen Körper aufrecht zu erhalten, sank er auf seine Knie.

„Er kömmt!“ rief Mathilde im freudigen Tone.

Ambrosio schreckte zusammen, und erwartete voll Furcht den Dämon. Wie groß war sein Erstaunen, als jetzt der volle Chor einer melodischen Musik, dem Rollen des Donners folgte, und in sein Ohr tönte. In demselben Augenblicke zerran die Wolke, und er sah eine Gestalt, schöner als je die Fantasie sie mahlen konnte. Sie glich einem Jünglinge, von kaum achtzehn Jahren, er war völlig nackend, ein heller Stern glänzte auf seiner Stirne, zwey rosenrothe Flügel sproßten auf seinen Schultern, und seine wälenden Locken waren mit hellschimmernden Edelsteinen durchflochten. Diamantne Ringe umspannten seine Arme und Beine, und in seiner Hand hielt er einen in Silber gearbeiteten Rosenzweig. Wölkchen von rosenfarbenem Lichte umgaben ihn, und bey seiner Erscheinung hauchte ein erquickendes Lüstchen Wohlgeruch durch die Höhle. Entzückt über ein so unerwartetes Gesicht, starrte Ambrosio den Geist mit Wonne und Bewunderung an. Aber trotz der schönen Gestalt, mahlte sich etwas wildes in des Dämons Auge, daß den gefallenen Engel verrieth,

und Schauer erweckte. Die Musik verkümmerte, Mathilde redete den Geist an, sie bediente sich einer Ambrosion unbekanntem Sprache, in der sie auch Antwort erhielt. Sie schien auf etwas zu dringen, dessen sich der Dämon weigerte, dieser warf oft zornige Blicke auf Ambrosion, dessen Muth dann ganz dahin war. Mathilde nahm jetzt eine entrüstete Miene an, sprach in einem lauten und gebietherischen Tone, und ihre Bewegungen zeigten, daß sie ihm mit Rache drohe. Dieß that Wirkung, der Geist fiel auf die Knie, und überreichte ihr mit demüthigem Anstande den Rosenzweig. Kaum hatte sie diesen, so ließ sich die Musik von neuem hören, eine dicke Wolke verhüllte die Erscheinung, die blauen Flammen verschwanden, und tiefes Dunkel herrschte in der Höhle. Ambrosio rührte sich nicht von der Stelle, alle seine Seelenkräfte waren von Vergnügen, Furcht und Erstannen gefesselt. Endlich da die Finsterniß sich zertheilte, erblickte er Mathilden neben sich in ihrer gewöhnlichen Kleidung, den Rosenzweig in der Hand. Von der Beschwörung bleiben keine Spuren, und die Gewölber wurden nun, wie ehemals von den schwachen Strahlen der Lampe erhellt, die Mathilde, Ambrosio wußte nicht woher, bekommen hatte.

„Es ist mir gelungen,“ sprach Mathilde, ob schon mit mehr Schwierigkeit als ich anfangs

erwartete. Der Geist, den ich herbey rief, weigerte sich erst meinen Geböthen zu gehorchen, und ich mußte seine Unterwerfung durch meine mächtigsten Zaubermittel erwirken, dagegen habe ich versprechen müssen, nie wieder seine Hülfe für dich zu fordern, bediene dich also mit Klugheit einer Gelegenheit, die nie wieder kehren wird; meine Zauberkünste nützen dir hinfort nichts mehr, du hast keine Hoffnung mehr auf übernatürlichen Beystand, wenn du nicht selbst die Geister der Hölle anrufst, und die Bedingungen ihres Dienstes annimmst. Dieß aber wirst du nie, denn ich sage es dir aufrichtig, dir fehlt die Stärke der Seele die sie zum Gehorsame zwingt, und sie werden nicht deine freywillige Diener seyn, wofern du nicht den festgesetzten Preis bezahlst; dieß einzigemahl wollen sie dir gehorchen. Hier hast du ein Mittel deine Liebe zu begünstigen, hütthe dich aber die Gelegenheit zu verlieren. Sieh diesen künstlichen Rosenzweig, nimm ihn in die Hand, so wird jede Thüre vor dir aufstiegen. Morgen Nacht wird er dich sicher den Weg leiten, wo sich Johanne nun aufhältet, und dir ihr Haus öffnen, hauche dann dreyemahl darauf, und berühre sie damit, so wird sogleich ein todtenähnlicher Schlummer auf sie herabsinken, leicht kannst du sie dann auf deine Schultern laden, ich werde ausser dem Hause deiner mit Rossen harren, und

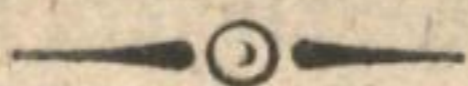
entführe sie sicher, da sie dir Burkard nicht zum Weibe geben will. In diesen Grüften hier kann sie unentdeckt leben — doch komme nun — komme, die Nacht muß bald vorüber seyn, damit wir unentdeckt nach deiner Wohnung gelangen können.

Ambrosio nahm den Talisman mit stiller Dankbarkeit, seine Ideen waren durch die Ereignisse dieser Nacht zu verwirrt, um sich schicklich auszudrücken, ja sogar um den ganzen Werth seines Geschenkes fühlen zu können. Mathilde ergriff Lampe und Körbchen, und führte ihren Gefährten aus der geheimnißreichen Höhle. Als sie aus den Grüften traten bewillkommten sie die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, sie eilten unbemerkt durch den Garten nach ihren Gemächern. Jetzt begann Ambrosios Verwirrung sich zu legen, er betrachtete bey dem Nachsinnen über die Kräfte des Rosenzweigs Johannes schon in seiner Gewalt, da sie Burkard ihm versagte, und freute sich über den glücklichen Ausgang seiner Unternehmung.



Bier.

Vierzehntes Kapitel.



Der arme Bernard war indessen untröstlich über den Verlust seiner geliebten Bertha. Die vergebene Mühe seiner Freunde, sie ausfindig zu machen, betrübt sein Herz und diese Betrübniß des Herzens schwächte seines Körpers Kräfte. Er sank in eine zunehmende Schwäche, und war endlich gezwungen das Lager zu hütten. Vergebens war der Trost seiner Freunde. Täglich versicherte man ihn, man habe neue Erkundigungen über Berthas Schicksal angestellt, man erfann Geschichten von den mancherley Versuchen, und führte Umstände an, die zwar nicht unbedingt den Vorschein der Unglücklichen versprachen, aber doch wenigstens die Hoffnung dazu aufrecht erhielten — aber ach diese Täuschung nützte wenig, jedesmahl wenn Bernard hörte, einer dieser Versuche sey mißglückt, verfiel er in desto heftigere Schwermuth.

Blut. Gestalt.

S

Theodor war der einzige, der sich wirklich bemühte, es am Diensteifer für seinen Herrn allen zuvorzuthun. Unaufhörlich hatte der schlaue Knabe Entwürfe in den Klöstern eine Nachricht von der verlorenen Bertha zu erhalten; wenn er seinen Herrn verließ, geschah es gewiß nur um einen dieser Anschläge auszuführen. Gleich einem zweyten Proteus veränderte er jeden Tag seine Gestalt, aber alle seine Verwandlungen halfen ihm wenig. Immer kam er zurück ohne einer Nachricht fähig seines Herrn Hoffnung zu bestätigen. Eines Tages fiels ihm ein, sich als einen Bettler zu verlarven, er legte ein Pflaster über sein linkes Auge, nahm seine Cither in die Hand, und eilte damit nach Ambrosios Wohnung.

„Ist Bertha dort versperret,“ dachte er, „und hört sie meine Stimme, so wird sie sich ihrer erinnern und vielleicht Mittel ersinnen, mich ihre Gegenwart wissen zu lassen.“ Er eilte ausser der Stadt in die Nähe des Hauses — da ging er lange forschend umher, bis er endlich an den Hintertheil desselben gelangte, der an den Ruinen des Pallasts lag. — Theodorn machten diese Ruinen aufmerksam, er wagte es sie zu betreten, und staunte über die vielfachen Krümmungen der Gänge die sich seinen Augen darbothen; ein geheimer Schauer bemächtigte sich zugleich seiner jungen Seele, und er trat wieder zurück. Als er

herauskam sah er gerade die Öffnung vor sich, die in der Gartenmauer Ambrosios war, und eine sonderbare Idee bemächtigte seiner. — „Warum,“ dachte er, „läßt man diese Öffnung der Mauer nicht verwahren, da sich leicht Diebe und Räuber in den Ruinen verbergen, und von da ungehalten in das Innere des Hauses kommen könnten? sollte dieß den so ganz ohne Ursache seyn? sollte nicht da eine geheime Absicht zum Grunde liegen, und man sich dieser Öffnung bediene, aus dem Hause in die Ruinen zu kommen?“ Er schlich näher, und sah deutlich an dem niedergebeugten Grase, daß hier noch nicht lange Menschen gewandelt haben müssen, — er entdeckte einen Streif von Bluttröpfen, die aus dem Gewölbe nach den Garten gingen, und von Mathilden bey der Beschwörung verwundeten Hand herabträufelten. Er blieb nachdenkend stehen. Endlich erinnerte er sich aber, daß man hier Verdacht auf ihn werfen könne, er verließ die Stelle, und schritt in den Garten bis zu einem kleinen Pförtlein, vor dem er stehen blieb, und seine Cithar anstimmte — bald sah er sich bemerkt, eine weibliche Figur zeigte sich eben am vergitterten Fenster, und horchte seines Gesanges — Theodor erinnerte sich einiger Lieder die er ehemals auf Lindenberg gesungen hatte, — er wiederholte sie nun mit lauter Stimme. Eben

blickte er hinauf nach dem Mädchen an Fenster, als diese den Finger auf den Mund legte, ihn schweigen hieß, und verschwand. — Was sollte er nun thun, er schwieg, er wartete lange, es ließ sich nichts sehen — er begann einzeln seine Saiten zu rühren, es ließ sich nichts sehen — jetzt aber glaubte er einen leisen Fußtritt zu hören, er horchte an der Thüre, es kam näher, man schob leise am Riegel, und öffnete kaum Handbreit das Thürlein; — „Kind,“ sprach eine weibliche Stimme — „komm heute Nacht wieder, ich will dir einen Lohn für deine Mühe reichen, jetzt aber entferne dich — man liebt hier dein Instrument nicht.“ Das Thürlein wurde zugemacht, und stille war alles.

„Komme heute Nacht wieder,“ wiederholte Theodor, „man wird dir deinen Lohn reichen,“ — daß hätte man ja gleich thun können, oder mich ohne Lohn fortlassen, — dahinter steckt ein Geheimniß, — also fort Theodor — und auf die Nacht wieder an deinen Posten. Voll Erwartung — voll Begierde — harrte er des sinkenden Tages — lief wohl hundertmahl hinaus, die Sonne zu beobachten, und wenn ihn Bernards Freunde darum fragten, legte er Geheimnißvoll den Finger auf den Mund, und gab sich eine wichtige Miene. Sein neues Abenteuer be-

schäftigte seine Sinne so sehr, daß er zu gar nichts zu gebrauchen war, alles verkehrt that, auf alle Fragen nur halb und unbestimmt antwortete. Endlich und endlich brach die Nacht heran, ihr erster Schatten senkte sich noch kaum auf die Erde, und schon sack Theodor in seinem Bettlerkittel, bestete sein Pflaster aufs Auge, und flog aus dem Hause. Er kam, da es noch nicht vollends Dunkel war, bey Ambrosios Wohnung an, aber er merkte wohl, daß er zu früh gekommen war. Für seine geheime Bestellung war es noch zu lebhaft im Hause, die Gemächer waren alle erleuchtet. Unmuthig, daß nicht alle Leute, solche Begierde zu Schlafen, wie er zur Bestehung seines Abenteuers fühlte, warf er sich ins Gebüsch hin, und überließ sich seinen mannigfaltigen Gedanken. Es ward allmählich nächtlicher um ihn, eine kühle Nachtlust strich seine Wangen vorüber, kein Sternchen leuchtete am Himmel, ein geheimer Schauer schien sich Theodors Herz zu bemächtigen, aber er widerstand nach Kräften. Sein jugendliches Herz, mit allem Feuer lebhaften Muthes belebt, kämpfte stark wieder die Empfindungen der Furcht. Endlich wurde es auch in Ambrosions Hause allmählich dunkler, bald brannte nur mehr ein einziges Lichtchen. Theodor bestete seine Blicke starr darauf, er er-

hob sich aus dem Grase, nahm seine Cither zu sich, und jetzt verlösch auch dieser letzte Schein, und im tiefen Dunkel lag das ganze Gebäude. Leise schlich nun der Knabe nach dem kleinen Pförtchen, aber wie er nun seine Anwesenheit bekannt machen sollte, wußte er nicht, da man seine Musik nicht gerne zu hören schien, er wartete lange, es zeigte sich nichts, endlich wagte er es doch, einzelne leise Töne hören zu lassen. — Jetzt rauschte es neben ihm am Fenster, Theodor konnte nichts ausnehmen, weil es außerordentlich finster war, — er verließ sich also aufs Gehör. — „Bist du es Theodor,“ fragte jetzt eine ihm unbekannte Stimme. — „Theodor:“ wiederholte er bey sich selbst, „man thut hier sehr bekannt — soll ich mich zu erkennen geben?“ „Bist du es?“ fragte jetzt die Stimme wieder, — „der arme Betteljunge ist da,“ antwortete er eben so leise. — „So harre meiner!“ und stille war abermahl alles. Jetzt hörte er leise einen Fußtritt über eine Treppe schleichen, es rauschte mit der Hand an den Thürlein, als suchte es den Riegel; dieser wich, und man öffnete es, eine Hand streckte sich heraus, — „hier hast du deinen Lohn,“ sprach sie, und ließ etwas schweres zu Theodors Füßen fallen; rasch schloß sich das Thürlein, und alles war wieder stille und verschwunden. Theoder wußte nicht, wie

ihm geschah, er bückte sich, griff umher, und entdeckte endlich ein Stück Holz, das zu seinen Füßen lag. Alle seine Hoffnung schwand. „Man halt mich zum Narren,“ sprach er unwillig, und wollte schon in jugendlicher Hitze das Stück Holz nach dem Fenster hinauf werfen, um den milden Geber für seinen Schwang durch das Einschlagen einiger Scheiben zu belohnen, als er sich eines andern besann, das Holz unter seinem Kittel steckte, und davon eilte. Kaum war er hundert Schritte vom Hause entfernt, so vernahm er das laute Schnauben und Trappen wilder Rosse. Es kam näher. Theodor legte sich der Länge nach auf dem Boden hin, um nicht bemerkt zu werden, hart neben ihn vorbey trabten zwey Reuter, sie sprengten den Ruinen zu, dort sprangen sie von den Rossen. Theodor ward zu furchtsam geworden ihnen nachzuschleichen, er sah wie sie sich unter dem Steinwerke verloren, und eilte so schnell er konnte aus der Gegend fort. Matt und erschöpft kam er nach Bernards Wohnung, der Diener der ihn einließ wunderte sich über sein langes Aussehenbleiben. Theodor aber eilte in sein Gemach, und warf den Kittel von sich; jetzt erinnerte ihn erst der schwere Fall des Holzes daran, denn von Furcht bemeistert hatte er es mit sich fortgeschleppt, ohne mehr daran zu denken. „Mich friert,“ sprach er, „es kann mir dienen

mich zu erwärmen. Er brachte Licht zum Kamin, und besah nun die milde Gabe, die er erhalten hatte. Drey Einschnitte, die mit einem Messer daran gemacht worden waren, machten ihn aufmerksam. Er glaubte eine Öffnung daran zu erkennen, versucht es, und das Holz sprang auseinander, ein kleiner Zettel fiel heraus. Wie der Habicht auf eine Taube fiel nun Theodor darüber her, er öffnete es, und las folgende Worte:

„An Ritter Bernard von Sonden!“

„Ich habe Ihren Diener Theodor erkannt, und wage es Ihnen diese wenigen Zeilen zu schreiben. Suchen Sie sich vom General Wallenstein einen Verhaftbefehl für meine Person, und die Baroninn Linden-berg zu erwirken, doch machen sie erst die kommende Nacht davon Gebrauch, sonst würden sie die Baroninn nicht antreffen. Hüthen Sie sich, daß Ihre Absicht vorher nicht bekannt werde, sollte eine Sylbe davon der Baroninn Verdacht erregen, so werden Sie nie mehr von mir hören, sind Sie vorsichtig, so lieb Ihnen Berthas Andenken, und der Wunsch ist, ihre Mörder zu bestrafen.

Brigitta.“

Theodor, der nur den Namen Bertha darin mit Aufmerksamkeit faßte, alles übrige mit

Leichtsinn überging, eilte sogleich mit diesem Zettel zu seinem Herrn, und reichte es ihm voll Freuden dar. Aber Bernard las kaum die letzten Zeilen, als er ohne Sinn und Bewegung auf sein Lager zurück fiel. Die Hoffnung verschwand, die bis dahin sein Daseyn aufrecht erhalten hatte, und nur zu gewiß überführten ihn diese Zeilen, Bertha sey nicht mehr. Eben waren Raimund und Eberhard bey ihm, es gelang ihnen schwer, Bernarden wieder zu sich zu bringen. Sobald er sprechen konnte, brach er in Berwünschungen gegen die Mörder seiner Geliebten aus, und gelobte ihnen die ausgezeichnetste Rache. Im ohnmächtigen Muth fuhr er fort zu stürmen und sich zu martern, bis sein Körper durch Gram und Krankheit geschwächt, es nicht länger aushalten konnte, und er in Unempfindlichkeit zurück sank. Seine traurige Lage rührte Raimunden innig, er versprach statt Bernarden den Verhaftsbefehl beym Wallenstein zu erwirken, eilte sogleich hin und erhielt ihn wirklich, nebst der Erlaubniß einen Trupp wohl bewaffnete Knechte mit sich nehmen zu dürfen. Raimund freute sich innig, ohne zu ahnden, was während dem mit Johannes vorgefallen war.

Von Mathildens höllischem Beystande unterstützt, hatte Ambrosio Johannens Unglück beschlossen. Matt und von seiner abzehrenden Krank-

heit mehr als gewöhnlich befallen, war ihr der alte redliche Burkard nach dem Hause seiner Freundin gefolgt, dort mußte er sich sogleich zu Bette begeben. Johanne saß theilnehmend neben ihm und weinte. Sie wollte diese Nacht nicht von seinem Lager weichen, aber Burkard wollte ihr nicht unnöthig den Schlaf rauben; er drang heftig in sie, sich zur Ruhe zu begeben. Johanne gehorchte, bey dem letzten Kuße fühlte sie wie eine ungewöhnliche Trostlosigkeit sich in ihren Busen senkte, sie fühlte sich so beklommen bey dem Abschiede, und eine geheime Ahndung sagte ihr, sie würden sich nie wieder sehen. Burkard versuchte sie von dieser kindischen Furcht abzubringen, er schalt sie sanft darüber, daß sie eine so ungegründete Traurigkeit nähre, und zeigte ihr, wie gefährlich es sey, solchen Ideen nach zu hängen. Auf alle seine Ermahnungen erhielt er keine andere Antwort, als: „Oheim, Oheim, wollte Gott es wäre morgen.“ Sie verließ endlich ungerne und betrübt sein Zimmer, und heftete mit schwermüthigen Blicken ihre Augen auf ihn, bis die Thüre sich schloß, dann ging sie in die ihr angewiesene Kammer, das Herz voll Bitterkeit. Es dünkte sie, alle ihre Aussichten seyen mit Nacht umhüllt, und die Welt enthalte nichts, warum es der Mühe zu leben lohne. Sie sank in einen Sessel, stützte den Kopf auf ihren Arm, und

starrte mit leeren Blicken den Boden an, während die trübsten Bilder ihrer Fantasie vorschwebten. Endlich ermahnte sie sich, der Schlaf nahte, sie eilte zu Bette, und bald befreyte sie tiefer Schlummer von ihrem Schrecken und Befürchtungen,

Fast war es zwey Uhr, eh Ambrosio und Mathilde, geführt von dem Rosenzweige, der einen schmalen Lichtstreif vor sich her warf, ihn immer dahin lenkte, wo der Weg zu Johannens Wohnung führte, am Hause anlangten. Hier hielt nun Mathilde mit den Rossen, Ambrosio nahte sich der Thüre, hier stand er still und zögerte einen Augenblick. Er erwog die Abscheulichkeit seines Unternehmens, die Folgen einer Entdeckung und die Wahrscheinlichkeit, daß Bursard, nachdem was bereits vorgefallen war, bey dem Verluste seiner Richte allen Verdacht der Entführung auf ihn werfen würde. Auf der andern Seite sagte er sich, „mehr als Verdacht könne er nicht äußern, Beweise seiner Schuld werden sich nicht auffinden lassen, es werde unmöglich scheinen, daß er bey verschlossenen Thüren und ohne Geräusch Johannens entführt habe.“ Endlich glaubte er auch seinen Ruf zu fest gegründet, um von den leeren Beschuldigungen eines alten Mannes erschüttert zu werden. Letzterer Schluß war durchaus falsch, er wußte nicht wie

unsicher der Ruf des öffentlichen Beyfalls ist, und wie ein Moment hinreicht, den heute zum Abscheu der Welt zu machen, der gestern ihr Abgott war. Alles wohl überlegt beschloß er in seinem Unternehmen fort zu fahren. Er stieg die Stufen vor dem Hause hinan, kaum berührte er mit dem silbernen Rosenzweige die Thüre, so flog sie auf und ließ ihm den Eingang frey, hinter ihm schloß sie sich von sich selbst.

Von dem schwachen Lichtstreife des Zweigs geleitet stieg er die Treppe langsam und vorsichtig hinauf. Besorgt und ängstlich sah er sich jeden Augenblick um. Jeder Schatten schien ihm ein Kundschafter, jedes Murmeln der Nachtlust eine Stimme. Das Bewußtseyn seines strafbaren Vorhabens fiel auf sein Herz, und machte es furchtsamer als das eines Weibes; doch ging er immer weiter, er erreichte Johannens Kammerthüre, hier stand er stille und horchte, alles inwendig war stille. Überzeugt sie ruhe, wagte er es den Drücker aufzuheben, die Thüre war verschlossen, und widerstand seinen Bemühungen, aber kaum berührte er sie mit dem Talismanne, so schob sich der Riegel zurück. Johanne schlummerte sanft und fest, behuthsam schlich Ambrosio näher, er sorgte daß keine Diele unter seinen Füßen krachen mögen, und hielt den Athem ein, bis er vor dem Lager stand. Seine erste Sorge

war nun die magische Ceremonie, die ihn Mathilde gelehrt hatte, er hauchte drey Male auf den silbernen Rosenzweig, sprach Johannens Namen darüber, und legte ihn auf ihr Küssen. Die Wirkungen die der Zweig schon hervorgebracht hatte, ließen ihm keinen Zweifel an dessen Macht übrig. Einige Augenblicke verschlangen seine trunkenen Augen das reizende Bild der schlummernden Schönheit, aber er ermahnte sich, daß diese Betrachtung seine Absicht wenig befördern würde, er beschloß also mit seiner Bürde zu eilen und sie in Sicherheit zu bringen; doch konnte er sich nicht enthalten, einen Kuß auf ihre Lippen zu drücken, die halb offen zum Kusse luden, er wagte es, und die Wirkung des Zweiges war unkenntlich. „O nur einen Kuß noch, nur einen,“ rief er und beugte sich zu ihr hinab. „Gütiger Gott,“ rief jetzt eine Stimme hinter ihm, „trüg ich mich nicht? ist dieß kein Blendwerk.“

Schrecken, Verwirrung, Unmuth drangen mit diesen Worten in Ambrosios Herz, er schrak zusammen und kehrte sich um, der alte Burfard stand an der Kammerthüre, und warf auf Ambrosio Blicke des Abscheues und des Erstaunens.

Ein fürchterlicher Traum hatte ihm Johann am Rande eines Abgrundes gezeigt: er sah sie zitternd am Absturze: jeder Moment schien mit

ihrem Falle zu drohen, und Johanne schrie jammernd: „Zu Hülfe, Oheim! noch einen Augenblick, — und es ist zu spät.“ — Burkard erwachte voll Schrecken; die Vision hatte auf sein Gemüth einen zu tiefen Eindruck gemacht; er konnte nicht ruhen, bis er seine Nichte in Sicherheit wußte; er sprang aus dem Bette, warf ein leichtes Nachtkleid um sich, und schleppte von Krankheit und Fieberkälte entkräftet, den matten Körper nach ihrem Gemache. Ambrosio's Beschämung, und Burkards Staunen schien beyde zu Bildsäulen versteinert zu haben. Stillschweigend starrten sie einander an. Der Alte war der erste, der wieder zu sich kam.

„Es ist kein Traum!“ rief er, „und Ambrosio steht wirklich vor mir; den Mann, den alles seiner Strenge gegen Leidenschaften wegen schätzt, finde ich in der Mitte der Nacht am Lager meiner Nichte. — O du heuchlerisches Ungeheuer! längst argwöhnte ich deine Absichten, aber das Mitleid menschlicher Gebrechlichkeit bewog mich, deiner zu schonen. Hinsfort würde Schweigen Verbrechen seyn; die ganze Stadt erfahre deine Bosheit — dich Elenden will ich schrecklich entlarven.“ Bläß und verwirrt stand vor ihm zitternd der überraschte Bösewicht; gerne hätte er sein Vergehen verkleinert, aber umsonst haschte er nach einer Rechtfertigung. Nichts konnte er

herausbringen als abgerissene Worte und Entschuldigungen, die einander widersprachen. Burkards Zorn war zu gerecht, er konnte ihm nicht die Verzeihung gewähren, um die er flehte. Er schwur, alle Nachbarn aufzuwecken, und ihn allen künftigen Heuchlern zur Warnung aufzustellen. Hierauf eilte er zu Johanne, rief ihr, zu erwachen, nahm sie beym Arme, da das Rufen nichts half, und hob sie mit Gewalt in die Höhe. Der Zauber wirkte zu mächtig: Johanne blieb ohne Empfindung, und sank zurück, so wie Burkard sie los ließ.

„Dieser Schlummer kann nicht natürlich seyn,“ schrie Burkard voll Erstaunen, und höher stieg mit jedem Augenblicke seine Entrüstung, „hierunter steckt ein Geheimniß; — aber zittere, Heuchler! bald sollen alle deine Thaten offenbar werden. Zu Hülfe! zu Hülfe!“

„Nur einen Augenblick Gehör!“ rief Ambrosio, den die dringende Gefahr wieder zu sich brachte. „Ich schwöre hoch und theuer, Ihre Richte nicht mehr zu beunruhigen. Verzeihen Sie meine Übertretung; schenken Sie mir die Schmach einer Entdeckung, und lassen Sie mich ungehindert wieder fort. O aus Gnade gewähren Sie mir diese Bitte, ich verspreche nicht nur, daß Johanne in Zukunft vor mir sicher seyn soll, sondern auch daß mein ganzes übriges Leben —“

Burkard unterbrach ihn hastig. „Johanne sicher vor dir? ich will sie sicher stellen. Nein, nein, — deine Bosheit soll entschleyert werden, — ganz Prag soll sich vor deiner Heuchelei und Bosheit entsetzen. He! zu Hülfe! zu Hülfe!“ Während er dieß sagte, fiel Ambrosio'n die Erinnerung von Bertha aufs Herz. So hatte sie ihn um Erbarmen angefleht, und so hatte er ihre Bitte abgewiesen. Jetzt war an ihm die Reihe zu leiden, und er mußte gestehen, seine Strafe sey gerecht. Indessen fuhr Burkard fort um Hülfe zu rufen, aber seine Stimme war so vomorne erstickt, daß man ihn so leicht nicht hören konnte, da alles im Hause im tiefen Schlafe lag. Ambrosio versuchte daher zu entweichen, aber Burkard ereilte ihn noch, ehe er die Thüre öffnen konnte.

„Keinen Versuch zu entfliehen!“ rief er, „dieß Gemach verlässest du nicht ohne Zeugen deiner That.“ — Ambrosios Gefahr wurde immer dringender. Jetzt erinnerte er sich, zur Vorsicht einen Dolch zu sich genommen zu haben; er hoffte den Alten durch dessen Anblick zu schrecken. Schnell zuckte er ihn: „Du bist des Todes!“ rief er, „bey dem ersten Laute, den du noch von dir gibst!“ Burkard kannte sich vor Wuth nicht; seine Schwäche vergessend, stürzte er gleich einem Rasenden auf Ambrosio'n, strauchelte, — ach! und fiel in
 dessen

dessen vorgehaltenen Dolch. Der Stahl traf sein Herz; — ohne Laut sank er zu Boden.

Raum sank Burkard, als kalter Thau des Entsetzens Ambrosios Glieder badete. Er hatte keine Lust mehr, von dieser That Vortheil zu ziehen. Johanne schien ihm jetzt ein Gegenstand des Abscheus. Todtenkälte hatte jetzt die Stelle jener Wärme eingenommen, die in seinem Busen glühte; er suchte aus dem Gemache zu eilen, und wand seinen Blick vom blutenden Leichname. Von der Furcht verstört, währte er, Legionen von Gespenster setzten sich seiner Flucht entgegen; wohin er sich wandte, schien der Leichnam ihm im Wege zu liegen; es währte lange, ehe er nur die Thüre erreichte. Jetzt stürzte er sich ins Freye; — Mathilde harrete seiner; — ohne zu sprechen schwang er sich aufs Ross. Vergebens forschte Mathilde, Ambrosio konnte nicht antworten; er glich einem Gespenste: bleich und verwirrt; seine Glieder bebten, seine Augen rollten wild und leblos umher; er spornte das Ross daß die Funken stoben, und jagte gleich dem Sturmwinde, mit lautem Brausen des Rosses von dannen.

Endlich als sie in Ambrosio's Wohnung angekommen waren, schien dieser ruhiger zu werden. Mathilde benützte den Augenblick, da er sich erschöpft in einen Armstuhl warf, nach der Ursache,

Blut. Gestalt,

2

warum er so schnell entflohen sey, und wo er
 Johannes gelassen habe, zu forschen. Sie erfubr
 alles; anfangs schien sie tief erschüttert, und ver-
 einigte sich mit Ambrosio, die unglückliche Wen-
 dung dieser Begebenheit zu beklagen; als sie ihn
 aber etwas beruhigter und geneigter sah, ihre
 Gründe anzuhören, fing sie an, seines Fehltritts
 in mildern Ausdrücken zu erwähnen, und ihn zu
 bereden, er sey minder strafbar als er sich selbst
 zu glauben scheine; sie stellte ihm vor, er habe
 sich nur des allgemeinen natürlichen Rechts der
 Selbsterhaltung bedient, und sey, so zu sagen, an
 Burkards Tod gar nicht Schuld, da er selbst,
 blind vor Wuth, in seinen Dolch rannte; auch bes-
 auptete sie, da er sich schon vorher Burkarden
 verdächtig gemacht hätte, so wäre es ein Glück
 für ihn, daß der Tod seine Lippen versiegelt, und
 ihn verhindert hätte, seinen Argwohn bekannt zu
 machen: er habe sich von dem größten Hinder-
 nisse seiner Liebe zu Johannes befreyt. Zur Fort-
 setzung dieser Liebe ermunterte ihn nun Mathilde
 von neuem auf; sie versicherte ihn, von dem
 wachsamem Auge des Oheims nicht länger be-
 schützt, wäre es ihm um so leichter, sie in seine
 Gewalt zu bringen.

Gleich als hätten die Verbrechen, zu denen
 ihn bereits seine Leidenschaft verführt hatte, nur
 die Hestigkeit seiner Liebe vermehrt, sehnte er sich

jetzt mehr als jemahls nach Johannens Liebe,
 und beschloß abermahl sein voriges Unternehmen
 zu wiederhohlen. Aber jetzt waren dieselben Mit-
 tel nicht mehr anwendbar: in schneller Flucht hatte
 er seinen Rosenzweig verloren, und Mathilde
 erklärte ihm gerade zu, er habe keine fernere Hülfe
 von den höllischen Mächten zu erwarten, ausser,
 wenn er ihre festgesetzte Bedingungen eingehe.
 Ambrosio war hingegen entschlossen, dieß nicht
 zu thun. Als er sich daher standhaft weigerte,
 einen Vertrag mit den Geistern der Hölle einzu-
 gehen, drang Mathilde nicht weiter in ihn, und
 strengte alle Erfindungskraft an, ihm durch ir-
 gend ein Mittel in seiner Liebe zu dienen.



Funfzehntes Kapitel.

Die unglückliche Johanne trauerte indeß tief über den Verlust ihres Oheims. Jeden Morgen bey dem Erwachen war es ihr erstes Geschäft zu Burkarden zu eilen. An dem, der auf Ambrosios Unglückschwangeren Besuch folgte, erwachte sie später als gewöhnlich. Sie sprang aus dem Bette — Gott! welcher ein Anblick: Burkards entseelter blutiger Körper lag vor ihr. Entsetzen ergriff sie; mit lautem Geschrey stürzte sie zu Boden. Sie drückte den Leichnam an sich, fühlte seine Todtenkälte, und ließ ihn mit einer Bewegung des Ekels, über die sie nicht Herr war, wieder aus ihren Armen fallen. Der Schrey erweckte Burkards Freundin; der schreckliche Anblick durchdrang sie mit Schaudern; aber ihre Angst war lauter als die Johannens. Das Haus

ertönte von ihren Klagen, während das arme Mädchen, fast vom Kummer erstickt, nur durch Seufzer und Stöhnen sich Luft machen konnte. Alles lief zusammen; niemand konnte die Ursache von Burkards Tod begreifen. Man fand weder Waffen, noch eine Spur des Mörders, denn alle Thüren waren noch sorgfältig verschlossen. Man rief nun einen Arzt; aber bey dem ersten Anblicke auf die Leiche, erklärte er, die Erweckung desselben liege auffer den Grenzen seiner Kunst, und suchte daher lieber Johannem beyzustehen, die seiner jetzt sehr bedurfte. Man brachte sie zu Bette; während Burkards Freunde die Beerdigung des Todten besorgten. Johannens Herz arbeitete in heftiger Angst; der Körper unterlag dem schnellen Angriffe des Schreckens; der Eindruck, den ihres Oheims Tod auf sie gemacht hatte, war so groß, daß der Arzt einige Stunden lang ihr Leben in Gefahr glaubte: sie sank von einer Ohnmacht in die andere. Doch änderte er seine Meinung, da ihre Krämpfe seltner wurden: „Nichts“ sagte er, „sey ihr so nöthig als Ruhe;“ worauf er ihr ein Heilmittel verordnete, das ihre Nerven stärken, und ihr Blut besänftigen sollte.

Mit Freude im Gesichte trat Mathilde in Ambrosios Gemach. „Glück auf,“ sprach sie, „der Zufall biethet uns eine Gelegenheit dar,

wo Ihr Cure Johanne am sichersten erhalten könnet. Der Schrecken über Burkards Tod hat sie so angegriffen, daß sie dem Tode nahe dahin liegt." Ambrosio liebte Johannem zu sehr, um unerschüttert diese Vorhersagung von ihrem Tode zu hören, er unterbrach mit einem lauten Ausrufe des Schreckens Mathilden, diese aber beruhigte ihn hierüber. „Ihr jugendlicher Körper," sprach sie, „wird den Anfall des Schreckens gewiß überstehen, aber deine Sorge Ambrosio sey es nun, ihr Hinscheiden zu beschleunigen. Unterbrich mich nicht, und höre den einzigen möglichen Plan, der dir Johannem erringen kann, sie soll für die Welt todt seyn, nur für dich leben. Ihre gegenwärtige Krankheit unterstützt einen Plan, auf den ich bereits gesonnen habe, der aber nicht möglich war auszuführen, so lange du nicht freyen Zutritt in ihrem Hause erzieltest, noch heute mußt du aber meinen Entwurf ausführen, denn es ist keine Zeit zu verlieren. Ihr Geliebter, Raimund, hat seiner Anverwandten Einwilligung zu ihrer Verbindung erhalten, noch wenige Tage, und sie ist in seinem Schloße in Sicherheit. So höre denn also. Es gibt einen Saft, aus gewissen wenig bekannten Kräutern gezogen, der die Person, welche ihn trinkt, einem Todten vollkommen gleich macht, diesen mußt du Johannem beybringen, du darfst nur einige

Tropfen davon unter ihre Arznei gießen, Sie wird davon eine Stunde lang in heftige Zuckungen fallen, dann hört ihr Blut allmählich auf zu fließen, ihr Herz zu schlagen, eine Todtenblässe überzieht ihr Gesicht, und macht sie vollkommen einem Leichname ähnlich. Du kannst nun, da Burkard nicht mehr ist, leicht unter dem Vorwande voriger Freundschaft in ihr Haus kommen. Laure da die Symptomen ihres Dahinscheidens ab, die Hauswirthinn ist zu scheu, zwey Leichen so schnell in ihrem Hause zu haben und zu dulden, sie wird gerne Eurem Rathe gehorchen, sie in der nächsten Kapelle beysetzen zu lassen, ich harre dann Eures Winks, wir entführen den Körper und bringen ihn nach den Gewölben, wer entreißt Euch dann Johannes?"

„Und wo ist der Krank!“ rief Ambrosio rasch. — „Hier,“ antwortete Mathilde, und reichte ihm eine Phiole grünlichter Tropfen. Ohne Bedenken willigte Ambrosio in diesen schändlichen Plan, und richtete gegen Abend seinen Weg nach Johannens Wohnung. Die Frau des Hauses empfing ihn mit Entzücken; Johanne, unbekannt mit seinen Absichten, als einen alten Freund, mit sanftem Lächeln. Sein Gespräch war voll Zutrauen und Freundschaft, er suchte der Kranken Muth einzufößen. Es war allgemach dunkel, man brauchte Licht, und die Hauswirthinn ent-

fernte sich selbst zu hohlen. Kaum war sie aus dem Zimmer, so schlich Ambrosio nach dem Tische, auf dem Johannens Arzeney stand, er zog die unglückliche Phiole hervor, goß einige Tropfen unter die Arzeney, und nahm schnell wieder seinen vorigen Platz ein.

Der Arzt kam, er erklärte, daß es sich mit der Kranken stündlich bessere, und empfahl ihr den nähmlichen Trank, der ihr schon am Tage vorher einen erquickenden Schlaf zuwege gebracht hatte. Da er diesen schon fertig auf dem Tische stehen sah, ließ er ihn der Patientinn gleich einnehmen, und entfernte sich. Die alte Frau des Hauses goß die Arzeney in eine Tasse, und reichte sie Johannem dar. In diesem Augenblicke fiel Ambrosio der Muth, konnte ihn Mathilde nicht getäuscht, konnte Eifersucht sie nicht bewogen haben, ihre Nebenbuhlerin anzubringen, und ihr statt eines Schlastrunkes Gift zu geben? Dieß dünkte ihm so wahrscheinlich, daß er im Begriffe stand, ihr die Arzeney wegzureißen. Aber zu spät, schon war die Tasse leer, und Ambrosio blieb nichts mehr übrig, als den Augenblicke zu erwarten, der über Johannens Leben oder Tod, über seine eigene Glückseligkeit oder Verzweiflung entscheiden sollte.

Ambrosio hatte gleich anfangs versprochen bey Johannem diese Nacht zu wachen, jetzt that

ers ungerne, weil sich die ängstliche Besorgniß seiner bemächtigt hatte, doch konnte er sein Wort nicht mehr zurück nehmen. Er bereitete sich also zur Nachtwache. Die Frau des Hauses setzte sich neben Johannens Lager, Ambrosio aber öffnete die Thüre eines Nebengemaches, in dem Burkard gewohnt hatte, da setzte er sich an einen Tisch, und überließ sich seinen Gedanken. Bald überzeugte ihn das leise Athembohlen im äußern Gemache, daß Johanne und ihre Wärterinn gleich sanft schliefen. Die Stille der Nacht machte auf Ambrosio Eindruck, sie dient immer dem Verbrecher zur Begünstigung seiner Plane, bereitet aber auch immer seinem regen Gewissen Scenen des Schreckens; die düstre Leere um ihn her, daß mit schwarzen eichenen Brettern getäfelte Zimmer, der ermordete Burkard, der ihm hier alles ins Gedächtniß zurück führte, und seine Ungewißheit über die Beschaffenheit der Johannen beygebrachten Tropfen, alles das beängstigte ihn in seiner gegenwärtigen Lage. Der letzte Gedanke marterte ihn unaufhörlich; hätte er wirklich vernichtet, das einzige Geschöpf, das ihm das Leben werth machte, ach zu schrecklich waren diese Gedanken, um sich ihnen länger zu überlassen. Er verjagte diese furchtbaren Bilder, aber eben so oft stellten sie sich ihm wieder vor Augen. Mathilde hatte ihn versichert, die

Wirkungen des Schlaftrunkes würden schleunig seyn, jetzt horchte er furchtsam und doch begierig, ob nicht irgend ein Geräusch im Nebenzimmer entstünde. Noch war alles stille, er schloß, die Tropfen fingen noch nicht an, ihre Kraft zu äußern. Groß war der Preis, der jetzt für ihn auf dem Spiele stand, ein Moment sollte sein Elend oder Glück entscheiden; mit jedem Augenblicke stieg seine Ungeduld, seine Schrecken wurden lebhafter, seine Beängstigungen heftiger, er suchte sich zu zerstreuen, aber Johannens und des gemordeten Burkards Bild wichen nicht von seiner Seele. Plötzlich dünkte es ihm, er höre einen leisen Fußtritt, er sah sich um, bemerkte aber niemanden, bald darauf vernahm er das nähmliche Rauschen, ohne etwas zu bemerken, jetzt unterschied er ein Stöhnen in dem Nebenzimmer, worin Johanne lag, und vermuthete die Tropfen fingen an zu wirken, da er aber aufmerksamer horchte, fand er, das Geräusch komme von ihrer Wärterinn, die neben dem Krankenbette eingeschlafen war. Schweigend ging er im Zimmer auf und ab, jetzt hielt er stille, und das darin stehende Bett erregte seine Aufmerksamkeit, der Vorhang zum Alkoven war nur halb zugezogen, er seufzte unwillkürlich. „Dieß Bett,“ sprach er mit leiser Stimme, „dieß Bett war des Burkards, wie sanft schlummerte er hier,

Denn sein Gewissen war ruhig — aber nun schläft er noch sanfter. Aber schläft er wirklich? o Gott gebe es, daß dem so sey, aber wie nun, wenn er aus diesem Grabe entstünde in dieser düstern schweigenden Stunde, wenn er seinen Sarg durchbräche, und zornig vor meinen verfluchten Augen vorüber schwebte. O nimmermehr könnt' ich das überleben, noch einmahl den durch den gewaltsamen Tod so schrecklich entstellten Körper zu sehen, zu hören, wie er eine Zukunft voll Strafen mir weissagte, mit des Himmels Rache mich bedroht, die Verbrechen mir vorhält, die ich schon beging, und die ich noch zu begehen bereit bin. — Großer Gott! was ist das?"

Hier hielt er inne, den seine auf das Bett gerichteten Augen zeigten ihm den Vorhang, der langsam hin und her sich bewegte, und fast wähn- te er, Burkards lustige Gestalt auf dem Bette liegen zu sehen, doch brauchte er nur einige Minuten um sich zu sammeln. — „Es war bloß der Wind!“ sprach er. Jetzt ging er wieder auf und ab, aber eine unwillkürliche Empfindung von Scheu und Unruhe richtete wieder sein Auge nach dem Alkoven. Unentschlossen trat er näher, er hielt inne, ehe er die wenigen Stufen hinauf stieg, streckte seine Hand drey Mahl aus, um den Vorhang aufzuziehen, und zog sie eben so

oft zurück. Ort und Stunde trugen dazu bey, seine Fantasie zu erhitzen, er befand sich allein, und in der gewesenen Wohnstube des gemordeten **Burlards**. Traurig und stürmisch war das Wetter, der Wind heulte um das Haus, die Thüren knarrten in ihren Angeln, und der schwere Regen schlug an die Fenster, kein Laut ließ sich weiter hören, das Licht herab gebrannt, warf bald in die Höhe flatternd einen Strahl durch das Zimmer, bald schien es wieder im Begriffe auszulöschen. Hoch klopfte **Ambrosio's** Herz vor Unruhe, furchsam irrten seine Augen auf den Gegenständen um ihn her, die die zitternde Flamme von Zeit zu Zeit erleuchtete. **Ambrosio** versuchte nun von seinem Sitze, auf den er sich hingeworfen hatte, aufzustehen; aber seine Knie schlugen so heftig zusammen, daß er nicht vom Flecke konnte.

Einige Minuten brachte er in dieser Lage zu, und nun begannen seine Schrecken sich zu legen, er bemühte sich Fassung und Stärke zu gewinnen. Plötzlich wars ihm, als hörte er neben sich einen tiefen Seufzer, seine vorige Schwäche kam zurück, er stützte sich auf die Lehne des Stuhles, horchte ängstlich, hörte aber nichts.

„Gott! was war das für ein Laut?“ sagte er heimlich, „war es Täuschung, oder hörte ich ihn wirklich.“

Seine Betrachtungen wurden durch eine kaum vernähmliche Stimme gestört, es schien als flüstere jemand rückwärts, Ambrosio sah sich um, er sah die Thüre, die in ein anders Nebengemach führte, verschlossen; — noch starrte er darauf hin, als sich leise der Drücker hob, und die Thüre wurde sanft vor und zurück bewegt. Des Schreckens Übermaß lieh jetzt Ambrosio jene Kraft, die er bis dahin nicht hatte finden können, er sprang auf, und eilte dem Gemache zu, wo Johanne schlummerte; aber kaum hatte er die Mitte seines Zimmers erreicht, als der Drücker am Schloße sich noch einmahl erhob. Unwillkürlich mußte er den Kopf herum wenden, langsam und stufenweise drehte sich die Thüre in ihren Angeln, und auf der Schwelle erblickte er eine lange hagere Gestalt, in ein weißes Leichengewand gehüllt, das sie vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckte, und mit Blutflecken besprützt war.

Diese Erscheinung hielt ihn fest, wie versteinert blieb er mitten im Zimmer stehen. Das Wesen näherte sich dem Tische mit abgemessenen und feyerlichen Schritten, das sterbende Licht flatterte mit einer blauen düstern Flamme auf, über dem Tische hing eine Uhr, der Weiser zeigte auf Schlag Eins, der Uhr gegenüber stand das Wesen stille, hob den rechten Arm, und deutete

auf die Stunde, dabey sah es auf Ambrosio hin, der unbeweglich und still auf das Ende dieses Auftrittes wartete.

Die Gestalt blieb einige Momente in dieser Stellung. Jetzt schlug die Uhr; wie der Schlag Eins vorüber war, trat das Gespenst Ambrosio näher.

„Noch einen Tag,“ sprach eine hohle schwache Grabesstimme, „noch einen Tag, und wir sehen uns wieder.“

Ambrosio schauderte zusammen. „Noch einen Tag?“ brachte er mit Mühe heraus, „wo sehen wir uns wieder? wem seh ich wieder.“

„Deine Wärterinn!“

Langsam hob sich die Erscheinung das Leinen vom Gesichte, eine schrecklich weibliche Gestalt, so wie sie Ambrosio einst in mondheiler Nacht gesehen hatte, zeigte sich seinen starrenden Augen.

„Wehe! Wehe! Wehe!“

Schnell, traurig, fürchterlich und in leichten Nebel war die Erscheinung verschwunden. Ambrosio sank zu Boden, Angst durchschnitt sein Herz, und plötzlich tönte ein lautes Geschrey von aussen in seine Ohren. Er sprang vom Boden auf, Johannas Wärterinn stürzte ins Gemach. „Ach sie stirbt, sie stirbt,“ schrie sie mit lauter Stimme. Ambrosio wankte ihr nach an Johan-

nens Lager; er fand sie gepeinigt von fürchterlichen Krämpfen, man sandte sogleich um den Arzt. Kaum sah dieser Johannem, so erklärte er sie für verloren. Die Krämpfe dauerten eine Stunde lang, aber selbst ihr bitterstes Leiden war weit geringer, als das, welches Jammer in Ambrosio hervorbrachte. Jedes Stöhnen war ihm ein Dolch ins Herz, und tausendmahl verwünschte er den Augenblick, da er einen so grausamen Plan eingegangen war. Nach einer Stunde nahmen die Zuckungen allmählich ab, und Johanne ward ruhiger, sie fühlte ihre nahe Auflösung, und ihren unvermeidlichen Tod.

„Ach Ambrosio,“ sprach sie, und ergriff seine Hand. „Sie trauern um mich, dank Ihnen für ihre Freundschaft, aber besenfzen Sie nicht so sehr meinen Verlust, keine Schuld liegt auf meinem Gewissen, wenigstens bin ich mir keiner bewußt, und ohne Furcht gebe ich meine Seele dem zurück, von dem ich sie empfing.“

Jeder Augenblick verkündigte jetzt die Annäherung des Todes. Johannens Auge war düster, ihr Herz schlug langsam, ihre Finger wurden steif und kalt, sie seufzte noch einmahl schwach und matt, und verschied. Der Arzt entfernte sich nun, tief gerührt über den traurigen Anblick, aber Ambrosio nahte sich der Leiche voll der ängstlichen Besorgnisse, er suchte nach der Pulse, des-

sen Schlag, wie ihn Mathilde versichert hatte, ihm beweisen würde, daß Johannens Tod nur scheinbar sey. Er fand ihn, er drückte ihn, er fühlte dessen Schlag, und sein Herz schwamm in Entzücken, er hatte seiner schrecklichen Erscheinung vergessen. Doch verhellte er sorgfältig seine Empfindungen, mit tief gerührter Miene versprach er der Hausfrau das Leichenbegängniß zu veranstalten. Schon am folgenden Tage war Johannens Leiche in der nächsten Kapelle beygesetzt.

Ambrosio eilte zurück zu Mathilden, „es ist vollbracht,“ rief er, „und nichts bleibt uns übrig als den Leichnam in unsere Gewalt zu bringen.“ „Die einbrechende Nacht wird dieses begünstigen,“ antwortete diese, und unterrichtete ihn, wie er ferner sich verhalten sollte. Der Abend brach endlich abermahl heran, Mathilde hatte die Kofse bereitet, sie bestiegen sie und ritten nach der Stadt; schon war es ganz dunkel als sie an der kleinen Kapelle nahe am Thore ankamen. Mathilde zog schnell einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre, „wo hast du den Schlüssel her?“ fragte Ambrosio staunend.

M a t h i l d e. Forsche nicht, meine Macht läßt mir nichts entgehen das dir dienen könne, nun betritt du die heilige Stätte, ich harre Deiner aussen, lade schnell den Leichnam auf deine Schulter, und eile, damit niemand dich entdecke.

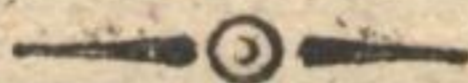
Am=

Ambrosio trat in die Kapelle, ein schauriger heiliger Dunkel umfloß ihn, nur von dem schwachen Schein einer Lampe unterbrochen. Ohne sich umzusehen eilte er hin, wo in einem Nebengewölbe Johannens Leichnam noch unbedeckt lag, er schauderte zurück. Schnell faßte er Muth, lud ihn auf seine Schulter, und eilte mit ihm fort. Er hob ihn zu sich aufs Roß, Mathilde schlug die Kapellenthüre zu, daß es laut tönte, sie jagte Ambrosio nach, den Angst schon weit voraus getrieben hatte. Im schnellsten Laufe ging er nach den Ruinen, hart neben dem erschrocknen Knaben Theodor vorbei, der die Reuter beym Nachtdunkel nicht ausnehmen konnte. Hier nahm ihm Mathilde die Leiche ab. „Ich habe fremde Leute in deinem Hause bemerkt,“ sagte sie zu Ambrosio. „Eile, ehe man dich suchet, wenn du sicher bist, so eile wieder hieher, vor drey Stunden wird Johanne nicht erwachen.“ Ambrosio ging.

Mathilde trug den Leichnam in das Gewölbe, und kehrte unbemerkt nach dem Hause zurück.



Sechzehntes Kapitel.



Raimund hatte kaum den Verhaftbefehl für die Baroninn und Brigitten erhalten, als er eilte dem franken Bernard mit dieser Nachricht zu erfreuen. Da ihm erlaubt war, sich Bewaffnete mitzunehmen, und er eben in Erfahrung gebracht hatte, daß eine zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen mit ihren Dienern in dem Hause Ambrosios sich aufhalten, die nach der Gegend von Lindenberg und Magdeburg am kommenden Morgen reisen wollten, und die Baroninn begleiteten, so befürchtete er Widerstand, und Bernard befahl Theodorn seine Soldaten, die er bisher angeführt hatte, zusammen zu rufen. Diese liebten alle ihren Herrn ungemein; sobald sie daher vernahmen, er bedürfe ihrer Hilfe, so schwuren sie Raimundens Anführung zu folgen, auch wenn es Wallenstein nicht erlaubt hätte.

Um wenig Aufsehen zu machen bestimmte man die Nacht zum Aufbruche, wo sich die Soldaten vor Bernards Wohnung versammeln sollten. Diese vertheilten sich daher bis zur kommenden Nacht, aber die Freude, ihren geliebten Herrn dienen zu können, die mancherley Begriffe, die sie sich von dem berühmten ihnen lächerlichen Ambrosio machten, nach dessen Hause der Zug, wie sie vernommen hatten, gehen sollte, machten sie ausgelassen lustig; sie schwärmten in den Schenken umher, tranken laut auf's Wohl ihrer nächtlichen Unternehmung. „Holla, holla,“ schrien sie laut, „seyd lustig Prager, heute noch wollen wir einen Maulwurf auskizeln, der sich vor dem Lichte wie ein Schelm vergraben hat. Wer kauft astronomische Instrumente, wir werden Euch heute Nacht genug vom Sterngucker Ambrosio bringen,“ und ähnliche Ausdrücke mehr, die eine natürliche Folge roher ungebildeter Freude und ungezogener Wildheit waren.

Die Prager wurden aufmerksamer, sie roteteten sich hie und da zusammen, forschten und beobachteten. Es ward Nacht, die Soldaten versammelten sich in Haufen vor Bernards Hause, Raimund und Eberhard bestiegen ihre Rosse, gebötheten Stille der Rotte, da sie sahen, daß hie und da einige Häuflein neugierige Bürger standen. Aber je weiter sie durch die Stadt kamen,

je zahlreicher wurde die Schaar die sie aus Neugier begleitete. Sogleich wurde Theodor nach Verstärkung zurückgesendet, und der Weg ging nach Ambrosios Hause.

Dieses glich sich seit einiger Zeit nicht mehr, seit Ambrosio sich seinen Leidenschaften überließ, hatte er nur für diese Sinn, und die Baroninn Lindenberg bekam freyere Hand. Sie zog immer mehr Gäste an sich, das Haus glich jetzt mehr dem Tempel trunkner Freude, als der Einsamkeit, und besonders da jetzt der letzte Tag war, den die Baroninn in Prag zubringen wollte, ging alles bunt darüber, alle Gemächer waren hell beleuchtet, und wimmelten von Gästen und Musik. „Was ist das,“ riefen hie und da einige aus dem Volke. „Hat unser einsame Weltweiser jetzt so zahlreiche Gesellschaft, welche Veränderung!“ „Er wird Gesellschaft von den Himmelskörpern haben,“ rief ein trunkener Soldat, „die ihm die Mühe ersparen werden, hinaufzugucken, und sich in seinem Gemache gleich selbst werden ausrechnen lassen.“ Ein lautes Gelächter des Troffes folgte dieser Anmerkung.

Jetzt wälzte sich der immer größer gewordene Haufe immer näher, sein Gelärme drang in die Gemächer, man eilte an die Fenster und staunte nicht wenig als man die ganze Ebene mit Menschen überdeckt sah. Ehe man sich recht befin-

nen konnte, pochte man schon am Thore, die Baroninn eilte ans Fenster, und forschte was man wollte. „Sie meine schöne Dame,“ rief ein bewaffneter Kerl vorlaut, „sie und eine gewisse Brigitta.“ Die Baroninn stürzte mit einem lauten Schrey vom Fenster zurück, und nicht lange darauf sprang ein Seitenpförtchen auf, und ein Mädchen floh mit zerrauften Haaren heraus. „Rettet, rettet mich,“ rief sie, und stürzte gerade in Eberhards Arme. Dieser hob sie auf. „Sind sie unbekümmert, meine schöne Dame,“ sprach er, „wir sind keine Räuber.“

„Ach retten, retten Sie mich vor der Baroninn,“ rief sie, „ich bin Brigitta.“

„Brigitta, Brigitta,“ scholl's nun allgemein. „Brigitta,“ rief der ganze Troß ohne zu wissen warum, drängte sich näher, und brachten bald Eberharden und das zitternde Mädchen in die Mitte.

Eberhard. Nun sprechen Sie, Sie können uns über alles Aufschluß geben.

Einige aus dem Volke: „Wir wollen auch was hören, Platz da, Platz da,“ und im Augenblicke wälzten sie einen abgehauenen Baumstam herbey, und zwangen Brigitten darauf zu steigen. Jetzt forderten alle Erzählung, und Brigitta begann.

„Es ist zwar von mir nicht schön, daß ich meine Herrschaft verrathe, aber nicht länger mehr wars mir möglich ihre Grausamkeit anzusehen, und selbst zu erdulden. Vergebens bemühe ich mich unter der Menge, die ich erblicke, einen gewissen Ritter Bernard zu entdecken, den ich eigentlich das Geschäft der Rache anempfahl, doch sey dem wie immer. Wahrscheinlich sind diese Herren seine Freunde, und können eben so gut mir Mitleid und Rettung gewähren.“

„Wenn du sie verdienst hast,“ rief einer aus der Rotte — „aber kannst du wider Ambrosion sagen?“

„Mehr als Ihr glaubt, doch jetzt zuerst von der Baroninn Lindenberg. Dieses grausame buhlerische Weib, die daheim auf ihrem Schlosse einen biedern Gatten hat, entbrannte gegen Bernard in heftige Liebe, kaum aber vernahm sie, daß er ihre schöne Nichteliebe, als sich ihre Leidenschaft in den bittersten Haß verwandelte. Sie eilte nach Prag, die arme Bertha in ein Kloster zu bringen, welches der streng scheinende Ambrosio für seine Schwester bestimmt hatte; hier bekam die Baroninn Nahrung für ihre zügellose Leidenschaft, denn sie sah Bernard wieder, ein unglückliches Mißverständnis, dessen Schuld ich ohne mein Zuthun war, brachte ihr die Gewiß-

heit bey, ihre Nichte Bertha sey von Bernarden Mutter geworden, und sogleich hatte sie aus grenzenloser Rachsucht und Ambrosio aus Strenge ein schreckliches Urtheil über sie beschlossen. Was mit der Unglücklichen geschah, weiß ich nicht, genug, an der Baroninn und Ambrosios Hand klebt ihr Blut, sie ward unsichtbar, ohne daß eines im Hause wußte, was mit ihr geschehen war; so viel aber ist gewiß, daß sie nicht sogleich getödtet, sondern an irgend einen sichern Ort in Verwahrung mag gebracht worden seyn; denn mehrere Tage beobachtete ich, daß die Baroninn einen alten Knecht einen Krug Wasser und etwas Brot reichte. „Dieß sey ihre Nahrung,“ sagte sie einst zu ihm, „durch wenige Tage, dann soll sie des schrecklichen Hungertodes sterben.“ So weit ging die Rachsucht der Boshaften, ach und gewiß hat Sie, die Unglückliche, schon seit geraumer Zeit geendet.“

„Schrecklich — schrecklich“ — rief Raimund und Eberhard — „Schrecklich“ brüllten die Soldaten und der Troß nach — „Rache Bernarden — Rache Berthen“ scholl es überall nach. —

Aber viele des Volks riefen lauter — „Was wollt Ihr? wollt Ihr etwa an dem Hause unsers Ambrosio Gewalt üben? magts nicht.“

„Magts nichts, dieß Muster der Tugend zu beleidigen,“ rief Brigitta — „O Ihr Ver-

blendete! Ambrosio ist der schändlichste Heuchler. Als seinen Diener verkleidet hat er seine Buhlerin bey sich, die Mathilde heißt, und unter dem Namen Wenzel bekannt ist, er buhlt schändlich, da er über Berthan dieses Urtheil fällt — mit den Künsten des Teufels mag er ausgerüstet seyn, denn seht her, dieses Kleid fand ich in seinem Gemache, und entwendete es, meine Absicht zu bestätigen!“ Sie zog nun ein schwarzes Kleid mit verschiedenen Formen und Teufelsgestalten bemahlt hervor, welches Mathilde bey ihrer Beschwörung angehabt, und bey ihr verborgen hatte, sie entfaltete es, und zwey abgehauene Menschenfinger, die sie zu ihrer Beschwörung nothwendig hatte, rollten heraus.

Dies war genug — „Rache — Rache,“ brüllte jetzt das Volk lauter als die Soldaten, und stürmte zum Hause. — Raimund konnte sie nicht abhalten, seine Soldaten drangen mit hinein, und schleppten die Baroninn heraus in ihre Mitte, — vergebens war ihr Klagen. „Sie sind meine Gefangene,“ sprach Raimund, und der Volkslärm übertönte ihn, der getäuschte Pöbel war enrüstet, die Unordnung nahm mit jedem Augenblicke zu, endlich forderten unzählige Stimmen, die Baroninn der öffentlichen Wuth zu überlassen. Raimund verweigerte sie, er stellte ihnen

vor daß sie noch nicht verhört worden sey, aber alle Vorstellungen waren umsonst, der Tumult wurde immer heftiger, und das Volk erbitterter. Vergebens suchte Raimund seine Gefangene aus dem Gedränge zu bringen, wohin er sich wandte, vertrat ihm ein Trupp den Weg, und verlangte ihre Auslieferung lauter, als zuvor. Raimund befahl den Soldaten sich einen Weg durch die Menge mit Gewalt zu bahnen, aber der Haufe war so dicht, daß sie sich ihrer Waffen nicht bedienen konnten. So sehr er auch die Baroninn verabscheute, mußte er doch für ihre gräßliche Lage Mitleid fühlen, aber Trotz allem seinem Widerstande drang das empörte Volk immer weiter vor, es öffnete sich einen Zugang durch die Wachen, die ihr dem Volke geweihtes Opfer schützten, zog die Baroninn hervor, und bereitete sich die grausamste Rache zu üben. Die Elende aufser sich vor Schrecken, schrie um Erbarmen, aber man hörte sie nicht, erwies ihr alle Arten von Schmach, bewarf sie mit Unrath, gab ihr die schändlichsten Mahmen. Einer entriß sie den andern, und jeder neue Peiniger übertraf den vorigen an Wildheit, jede Grausamkeit, die Haß und Volkswuth verüben konnte wurde an ihr verübt, endlich traf sie ein Kiesel aus einer richtig zielenden Hand gerade an den Schlas. In Blut

gebadet sank sie zu Boden, und endigte in wenig Minuten ihr elendes Daseyn, selbst der fühllose Leichnam blieb noch lange das Spiel der ohnmächtigen Wuth ihrer Feinde.

Ausser Stande dieses schreckliche Ende zu verhindern, hatte es Raimund und Eberhard mit größtem Entsetzen angesehen, aber jetzt wurden Sie aus ihrer erzwungenen Unthätigkeit aufgeweckt, als sie sahen, daß nun das Volk alles nach Ambrosios Hause stürmte. Sie hatten beschlossen, keinen Stein des Gebäudes auf den andern zu lassen, und eh man sich versah, begann der allgemeine Sturm. Es hagelte Steine, man warf Fackeln in die Fenster, sprengte die Thore, und stürmte in rasender Wuth hinein. Eberhard war, ohne es zu wollen, von seinen Leuten getrennt, mit der Menge ins Haus gekommen, wo nun alles verheert wurde. — Bald brachen die Flammen aus dem alten ausgetrockneten Gebäude auf allen Seiten hervor, die Mauern schwankten unter der Macht des verzehrenden Elementes, die Säulen gaben nach, die Gewölbe schienen mit jeden Augenblicke herabzustürzen; jetzt drängte sich alles eben so schnell wieder hinaus, als es hineingedrungen war, und bald darauf sanken hie und da Mauern in Schutt und Flammen, und gaben einen schrecklichen Anblick.

Eberharden glückte es nicht durch das Thor mit der Menge hinaus zu kommen, er war unter den Ersten die hineinkamen, folglich auch unter den Letztern zur Flucht, aber doch gelang's ihm mit Theodorn und noch einigen, eh das Gemäuer sank, ein Seitenpförtlein zu erreichen, das in den Garten führte.



Siebzehntes Kapitel.



Hier standen sie stille um Luft zu schöpfen, und berathschlagten, auf welche Art sie dem Auftritte der Verheerung entrienen möchten, aber ihre Überlegungen wurden durch den Anblick der Feuerwolken, die aus des Gebäudes massiven Mauern hervorbrachen, durch das Prasseln irgend eines zusammengestürzten Schwebbogens, und durch das wilde Geschrey des Volks mächtig unterbrochen. Sie eilten durch den Garten, und erreichten die Höhlung die nach den Ruinen führte. — Neugierde, und zugleich Verlangen in dem unterirdischen Gemäuer auszuruhen, trieb sie näher, — da bemerkten sie bald den eisernen Gattern, der in die Tiefe führte. Eberhard wollte eben näher treten, als jemand herausguckte, sich aber schnell zurückzog, da sich die Fremden sehen ließen, und mit einem lauten Schrey die Treppe hinab floh.

„Was kann dieß bedeuten?“ rief Eberhard — „darunter steckt ein Geheimniß. Geschwind mir nach.“

Er sprach und eilte in die Gewölbe, um die Person zu verfolgen, die immer vor ihm herfloß, die Flammen gaben Licht genug, um Eberhard die Schritte der Flüchtigen längs der tiefen Gänge und entfernten Grüste sichtbar zu machen. Aber jetzt beraubte ihn eine plötzliche Krümmung dieses Bestandes, und nur der Wiederhall der schwindenden Tritte konnte ihn auf der Spur erhalten. Vorsicht wurde den Verfolgern sehr nöthig, auch die Fliehende schien nun weniger zu eilen, wie der Klang ihrer langsamen Schritte lehrte. Endlich verirrten sie sich in einem Labyrinth von Gängen, und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen. Von der Begierde hinter das Geheimniß zu kommen, und von einem unerklärbaren Triebe hingerissen, bemerkte Eberhard diesen Umstand nicht, bis er sich in gänzlicher Einsamkeit sah. Das Geräusch der Fußtritte hatte aufgehört, alles war stille rings umher, keine Spur zeigte sich, ihn zu der fliehenden Person zu leiten. Er stand still, um zu erwägen, wie er seinen Zweck am leichtesten erreichen möge. Alles überzeugte ihn, keine gewöhnliche Ursache könne die Flüchtige bewogen haben, diesen furchtbaren Ort zur so ungewohnten Stun-

de aufzusuchen, der Schrey, den er gehört hatte, schien von Schrecken beseelt, es mußte ein Geheimniß hinter diesem Vorfalle lauern. Einige Minuten zögerte er, dann setzte er seinen Weg fort, indem er mit den Händen an der Wand hintappte. Schon war er einige Zeit so langsam fortgeschritten, als er einen Lichtfunken in gewisser Entfernung sah. Er zog sein Schwert und richtete seine Schritte, woher die Strahlen zu kommen schienen.

Sie strömten von einer Lampe aus, die hier aufgestellt worden war. Hier standen mehrere Frauenzimmer bey einer grossen Bildsäule, die auf einem Grabmahle aufgerichtet war, und schienen im ernsthaften Gespräche einsam begriffen zu seyn. Neugierig, was sie auf diesen traurigen Platz zusammengebracht habe, näherte sich Eberhard behuthsam. Sie hörten ihn nicht, er schlich unbemerkt herbey, bis er ihre Stimmen vernehmen konnte: „Ich schwors Euch,“ fuhr die fort, die eben das Wort führte, und der die andern sehr aufmerksam zuhörten, „ich schwors Euch, ich sah sie mit meinen eigenen Augen. Nun flog ich die Treppe hinab, sie verfolgten mich, und mit Mühe entging ich ihren Händen. Wäre die Lampe nicht gewesen, ich hätte Euch nimmermehr gefunden.“

„Und was könnten sie hier wollen?“ sagte eine zitternde Stimme, „glaubst du, daß sie uns aufsuchen?“

„Gebe Gott!“ erwiderte die erste, „daß meine Furcht grundlos sey; aber ich denke immer, es sind Mörder, — wir sind verloren, wenn sie uns entdecken — ach! ich fürchte“ —

Hier traf ihr Auge, das sie empor gerichtet hatte, den bewaffneten Eberhard, der indessen immer näher gekommen war.

Einen lauten Schrey stieß sie aus, und wollte entfliehen; erschrocken fuhren ihre Gefährtinnen untereinander, während Eberhard die Entspringende am Arme zurück hielt. Voll Furcht und Verzweiflung sank sie vor ihm auf die Kniee. „Erbarmen!“ rief sie, „Um Gotteswillen! Erbarmen! ich bin unschuldig! ach gewiß, ich bin unschuldig!“

Kaum konnte sie vor Angst die letzten Worte stammeln; die Lampe schien gerade auf ihr entschleiertes Gesicht, und Eberhard erblickte eine der schönsten weiblichen Gestalten vor sich. Er eilte sie aufzuheben, und beschwor sie, Muth zu fassen; er versprach ihr, sie gegen jeden Feind zu schützen, versicherte sie, ihr Zufluchtsort sey noch immer ein Geheimniß, und er bereit, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Während seiner Rede lagen die übrigen in vers

schiedenen Stellungen; die eine knieete und be-
 thete, die andere hüllte ihr Gesicht in das Gewand
 ihrer Nachbarinn; einige horchten, starr vor
 Furcht den Worten des vermeintlichen Mörders
 zu; so wie sie nun ihren Irrthum wahrnahmen,
 drängten sich jetzt alle um Eberharden, und über-
 häuften ihn mit Segenswünschen. Er erfuhr
 nun, daß sie und ihre Ältern und Freunde, mei-
 stens von guten Häusern, Protestanten wären,
 die nun, da die Sachsen aus Prag vertrieben
 waren, gemeinschaftlich mit der Baroninn haben
 am kommenden Morgen nach Magdeburg reisen
 wollen. Als die Gefahr sich genahet hatte, haben
 die Männer, in der Meinung, daß das Volk den Un-
 tergang aller ihrer Glaubensgenossen beschlossen
 habe, nur getrachtet, das Frauensbild in Sicher-
 heit zu bringen. Die Baroninn habe ihnen die
 Anweisung gegeben, sich hier zu verbergen, und
 versprochen, wenn sie ihren Schmuck zusammen-
 genommen haben würde, ihnen zu folgen. Da
 sie nun zu lange verweilt, habe das Mädchen,
 die sich Klara nannte, am Eingange gelauscht,
 und war dadurch von Eberharden entdeckt wor-
 den. Klarens Vater war bloß bey der Baroninn,
 um sich von einem fortreisenden Freunde zu lesen;
 er war in Prag ansäßig, ein biederer wohlhaben-
 der Mann. Eberhard, der sich immer mehr an
 dem Anblicke eines der schönsten Mädchen labte,
 ver-

ver-

versprach ihnen seinen Schutz; nur glaubte er, es wäre rathsam, hier noch eine Weile zu harren, bis sich die Volksraserey vollends gestillt haben würde. „Ach!“ sprach Klara, „wie lange wird das noch dauern?“

Eberhard. Nicht lange, hoffe ich. Hier sind Sie indeß sicher verborgen; wenn Sie sich nur noch zwey bis drey Stunden ruhig verhalten.

„Zwey bis drey Stunden?“ schrie eine andere, „ich sterbe vor Furcht, wenn ich noch länger in diesen Grüften bleiben muß! Nicht um aller Welt Schätze möchte ich noch einmahl ausstehen, was ich, seitdem ich hier unten bin, ausgestanden habe: — hier, wo wahrscheinlich die Schatten der ehemahligen Besitzer des Gebäudes hausen. — Ach! mein Blut erstarrt mir, wenn ich nur an das schreckliche Ächzen denke, das so fürchterlich umher tönte.“

„Verzeihen Sie,“ antwortete Eberhard, „aber Ihre Schrecken liegen bloß in der Einbildung.“

„Einbildung!“ riefen alle einstimmig. — „Nein, nein, wir hörten es alle selbst; oft war's wiederhohlt, und jedesmahl klang's trauriger und dumpfer. Nimmermehr werden Sie uns überreden, daß wir uns alle getäuscht haben.“

„Hört, hört!“ unterbrach sie Klara angstlich. „Gott steh uns bey, hier ist es wieder.“

Blut. Gestalt.

⚡

Die Mädchen falteten ihre Hände, und sanken auf die Kniee; Eberhard sah besorgt umher: er war nahe daran, sich von eben der Furcht wie die Weiber hinreißen zu lassen. Es entstand eine allgemeine Stille; er untersuchte das Gewölbe, nichts war zu sehen. Eben wollte er die Mädchen anreden, und ihre kindische Angst lächerlich machen, als ein tiefer und lang gedehnter Seufzer seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Was war das?“ schrie er, und schauderte zusammen. — „Nun“ sprach Klara, „nun sind Sie doch wohl überzeugt, nun sind unsere Schrecken wohl keine Einbildung? Seit wir hier sind, ist dieß Stöhnen fast alle fünf Minuten wiederholt worden.“ Während sie dieß sprach, hörte man noch deutlicher einen zweyten Seufzer. Eberhard lauschte aufmerksam, und es dünkte ihm, er unterscheide Töne einer klagenden Person; nur durch die Entfernung undeutlich gemacht. Sie schienen ihm mitten aus dem schmalen Gewölbe herauf zu kommen, worin er sich jetzt mit den Mädchen befand, und in dem sich eine Menge von Gängen, welche nach allen Richtungen liefen, zu einem Sterne bildeten. Eberhards immer rege Neugierde gab ihm den Wunsch ein, dieß Räthsel zu lösen; er bath um Stille, und die Mädchen gehorchten. Alles blieb ruhig, bis sich das Seufzen zu verschiedenen Mahle hören ließ. Am deut-

lichsten vernahm er's, als er dem Schalle folgte, und durch selben dicht an die Statue am Grabmahl gebracht wurde.

„Der Schall tönte da her,“ sprach er, „was ist dieß für eine Bildsäule?“ Niemand wußte ihm diese Frage zu beantworten. Eberhard besah sie sorgfältig von allen Seiten; dem äußern Anscheine nach war sie von Stein, bey näherer Untersuchung aber fand sich, daß sie nur aus gefärbtem Holze bestand. Er rüttelte daran, und versuchte sie zu bewegen; aber sie schien aus einem Stücke mit dem Fußgestelle. Nun betastete er auch dieß an allen Ecken, aber nichts zeigte sich, das seine Neugierde befriedigen konnte. Er hielt inne und horchte; die Seufzer ließen sich von Zeit zu Zeit vernehmen, und seiner Meinung nach mußten sie eben hier heraus dringen. Unzufrieden und noch neugieriger kletterte er an der massiven Figur hinauf, und entdeckte einen kleinen eisernen Knopf zwischen den Schultern der Statue. Erfreut über diesen Fund machte er sich sogleich ans Werk, und drückte den Knopf mit Gewalt zurück. In demselben Moment ließ sich ein rumpelndes Getöse innerhalb der Statue hören, als wenn eine stark gespannte Kette plötzlich zurückschnellte. Von dem Schalle geschreckt führen die Mädchen zusammen, bereit, bey dem ersten Anscheine von Gefahr zu entfliehen; da

aber alles stille und ruhig blieb, umringten sie Eberharden aufs neue, und sahen seinen fernern Verfahren mit banger Neugierde zu.

Weil er nichts weiter auf diese Entdeckung folgen sah, so stieg er herab, als er sich aber an der Hand der Statue anhielt, fühlte er, daß letztere unter seiner Berührung zitterte. Dieß setzte die Zuschauerinnen, welche die Statue für belebt hielten, in neues Schrecken. Eberhard begriff leicht, daß das Getöse, das sich hatte hören lassen, von der Kette entstanden sey, die das Bild an das Fußgestell befestiget, und die er los gemacht habe. Jetzt versucht er noch einmahl die Figur zu bewegen, und mit vieler Mühe gelang es ihm. Er warf sie auf den Boden hinab, daß es laut tönte, und wurde nun an dem Fußgestelle eine oben mit einem schweren eisernen Gitter bedeckte Höhlung gewahr.

Dieß erweckte so viele Neugierde, daß die Mädchen ganz auf ihren Schrecken vergaßen, und ihm aus Kräften beystanden, das Gitter wegzuheben. Dieß gelang ohne Mühe, und nun zeigte sich ihnen ein tiefer Abgrund, in dessen dichtem Dunkel das Auge vergebens forschte. Der Lampenschein war zu schwach um viel zu nützen, nichts war zu unterscheiden, auffer einer schmalen Treppe von rohen ungehauenen Steinen, die in den gähnenden Abgrund führte, und

sich bald in der Finsterniß verlor. Es ließ sich kein Achzen mehr vernehmen, aber niemand zweifelte, daß es aus dieser Tiefe gekommen sey. Eberhard bog sich über die Höhle, und währte jetzt eine Art vom Schimmer unten im Dunkeln zu vernehmen. Aufmerksam sah er hin, und erblickte ganz deutlich ein kleines Lichtchen, das sich bald zeigte, bald wieder verschwand. Er entschloß sich hinab zu steigen. — Die Mädchen widersezten sich alle, aber vergebens, keine hatte natürlichen Muth ihm zu folgen, auch durste er gar nicht daran denken, ihnen die Lampe zu nehmen. Er schickte sich also an im Dunkeln hinab zu steigen.

Die Stufen waren so enge und uneben, daß es nicht viel besser war, als schlich er am Rande eines Abgrundes einher, die Nacht, die ihn umgab, machte seine Tritte unsicher, er mußte die größte Vorsicht gebrauchen, um nicht daneben zu treten und hinab zu stürzen. Endlich gelangte er auf festern Boden, als er erwartet hatte, und fand, die dichte Finsterniß, und die undurchdringlichen Dünste hätten ihm die Stufen viel tiefer vorgestellt, als sie wirklich waren. Unbeschädigt kam er hinunter, jetzt stand er stille und sah sich nach dem Schimmer um, den er vorher wahrgenommen hatte. Umsonst forschte er, alles war dunkel. Er wußte nicht wohin er seine Schritte richten sollte, und überließ sich

Dem Ungefähr, und ging langsam vorwärts. Ein Klage-ton in nicht weiter Ferne erreichte endlich sein Ohr — er ging darauf los, der Ton wurde immer hörbarer, und bald fiel ihm wieder der Schimmer in die Augen, den eine hervor springende Mauer bisher entzogen hatte.

Er sah ein Lämpchen auf einem Steinhau-
fen das mit schwachem Dämmerlichte die
Schrecken eines engen düstern Kerkers in einem
Winkel der Höhle mehr zeigte als zerstreute, auch
ließen sich noch mehrere ähnliche Gewölbe sehen,
deren Tiefe sich aber in der Finsterniß verlor.
Kalt leckte das Flämmchen die feuchten Mauern,
und spiegelte sich an ihrer bethauten Oberfläche;
ein dicker verpesteter Dampf umwölkte die Höhe
des Kerkers, und Eberhard fühlte, je näher er
trat, einen durchdringenden Frost in jeder seiner
Adern. Jetzt als er noch näher trat, erblickte
er bey der Lampe Flimmern in einer Ecke dieses
eckelhaften Aufenthalts auf Stroh hingestreckt
eine weibliche Figur, halb war sie nackt; ihr
langes verworrenes Haar fiel ihr über das Ge-
sicht, und verberg es fast gänzlich, ein Arm hing
nachlässig an einer Decke hin, die ihre von Frost
hebenden Glieder verhüllte, nicht weit davon
stand ein Korb, und ein kleiner irdener Krug.
Eberhard erbebte vor diesem Anblick. Ekel und
Mitleiden theilten sich in sein Herz, er mußte

sich an das Gemäuer anhalten, so hat ihn dieser Anblick angegriffen. Das Weib blickte nach der Treppe hin. Eberharden verbarg das Gemäuer vor ihren Blicken.

„Niemand kömmt,“ murmelte sie endlich, und seufzte bitterlich. „Niemand kömmt,“ wiederholte sie, „man hat mich vergessen, sie wird nie wieder kommen.“

Einen Augenblick schwieg sie, und fuhr dann klagend fort. „Ach wie schrecklich sind meine Leiden, und ich Thörrinn, wie kann ich noch wünschen, daß so ein elendes Leben länger dauere, und doch, ein solcher Tod! — o Gott! ein solcher Tod! — verschmachten ohne Labung — ach! ich wußte noch nicht was Hunger war — du hast mich redlich unterstützt — edles überirdisches Wesen — blutende Jungfrau, anders weiß ich dich nicht zu nennen — täglich brachtest du mir Labung — wo ich verschmachten sollte; — deine Hülfe machte mich deines furchtbaren geistigen Anblicks vergessen. — Wohlthäterinn! die ich einst verkannte, warum erscheinst du nicht mehr. — Horch! — nein es kömmt niemand — sie wird nie mehr kommen.“

Sie schwieg, der Frost schüttelte sie, sie zog ihre Lumpen über die nackte Schulter.

„Ach wie friert mich. Immer noch kann ich mich nicht an die Dünste dieses Kerkers ge-

wöhnen; — aber was thut's, bald werd ich noch kälter seyn, und es nicht mehr fühlen."

Sie trocknete ihr Aug mit einer Haarlocke, dann streckte sie die Hand nach dem Krüge, forschend aber hoffnungslos sah sie hinein, seufzte, und setzte ihn wieder hin.

„Leer — ganz leer — nicht ein Tropfen — nicht ein Tropfen meinen lechzenden brennenden Gaumen zu fühlen, Schätze gäbe ich, um einen Schluck Wasser.“ — —

Eberhards Herz fühlte sich mit jeder Minute inniger gerührt, der erste Anblick eines solchen Elendes hatte ihn empört, jetzt konnte er sich sanfter der Gefangenen nähern. Sie hörte seinen Gang, und erhob ein Freudengeschrey.

„O Gott!“ rief sie: „es kommt jemand, die blutende Jungfrau kommt mit Labung. O Wohlthäterinn! gib mir zu trinken, ich vergehe vor Durst, bin so schwach, daß ich mich kaum in die Höhe heben kann.“

Eberhard, voll Furcht, ihr durch eine Überraschung in ihrem gescheuchten Zustande zu schaden, wußte nicht, wie er sie anreden sollte, was sie mit der blutenden Jungfrau meinte, verstand er gar nicht, und hielt ihre Sinne für zerrüttet.

„Es ist Ihre Wohlthäterinn nicht,“ sprach er, „aber ein theilnehmender Freund — der“ —

Jetzt hob sie die Arme auf, und warf einen festen Blick auf den Fremden.

„Großer Gott! ist's keine Täuschung — ein Mann! — Wer seyd Ihr? was wollt Ihr?“

„Ihr Elend lindern.“

„Lindern? lindern? sagt Ihr? Ist es Wahrheit, kommt Ihr mich zu retten? O spricht! spricht geschwind! ehe ich eine Hoffnung nähre, deren Vernichtung mich vernichten würde.“

„Ruhig, Liebe,“ antwortete Eberhard mit mitleidsvoller Stimme. „Sie haben nichts zu fürchten, noch wenig Minuten, und Sie sind frey. Vertrauen Sie sich meinem Schutze, geben Sie mir ihre Hand, fassen Sie Muth, ich will Sie an einen Ort bringen, wo Sie jeder Pflege genießen sollen, die Ihre Schwäche erfordert.“

Die Gefangene. (freudlg) O der Himmel wird dir dein Erbarmen für eine Unglückliche lohnen, ich will mit dir gehen lieber Fremder, ich will mit dir gehen — o reiche mir deine Hand.

Er hob sie auf, aber die Freude hatte sie allzugewaltig erschüttert, sie sank ohnmächtig zusammen. Eberhard faßte die Unglückliche mit Stärke an, er trug sie nach der Treppe, die Mädchen im Gewölbe empfingen ihn mit Freudengeschrey, ihn wieder zu sehen, sie glaubten

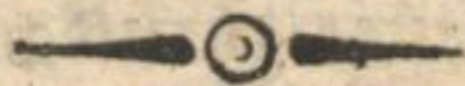
ihn verloren, ihre Freude glich dem Erstaunen, als sie die Unglückliche in seinen Armen gewahrten. Eberhard glaubte, daß nun die Gefahr vorüber sey, und beschloß mit der Unglücklichen die Höhle zu verlassen, die Mädchen wollten ihm eben folgen, als plötzlich ein helles Licht aus verschiedenen Gängen auf die Mauern fiel; zugleich hörten sie Leute, deren Zahl beträchtlich schien, sich schleunig nähern. Die Mädchen erschrocken, sie glaubten ihren Aufenthalt entdeckt, und die Mörder in Anmarsch, sie ließen die Gefangene in ihrer Ohnmacht liegen, und drängten sich um Eberharden, den sie an sein Versprechen, sie zu schützen, ermahnten. Die schöne Klara allein vergaß ihre eigene Gefahr, und fuhr fort der Unbekannten beyzustehen. Sie lehnte deren Kopf an ihr Knie, rieb ihre Schläfe mit stärkendem Wasser aus einer Phiole, wärmte ihre Hände, und beneßte sie mit Thränen des Mitleids. — Dieß entging Eberharden nicht, und er fühlte tief den Werth ihres schönen Herzens. Jetzt kamen die Fremden näher, und setzten Eberharden in den Stand, die Mädchen von ihrer Furcht zu befreuen. Sein Nahme von einer Menge Stimmen gerufen, unter denen er die Theodors erkannte, halte von den Gewölben wieder, und er sah, daß man nur ihn suche. Nun erschien Theodor mit Fackeln und Bewaffneten, sie hat-

ten ihn überall gesucht, um ihm zu berichten, daß das Volk ganz zerstreut, und der Auflauf getilgt sey. Eberhard erzählte kürzlich sein Abenteuer in der Höhle, und zeigte ihnen, wie sehr die Unglückliche Hülfe bedürfe; er befahl sie, so wie die Mädchen, der Sorgfalt seinen Gefährten an. Theodor und die Soldaten nahen sich nun, die Ohnmächtige auf ihre Arme zu nehmen; aber kaum traten sie mit den Fackeln näher, als Theodor einen lauten Schrey ausstieß, und zu der Ohnmächtigen hinstürzte. „Bertha, um Gotteswillen, das ist ja Bertha!“ rief er und schlug erstaunensvoll die Hände zusammen. „Wer ist diese Bertha?“ fragten einige; „das ist Bertha, Bernards todt geglaubte Geliebte,“ riefen andere und drängten sich näher, voll Bewunderung, voll Mitleid, voll Freude. Doch Hülfe war nothwendig, die Soldaten nahmen sie auf ihre Arme. „Gerne,“ sprach Eberhard, „würde ich sie begleiten, aber mein Freund Raimund wird allenfalls so für Sie sorgen, mich rufen andere Geschäfte, ich muß die Höhle da unten und die geheimsten Winkel durchsuchen, ich kann nicht ruhen, bis ich mich überzeuge, daß außer diesem bejammernswürdigen Opfer keines mehr in diesen Gewölben schmachte. Sogleich both sich ein großer Theil der Bewaffneten zu seiner Begleitung an.

Die Mädchen wurden nun voll Dankbarkeit gegen Eberharden aus der Höhle geführt. Klara both sich an, die arme Bertha zu sich in ihres Vaters Wohnung, die am nächsten am Stadthore lag, zu nehmen, und ihrer nach Kräften zu pflegen, um sogleich ihr besser Befinden Eberharden zu wissen zu machen. Die Wahrheit zu gestehen, versprach sie letzteres aus doppelter Ursache. Eberhards Freundlichkeit, Artigkeit und Unerschrockenheit hatte sie lebhaft gerührt, und dieß gab ihr natürlich Gelegenheit, diesen lebenswürdigen Mann öfter bey sich zu sehen. Man trennte sich, Theodor begleitete Berthan, von der er nicht mehr zu trennen war.



Achtzehntes Kapitel.



Nach reifer Überlegung beschloß nun Eberhard keine Zeit zu verlieren, die Bewaffneten, die bey ihm geblieben waren, in zwey Haufen zu theilen, er wollte mit der einen Hälfte die Höhle und ihre Gänge durchsuchen, die andere Hälfte sollte in die Gefängnisse hinab steigen, wo er Berthan gefunden hatte. Man theilte sich; bald verschwanden die Fackeln der Letztern in die Tiefe in die sie hinab stiegen, und Eberhard verlor sich in den Gängen. Schaurig waren die Klüfte durch welche sie fortgingen, laut schallten ihre Fußtritte in den öden Hallen, da strauchelte Eberhard plötzlich, und fiel der Länge nach auf den Boden, er raffte sich zwar schnell auf, aber Grausen erfüllte seine ganze Seele, als er im Aufheben auf einen haarigten eiskalten Menschenkopf griff, man eilte mit

den Fackeln herbey, und sah staunend einen Leichnam an der Mauer liegen — schrecklich verzehrt durch einen gewaltsamen Tod, ohne daß man die Spur einer Wunde an ihm bemerkte. „So ist denn dieser Ort uns zu Schrecken und Entsetzen gewidmet,“ rief Eberhard. — „Er bewegt sich,“ schrie einer, der am nächsten bey dem Leichname stand, und wirklich hatte der heftige Fall, den der gerüstete Eberhard über ihn that, noch einmal seine Lebensgeister zurückgerufen — er schlug seine matten Augen auf — „Ach noch — noch einmahl erwache ich zu Leiden,“ lispelte er mit gebrochener kaum vernehmbarer Stimme. Eberhard beugte sich über ihn herab. „Unglücklicher!“ sprach er, „was brachte dich in diesen Zustand — ist Rettung noch möglich?“

Der Sterbende. Nein — die ist zu spät — aber rettet — rettet eine Unglückliche — Dort rechts, tief unter der Erde — hinter der Bildsäule am Grabmale —

Eberhard. Bertha ist gerettet.

Der Sterbende. O Gott sey Dank.

Eberhard. Und du wußtest um ihre Leiden?

Der Sterbende. Wußte darum, und linderte sie nicht.

Eberhard. Ungeheuer!

Der Sterbende. Recht so — recht —
 o hört ganz meine Thaten, damit ich mit Fluche
 belastet von hinnen scheide — Gott ist gerecht,
 seine Strafe hat mich schrecklich erreicht — in
 mir wüthet Gift — Gift, daß die Mitgenossinn
 meiner letzten Thaten, die Baroninn Lindenberg,
 mir gab. Ein Ausdruck des Staunens von Al-
 len unterbrach ihn, dann fuhr er fort:

„Mein Vater besaß den Pallast, unter dessen
 Ruinen ich sterbe; er lebte vom Raub und Mord,
 die Wohnung seiner Schandthaten wurde zer-
 stört — ich floh — und lebte viele Jahre mit
 der Lindenberg im sträflichen Umgange — ihrer
 satt, trennte ich mich, kam nach vielen Begeben-
 heiten, nach manchen verübten Greuelthaten nach
 Prag, und nahm Dienste bey Ambrosio — da
 verband ich mich mit Räubern, die sich lange hier
 aufhielten, und ihre Opfer hieher schleppten und
 mordeten — an mehr als hundert solchen Tha-
 ten habe ich Antheil — die Lindenberg kam hie-
 her — wir erkannten uns, ich begann sie wie-
 der zu lieben — da entdeckte sie mir ihre Rache,
 die sie an Berthan ausüben wollte, und ich, ge-
 nau bekannt mit allen Winkeln dieser Klüfte —
 zeigte ihr, wo sie Berthan am Besten verbergen
 könne, schleppte sie selbst hieher.“ „Mehr als
 Teufel,“ schrie Eberhard, und schwang das Schwert
 über seinem Haupte. —

Der Sterbende. Der Tod hat mich schon ereilt, nur noch zwey Bekenntnisse, und ich sterbe, um in die mich erwartenden Leiden der Hölle zu sinken. Ich entzweyte mich mit der Baroninn, weil sie mich nicht mit nach Linden-berg nehmen wollte, drohte ihr, ihren Plan zu verrathen, wenn sie meinen Willen nicht befolgte; sie scheute mich, und brachte mir Gift bey — Ambrosio — hat ihr dieses Gift gegeben, dieses ist mir nun klar; ich floh hieher, als ich die Rächer nahen sah; hier hat mich der Tod hilflos erreicht. — Ach vielleicht — könnt Ihr auch noch ein zweytes Opfer retten. — Dort — dort ist — — aber schnelle Zuckungen hinderten ihn zu sprechen — er sank in konvulsivische Zuckungen hin — Eberhard konnte seinen Anblick nicht ertragen — er wandte sich weg von dem schändlichen Verbrecher, als er plötzlich aus dem Innern der Klüfte Leute sich nahen hörte: ein lauter durchdringender Schrey scholl in ihre Ohren.

„Zu Hülfe, zu Hülfe, um Gotteswillen!“ schrie eine durchdringende Stimme — Mit Blitzesschnelle flog Eberhard nach dem Orte des Geschreyes, und die Bewaffneten folgten mit gleicher Geschwindigkeit.

Die ganze Zeit über hatte Ambrosio nichts von den fürchterlichen Ausritten geahndet, die ihn

so nahe vorfielen; jeder seiner Gedanken war nur auf Johannem gerichtet. Mathilde, welche die Beschaffenheit und Wirkung der einschläfernden Arznei sehr wohl kannte, hatte genau berechnet, daß sie nicht eher als um die Mitternachtsstunde aufwachen würde. Diese Stunde erwartete er mit Ungeduld; doch trieb ihn diese Ungeduld früher noch aus dem Zirkel der Gesellschaft, er entschuldigte sich mit wichtiger Beschäftigung, und verschloß sich in sein Gemach; kurz vorher, eh die Rächer sich seinem Hause naheten, deren nahe Ankunft er nicht im geringsten ahadete, schlich er heimlich aus seinem Gemache, und kam unbenutzt in den Garten. Er erreichte die Ruinen, hier hielt er inne, und sah argwöhnisch umher, ob Niemand ihn belausche. Wie er so zögernd stand, hörte er den schwermüthigen Laut des Uhus, der Wind heulte durch die Klüfte, Ambrosio schauderte, aber bald verlor dieser Schauer sich, er betrat die unterirdischen Klüfte. Von seiner Lampe geleitet wandte er sich durch die langen Gänge nach dem Orte, wo Mathilde Johannem hingebracht und ihm genau beschrieben hatte. Der Ort dazu war der schauerlichste und schreckhafteste — Verwesene Gerippe und Schädel lagen in wilder Unordnung umher, neben ihnen die schlafende Schöne, deren Wangen schon ein lebhaftes Roth, der Vorbothe des wie-

Blut. Gestalt. D

derkehrenden Lebens, überglühete; in weißes Lei-
 nen gehüllt schien sie die Bilder des Todes um
 sie her anzulächeln. Ambrosio blickte auf die
 modernden Gebeine, die einst vielleicht eben so
 holde und liebliche Gestalten waren: sie riefen ihm
 Burkarden ins Gedächtniß, der durch ihn nun
 in eben diesem Zustande war. Die Erinnerung
 dieser That blitzte durch seine Seele, und ließ
 eine Nacht des Entsetzens darin, er suchte
 sich durch den Anblick Johannens zu erhehlen,
 setzte sich neben sie, und erwartete voll Ungeduld
 die Anzeigen ihres wiederkehrenden Lebens. Aber
 es währte lange, nur allzulange. Ambrosio hat-
 te in der Eilfertigkeit des Kranken zu viel in ihre
 Arzenei gemischt, es nahte sich bald die erste
 Stunde nach Mitternacht, ehe ihre Lebensgeister
 wiederzukehren schienen. Stufenweis sah er nun
 Leben in den dahin liegenden Körper zurückkeh-
 ren. Höher schlug ihr Herz, schneller floß ihr
 Blut, und ihre Lippen bewegten sich. Endlich
 öffnete sie ihre Augen, schloß sie aber gleich wie-
 der, von den Wirkungen des starken Schlastrun-
 kes immer noch betäubt und umnebelt. Ambrosio
 wandte keinen Blick von ihr, endlich zerstreuten
 sich die Dünste, die noch Johannens Vernunft
 verfinsterten: sie richtete sich schnell empor, und
 warf einen wilden Blick umher. Die seltsamen
 Bilder, die ihr überall entgegen kamen, ver-

wirrten sie noch mehr. Sie legte die Hand an den Kopf, als wollte sie ihre zerrüttete Fantasie in Ordnung bringen, endlich ließ sie die Hand wieder sinken, und blickte noch einmahl um sich: auf Ambrosios Gesicht ruhte endlich ihr Auge.

„Wo bin ich?“ sagte sie abgebrochen, „wie kam ich hierher. Wo ist mein Oheim? mir dünkte, ich sah ihn, o ein Traum, ein fürchterlicher schrecklicher Traum warnte mich — aber wo bin ich? laßt mich fort — hier kann ich nicht weilen.“

„Ruhig, schönste Johanne,“ sprach Ambrosio, „Ihnen droht keine Gefahr hier. Sie sind unter meinem Schutze. Wozu diese durchdringenden Blicke, erkennen Sie nicht Ihren Freund, Ihren Ambrosio?“

Johanne. Ambrosio? meinen Freund? — o ja, ich besinne mich — aber warum bin ich hier? Wer hat mich hierher gebracht — warum sind Sie bey mir — hier seh ich nur Bilder des Todes und Schreckens — mich schaudert — Guter Ambrosio, führen Sie mich hinweg, denn mein Traum wird mir so lebhaft, Sie sind so allein da — führen Sie mich hinweg, oder wollen Sie nicht? Sie wollen nicht? Nicht diesen durchdringenden Blick, er erschreckt mich — o haben Sie Erbarmen.

Ambrosio. Wozu diese Furcht, Johanne? was fürchten Sie von mir, da ich sie anbethe? Was

thuts, wo du bist? Diese Gruft scheint mir eine Rosenlaube der Liebe. (seinen Arm um sie schlingend)
O geliebte, innig geliebte Johanne.

J o h a n n e. Zurück, Ambrosio — zurück. Warum haben Sie mich hierher gebracht, dieser Ort durchbebt mich mit Entsetzen. Führen Sie mich hinweg, wenn Sie noch ein wenig Erbarmen, ein wenig Menschenliebe haben. Lassen Sie mich wieder in mein Haus, das ich verlassen habe, ich weiß nicht wie, aber bleiben will ich hier nicht einen Augenblick länger —

Ambrosio, nicht auf den entschloßenen Ton gefaßt, mit dem sie dieß sagte, fühlte Befremdung.

„Fassen Sie sich, Johanne,“ sprach er, „Widerstand ist vergeblich, und ich darf meine Liebe nicht länger verhehlen; hören Sie mich an. Man glaubt sie todt, die menschliche Gesellschaft hat Sie ausgestoßen, hier sind Sie in meiner Gewalt, weder Himmel noch Erde kann Sie hier befreien, als ein Wille, der bloß nach der Erwidrung Ihrer Liebe sich richten wird.“

J o h a n n e. |Weder Himmel noch Erde kann mich retten, Ambrosio? — O sagen Sie mir, in welcher Stunde sind wir nun?

A m b r o s i o. Wozu diese Frage? Bald wird die erste Stunde nach Mitternacht schlagen —

J o h a n n e. Die erste Stunde nach Mitternacht? — (freudig) Allmächtiger Gott — mein Traum,

mein Traum — o tröstende Warnerinn erscheine —
erscheine.

Ambrosio. Tröstende Warnerinn? —
Warnerinn, o welche Erinnerung durchbebt mich
(er geht unruhig auf und ab) — Sollte ihr im
Traume — jenes nächtliche Gespenst erschienen
seyn — sollte —

Johanne sah ihn in Nachdenken versunken,
sie wollte diese Gelegenheit benützen, und ent-
fliehen — der Schall ihrer Tritte weckte ihn aus
seinen dumpfen Dahinstarren, er stürzte der Flie-
henden nach, erreichte sie am Arme, und zog sie
zurück. „Wohin?“ schrie er mit lauter Stim-
me — „gleich zurück.“

Johanne bebte vor der Wuth, die sein Ge-
sicht überzog.

Johanne. Fürchterlicher Mensch, was
willst Du von mir — warum lässest Du mich
nicht in mein Haus zurück?

„In dein Haus?“ spottete ihr Ambrosio
bitter und höhnisch nach, „gewiß, damit du
mich öffentlich anklagen, als einen Heuchler und
Verführer brandmarken könntest, nein, du sollst
nicht von hier, um Prag zu sagen, daß ich ein
Nichtswürdiger bin.“ —

Er verließ sie, und maß die Gruft mit wil-
den raschen Schritten; fürchterlich rollten seine
Augen, die Erinnerung an seine nächtliche Er-

scheinung hatte alle Empfindung der Liebe aus seiner Brust verdrängt. Vergebens sann er hin und her was er mit Johannes thun sollte. — Mitleid regte sich in ihm, aber wie, unter was für einem Vorwande sollte er sie der Welt wieder geben, sie, die öffentlich begraben worden war — er konnte sie mit der Baroninn nach Lindenberg senden — aber wird Johanne nicht in ihrer Herzenseinfalt einst sein Geheimniß verrathen? wird sie den Eid halten, den sie ihm geloben sollte? noch überlegte er dieß, als er den Schall eines schnell herbey eilenden Fußtrittes hörte — es kam näher, und Mathilde floh in augenscheinlicher Bestürzung und Verwirrung herzu.

Bei dem Anblicke eines Fremden stieß Johanne ein Freudengeschrey aus, aber bald verlor sie ihre Hoffnung und Hülfe, denn Mathilde wandte sich ohne die geringste Verwunderung über das was sie sah mit folgenden Worten an Ambrosio:

„Was ist zu thun Ambrosio, wären die Auf-
rührer nicht durch irgend ein Mittel zerstreut wor-
den? Ambrosio dein Haus steht in Flammen,
die Baroninn ist ein Opfer der Volkswuth ge-
worden. Man sucht dich überall, niemand weiß
was aus dir geworden ist, ich benützte die Ver-

wirrung, und eilte her dich vor der Gefahr zu warnen.

„Gut,“ versetzte Ambrosio, „wir wollen hier verborgen bleiben.“

Matilde. Unmöglich, die Gräfte sind voll Bewaffneter, man durchsucht alle Gänge — nur tiefer hinein noch ist eine Kluft, in die sie nicht dringen können, wenn wir von innen einen hinzu bereiteten Stein vorwälzen. Hier würde man dich auffangen, wird die Ursache wissen wollen, warum du um diese verdächtige Stunde dich hier befindest, man wird Johannes antreffen, und dann bist du auf immer verloren.

Ambrosio. Was wollen Sie von mir, warum suchen Sie mich, bin ich ihnen verdächtig? sag Matilde, sag.

Matilde. Noch nicht, aber bald kanns geschehen, die einzige Möglichkeit ihrer Bemerkung zu entgehn ist noch der Ort den ich anzeigte.

Ambrosio. So laß uns eilen.

Matilde. Und Johanne? würde sie nicht um Hülfe rufen, wenn sie ihren Retter so nahe weiß —

Ambrosio. O welches Hinderniß!

„So entferne ich dieses Hinderniß,“ unterbrach ihn Matilde, und floh mit gezücktem Dolche auf die Unglückliche zu.

„Halt! halt!“ schrie Ambrosio, und entwand ihr den schon gehobenen Stahl. „Grausame was willst du beginnen, durch deinen Rath, Verworfene, hat die Unglückliche schon genug gelitten, o wäre ich nie dir gefolgt.“

Mathilde warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Deine Thorheit verdient, daß ich dich deinem Unglücke überlasse, ich entsage unserm Bunde, wer vor einen so unbedeutenden Verbrechen zittert, verdient nicht meinen Schutz. Horch, — horch — hörst du die Rächer Ambrosio? sie kommen und nahe ist dein Verderben.“ In diesem Augenblicke hörte Ambrosio den Schall entfernter Stimmen. Da er noch für sich hinstarrte und überlegte, sah er Johannes schnell fortschlüpfen, und mit der Geschwindigkeit eines Pfeils dem Geräusche entgegen eilen. Aufmerksam hatte sie Mathil entgegengehört, von Rettung vernommen, und richtete daher ihren schnellen Lauf nach dem Orte, woher die Stimmen kamen. Aber Ambrosio verfolgte sie, sobald er sich vom ersten Schrecken ermannet hatte. Umsonst verdoppelte Johanne ihre Schnelle, umsonst strengte sie jede Nerve aufs äußerste an, mit jedem Moment drängte sich ihr Feind näher, dicht hinter ihr hörte sie seine Tritte, und schon fühlte ihr Nacken die Wärme seines Athems. „Zu Hülfe, zu Hülfe, um Gotteswillen,“ schrie Johanne. Ambrosio hohlte sie ein, seine Hand hatte sich mit dem Dolche gehoben, mit von Grimm

funkelnden Augen stieß er nach der Unglücklichen und — plötzliches Erstarren durchfloh seine Glieder, zwischen ihm und Johannes stand die blutende Jungfrau mit all ihrer Schauerlichkeit und Angst. Ambrosios Auge hatte der Schrecken weit geöffnet, seine Haare sträubten sich empor; Johanne war ohnmächtig zusammengesunken — mit starren Augen sah ihn die schreckliche Erscheinung an, mit Blicken die sein Herz zermalmten.

Er konnte nicht länger ihren Anblick ertragen, und sammelte alle seine Kräfte, um entfliehen zu können. Jetzt kamen die Männer mit den Fackeln näher — Eberhard an ihrer Spitze — er bebte zurück bey dem Anblicke der verschleierten mit Blut befleckten Jungfrau. Schauer durchfloh ihn, obschon er ihr Gesicht nicht sehen, ihre geistige Gestalt nicht ahnden konnte. Sie aber nahte sich ihm — „Hier ist eine Unglückliche,“ sprach sie, „die deiner Hülfe bedarf — ohne mich wäre sie verloren gewesen; ich rettete sie, ihr Gebeth und dankbares Andenken soll mir diese That lohnen.“ Gleich als ob ein leichter Nebel durch die Gänge hinstreifte, entschwand sie schnell und leicht den Blicken der Staunenden.

Eberhard beugte sich um Johannes, aber mehrere der Bewaffneten hatten Ambrosion mit dem Dolche entfliehen gesehen, ihm eilten sie nun mit hastigen Schritten nach.

Ambrosio hatte Mathilden erreicht. „Komm — komm“ rief er hastig, — und sie flohen fort, hinter ihnen her die Bewaffneten. — Schon hatten sie ihren letzten Zufluchtsort erreicht, schon wollten sie den Stein vorwälzen, der sie verbergen sollte, als die Bewaffneten nahen, und in die Höhle stürmten. Ambrosio hatte den Dolch, den er Mathilden entrisen hatte noch in der Faust; er wehrte sich verzweiflungsvoll, verwundete einige, aber man ergriff ihn, und riß ihn zu Boden. Auch Mathilde wurde zu Boden gerissen, gebunden und fortgeschleppt. Eberhard war indes um die ohnmächtige Johanne beschäftigt, wie staunte er, als er sie erkannte. Er hatte der Gräuel genug in diesen unterirdischen Gegenden gesehen, ihn verlangte nach freyer Luft und Erholung. Mit der ohnmächtigen Johanne, mit den gefangenen Ambrosio und Mathilden verließ er die Gewölbe, und eilte, von Soldaten begleitet, nach der Stadt zurück. Er wußte für Johannen keinen bessern Ort, als das Haus der schönen Klara — dort hatten sich auch die Väter und Freunde der Mädchen eingefunden, dort war Bertha bereits durch Hülfe eines Arztes in besserem Zustande, dort war Raimund, der mit Staunen und unaussprechlichen Entzücken seine Johanne sah. Nur Bernard fehlte, und Eberhard eilte ihn vorzubereiten. Wie ein tröstender

Engel erschien er ihm mit der Nachricht, daß seine Bertha noch lebe, die er ihm jedoch nur Stufenweis beybrachte. Bernard konnte nicht umhin ohne sie zu sehen, er ließ sich in einer Sänfte nach Klarens Wohnung bringen. Die Liebenden, die sich alle so unvermuthet gefunden hatten, fühlten die Last ihres Kammers nicht mehr in ihren Umarmungen. Nur Eberhard stand seitwärts bey Klarens Vater und labte sich an dem Anblicke des entzückenden Wiedersehns. „Ach,“ sprach er, „daß ich auch so glücklich seyn könnte.“ „Was hindert Sie daran?“ fragte Klarens Vater. „Nichts als Ihre Einwilligung mein Bester.“

„Wie, versteh ich Sie recht?“

„Vollkommen mein Bester, die guten Eigenschaften Ihrer Tochter haben meine sonst jeden Zwang scheuendes Herz gerührt, Sie kennen meinen Stand und meine Lage, Sie würden mich glücklich machen.“

„Wenn meine Klara will, so steht meiner Einwilligung nichts im Wege.“ —

„Holde Klara — Ihr Vater — o sagen Sie, würden Sie nicht mit mir das Kleeblatt der Liebenden vollkommen machen wollen?“ Klara sah ihren Vater an, sie las Einwilligung in seinen Mienen, schlug die Augen zu Boden, und reichte Eberharden ihre Hand dar; der Jubel war allgemein. Als der erste Freu-

Dentaumel sich gelegt hatte, begann jedes seine
 Begebenheiten und Abenteuer zu erzählen. Über-
 all fand man den wohlthätigen Einfluß der blu-
 tenden Jungfrau mit verwebt, nur Bernard konn-
 te ihnen Aufschluß geben, wer sie eigentlich sey,
 er that's, und alle staunten, segneten sie, und
 wünschten ihr die so lange schon entbehrte Ruhe
 jenseits des Grabes. Nichts ließ sich sehen von ihr
 — man weihete sich nun allgemein der Freude,
 bald erlangten Bernard und Bertha ihre verlor-
 nen Kräfte wieder, und am achten Tage nach
 dieser Begebenheit feyerten die drey Freunde ihre
 Verlobung mit ihren Geliebten, die die innig-
 sten Freundinnen wurden. Man feyerte diesen
 Tag mit einem glänzenden Feste bis spät in die
 Nacht — endlich als schon allgemach die Gäste
 nach Ruhe, und die Brautpaare nach ihren Ge-
 mächern sich sehnten, verstummte der Ton der Mu-
 sik, jedes suchte seinen Ort zur Ruhe — noch
 wollten sich die liebenden Eheleute legen mitsam,
 in Bernards Gemach gaben sie sich den Abschieds-
 fuß, wünschten sich lächelnd eine gute ruhige
 Nacht, als plötzlich der Ton einer sanften Har-
 monie in ihre Ohren tönte, und sie verstummen
 machte, sie horchten, sie ahndeten und schauder-
 ten, melodisch waren die Töne, balsamischer
 Duft floß um sie her — durch die Töne der Har-
 monie ließ sich eine sanfte Stimme hören.

Lebt glücklich und zufried'n
 Auch mir ist Glück begeben
 Die harte Wanderung ist nun vorbey
 Zwen Opfer heiler Wollust sind gerettet
 Und Satan in der tiefsten Höhle angefettet
 Lebt wohl, und segnet mich, und bleibt der Tugend treu.

Gleich dem Lispeln des Zephts verloren sich
 allmählich die sanften Akkorde, es ward wieder
 stille und feyerlich um sie her, die Lieberden
 sanken auf ihre Knie, und dankten und segneten
 ihre Wohlthäterinn, und wünschten ihr die ewi-
 ge Ruhe.

Sie lebten glücklich und tugendhaft, spen-
 deten Wohlthaten aus, wo sies vermochten, stets
 waren ihre Häuser die Zuflucht der gekränkten
 Tugend und Unschuld, die Weiber trockeneten
 durch Mitleid die betrübten Thränen, die Män-
 ner bekämpften das Laster, wo sies vermochten.
 Brigitta, die die Baroninn verrathen hatte, mit
 ihren Geliebten, und Theodor, wurden reichlich be-
 lohnt, und blieben treue Diener ihrer Herrschaft.



Neunzehntes Kapitel.

Doch ist unsere Geschichte noch nicht am Ende; noch ist Ambrosio und Mathilde vorhanden, deren Schicksal jetzt näherer Aufklärung zuschreitet. Man hatte beyde gefänglich eingezogen, und Wallenstein, entrüstet über die grausen Dinge die er vernahm, hatte beschlossen, strenges Gericht über sie zu halten. Man schleppte Ambrosio'n aus dem tiefen dumpfigen Kerker, in dem er nun lag, zum Verhör. In einen schwarz behangenen Saal wurde er geführt. Umgeben mit feyerlichem Ernste saßen die Richter an der schwarzen Tafel, und hatten die bey Mathilden gefundenen Werkzeuge ihrer Beschwörungen vor sich liegen; neben ihnen lagen die schrecklichen Werkzeuge der Tortur, umgeben von Henkern, die des Winkes der Richter lauerten, um den Gefangenen zur grausamsten



Reinigung zu übernehmen. Ambrosio sah diese Werkzeuge mit Schauern: aber er beschloß lieber zu sterben unter den Händen der Peiniger, als seine Thaten zu bekennen. Er läugnete standhaft, und behauptete, da er nicht wußte, daß man auch Mathilden gefangen genommen habe, von ihren vorgezeigten Geräthen der Zauberey nichts zu wissen. Jetzt zogen die Richter an einer großen Glocke. Eine Thüre, der, durch welche Ambrosio gekommen war, gegen über, drehte sich schwer in ihren Angeln. Ein Knecht trat herein; ihm folgte die schöne Mathilde: und zusammenschrak Ambrosio. Wild hing ihr Haar um ihr Gesicht; bleich waren ihre Wangen; eingefallen ihr Auge. Sie warf einen traurigen Blick auf Ambrosio'n, den er durch einen voll Abscheu erwiderte. Ambrosio hatte nichts bekant, aber Mathilde hatte ihren ehemahligen Muth gänzlich verloren. Sie fiel auf ihre Kniee, bekannte ihr Einverständnis mit den bösen Geistern, erzählte alles getreulich was zwischen ihr und Ambrosion vorgefallen war, und verschwieg den Mord Burkards nicht. Verachtung und Abscheu zeigte sich auf den Gesichtern der Richter. Ambrosios Läugnen half nun nichts mehr, und der Tod durch langsames Feuer ward ihnen als Lohn ihres Umgangs mit den Geistern der Hölle zuerkannt. Schon am folgenden Tage wollte man

eilen, die Bösewichte ihres elenden Daseyns zu entledigen.

Man führte beyde nach ihren Kerkern. Da lag nun Ambrosio trostlos. Seine Thaten, sein Sturz von der ehemahligen Höhe, auf der er so stolz triumphirte, sein schrecklicher Tod — alles dieß bestürmte ihn, und brachte ihn der Verzweiflung nahe. Er rasete, er weinte, er bethete, und fiel in stumme Verzweiflung. In einer Angst, fast zu mächtig für ein menschliches Wesen, sah er die Nacht herannahen, die letzte, die er noch leben sollte. Er entwarf tausend leere Plane, den Strafen der Gegenwart und Zukunft zu entgehen — jenes war unmöglich — zu diesem raubte ihm die Verzweiflung die einzigen Mittel. Seine Sünden standen kolossalisch vor ihm; er verzweifelte an Vergebung. In dieser Überzeugung überließ er sich, statt sie bußfertig zu bereuen, der verzweifelsten Wuth, und fluchte der Stunde seines Daseyns. Wie die kargen Lichtstrahlen, die zwischen den Gittern seines Kerkers durchdrangen, nach und nach verschwanden, und die bleiche flimmernde Lampe an deren Stelle trat, verdoppelten sich seine Schrecken: seine Vorstellungen wurden finsterner, feyerlicher, trostloser. Er fürchtete den Schlaf, denn kaum schlossen sich seine Augen vom Weinen ermüdet, so schienen die furchtbaren Bilder verkörpert, die ihn den
 Tag

Tag über umgeben hatten, und schreckten ihn aus der Ruhe auf. Sein Gemüth grenzte mehr an Wahnsinn; betäubt lag er auf dem kalten Boden des Kerkers; Dumpfheit fesselte seine Seelenkräfte, und mehrere Stunden blieb er unfähig zu sprechen, ja selbst zu denken.

„Sieh auf, Ambrosio!“ sprach eine Stimme, deren Ton er wohl kannte.

Ambrosio erhob seine trüben Augen — vor ihm stand Mathilde. Sie trug ein Weibergewand kostbar und zierlich. Zahllose Diamanten bedeckten sie; ihr Haar umflocht eine Rosenkrone; in der Rechten hielt sie ein kleines Buch. Von ihrem Gesichte strahlte der Ausdruck lebhafter Freude, doch immer gemischt mit einer wilden gebietherischen Majestät, die Ambrosio'n mit Scheu durchdrang, und sein Entzücken bey ihrem Anblicke zurück schreckte.

„Du hier, Mathilde?“ rief er endlich, „wie kamst du herein? wo sind deine Ketten? was bedeutet diese Pracht, und die Freude, die in deinen Augen funkelt? — Hast du deine Richter erweicht? habe ich Hoffnung zu entkommen? — D antworte! sag' mir, was habe ich zu hoffen oder zu fürchten?“

„Ambrosio!“ versetzte sie mit hoher Würde, „ich spotte der Macht der Richter; — ich bin frey: — wenig Augenblicke, und Königreiche
Blut. Gestalt. 3

liegen zwischen diesem Kerker und mir; doch er-
 kaufte ich meine Freyheit um einen theuren Preis.
 Wagst du Ambrosio, sie zu bezahlen, wie ich?
 — Du schweigst? — In deinen Augen mahlen
 sich Argwohn und Bestürzung — ich lese deine
 Gedanken, sie sind gegründet. — Ja Ambrosio,
 ich habe für Leben und Freyheit alles geopfert.
 Es ist geschehen, und könnte ich, ich möcht's
 nicht ungeschehen machen. O mein Freund! un-
 ter solchen Martern zu sterben, zu sterben unter
 Flüchen und Verwünschungen, allen Demüthi-
 gungen der Schande und Ehrlosigkeit ausgesetzt
 seyn — wer kann ohne Entsetzen an ein solches
 Ende denken? — Und so jubele ich dann über
 meinen Tausch. Ich habe ein Leben gerettet, das
 ich unter Martern aufgeben sollte, und alle Freu-
 den des Lebensgenusses stehen in meiner Macht.
 Die Geister des Abgrunds gehorchen nun ihrer
 Gebietherinn. Ungezähmt will ich nun jede Lei-
 denschaft bis zur Sättigung genießen, und dann
 sollen meine Sklaven mir neue Freuden ersinnen,
 meinen abgestumpften Geschmack zu reizen. Un-
 geduldig eile ich meine neue Herrschaft zu üben.
 Mich verlangt nach Freyheit; nichts konnte mich
 noch an diesen abscheulichen Ort zurück halten,
 als die Hoffnung, dich zu meiner Nachahmung
 zu überreden. Ambrosio! noch liebe ich dich;
 gerne möcht' ich dich vom nahen Verderben ret-

ten; fordere deine Entschlossenheit auf, und folge meinem Beyspiele."

Schweigend erwartete sie Ambrosios Antwort; schauernd gab er sie: „Mathilde!“ sprach er mit leisem schwankenden Tone, „welchen Preis bezahltest du?“

Fest und unerschrocken antwortete sie: „den Preis meiner Seele.“

„Elende, was hast du gethan? nur wenig Jahre, und welche schreckliche Martern erwarten dich.“

„Und dich, schwacher Mensch? — nur diese Nacht noch, und welche schreckliche Martern erwarten dich. Doppelt ausgesucht ist deine morgige Pein. Gedenkst du der Schrecken des Feuer-
todtes? Was wirst du beginnen, wenn man dich an den Pfahl bindet? Hoffst du immer noch auf Gnade? Täuschest du dich immer noch mit Hirn-
gespinnsten deiner Erlösung? Thor! öffne die Augen, und komme zu dir; laß dich warnen, und erkaufe durch den Muth eines Augenblicks Jahre lange Freude. Genieße der Gegenwart, und vergiß der Zukunft, die dahinter liegt.“

„Mathilde! Mathilde! ich kann deinem Rathe nicht folgen.“

„Gut, ich sage nichts mehr. Ich eile zur Freude, und überlasse dich dem Tode und ewigen Qualen.“

„Noch einen Augenblick, Mathilde! du gebiethest den Geistern der Hölle, du kannst diese Pforten aufsprengen, kannst mir diese lastenden Ketten abnehmen — rette! ich beschwöre dich, rette mich aus diesem Aufenthalte des Schreckens.“

„Du verlangst den einzigen Dienst, der außer meiner Macht ist. Das einzige mußte ich geloben, Keinen aus dem Elende zu reißen, wenn er nicht selbst mitwirkt.“

„Ich will meine Seele nicht der Verdammniß übergeben.“

„So beharre denn in deiner Hartnäckigkeit, bis sie dich an den Pfahl binden. Zu spät wirst du dann bereuen, und nach Hülfe schmachten. — Doch noch eins. Sollte noch vor der Todesstunde deine Entschlossenheit erwachen, so benütze dieß Mittel, dich zu retten. Nimm dieses Buch, sobald du die vier ersten Zeilen der siebenten Seite rückwärts liesest, wird der Geist, den du schon einmahl sahst, dir erscheinen. Bist du klug, so sehen wir uns wieder, wo nicht, so lebe wohl auf immer.“

Sie ließ das Buch zur Erde fallen; in einer Wolke von blauem Feuer gehüllt, mit einer schwebenden Bewegung der Hand verschwand sie. Der vorübergehende Glanz der Flammen schien des Kerkers Finsterniß noch zu vermehren. Ambrosio faltete seine Hände, und versank in verwirrende

unzusammenhängende Betrachtungen. Bald kehrte Raserey in seine Brust zurück; immer näher rückte die schreckliche Todesstunde. Bald wüthete er in seinem Haupthaare, rang die Hände, und wimmerte laut und schrecklich. In einem dieser Augenblicke fiel sein Auge auf Mathildens geheimnißvolle Gabe. Die Ausbrüche seiner Wuth stockten: ernstlich sah er auf das Buch, und nahm es, aber sogleich warf er es wieder mit Entsetzen von sich. Hastig ging er auf und nieder, hielt wieder ein, und blickte aufs neue auf das Buch: es both ihm eine Zuflucht vor die Pein, die ihm drohte. Er hob es wieder auf, und stand eine Zeit unentschlossen, verwirrt. Die Erinnerung an den baldigen Feuertod gab endlich seiner Entschließung den Ausschlag. Er öffnete den Band, aber so verwirrt, daß er anfangs die angezeichnete Seite umsonst suchte. Jetzt nahm er seinen ganzen Muth zusammen: er schlug die siebente Seite auf, und begann sie laut zu lesen; aber oft verirren sich seine Augen von dem Buche, weil er sich ängstlich nach dem Geiste umsah, den er zu erblicken wünschte und fürchtete. Doch beharrte er in seinem Vorhaben, und versuchte mit bebender Stimme und öftern Unterbrechen, die vier ersten Zeilen jener Seite zu endigen.

Sie waren in einer Sprache, von der er gar nichts verstand. Jetzt sprach er das letzte Wort,

und schon erfolgten die Wirkungen des Zaubers. Ein lauter Donnerschlag ließ sich hören, der Kerker erzitterte in seinen Tiefen, ein Blitz zischte durch die Höhle, und auf schweflichten Wirbelwinden getragen, stand der Geist vor ihm. Aber nicht wie dort, als er auf Mathildens Geheiß jene holde Gestalt angenommen hatte. Er erschien in seiner ganzen Häßlichkeit, eine düstre Schwärze umfloß seine gigantische Gestalt, in seinen Augen glühte ein Grimm, vor dem auch das unerschrockenste Gemüth zusammen gesunken wäre, über seine Schultern ragten zwey ungeheure schwarze Schwingen, und statt des Haares hingen Schlangen an ihm herab, die seine Stirn mit furchtbaren Zischen umwanden, in der einen Hand hielt er ein Pergament, in der andern einen eisernen Griffel, und wiederhohlte Donnerschläge schienen die Zertrümmerung der Natur zu verkünden.

Außer sich über eine so unerwartete Erscheinung starrte Ambrosio sprachlos den Geist an, jetzt verstummte des Donners Rollen, und Stille herrschte in dem Kerker.

„Warum hast du mich gerufen?“ sprach der Geist mit einer Stimme von Schwefeldunst zur Heiserkeit gedämpft.

Bei diesem Schalle schien die Natur zu zittern, ein mächtiges Erdbeben erschütterte den

Boden, und ein neuer Donnerschlag ließ sich hören, lauter und fürchterlich als der erste. Lange vermochte Ambrosio nicht zu antworten.

„Ich bin zum Tode verurtheilt,“ sprach er mit matter Stimme, und sein Blut gerann bey jedem Blicke auf die entsetzliche Erscheinung — „rette mich, hebe mich von hinnen.“

„Willst du mir meiner Dienste Sold zahlen? Hast du Herz, dich mir zu ergeben? sprich ja, und ich bin dein Slave.“

„Und gibt es keinen geringern Preis, kann dir nichts gnügen als mein ewiges Verderben. Geist, zu viel verlangst du, diene mir nur eine Stunde, und ich will dir hundert Jahre dienen, bist du zufrieden?“

„Nein, ich fordere Ergebung auf ewig.“

„Abscheulicher, das werd' ich nie eingehen.“

„Ambrosio, bedenk' es, zum Feuer bist du verurtheilt, durch mich kannst du ihm entgehen, der schreckliche Tod naht, ich biethe dir der Freuden Bollgenuß dar — in deinen schönsten Jahren willst du so schrecklich verderben? Freuden winken dir da — schreckliche Martern ergreifen dich hier — kannst du noch wählen?“

Ambrosio starrte vor sich hin, der Geist schilderte ihm die nahe Todesangst mit schrecklichen Farben, und benützte so mächtig Ambrosios Verzweiflung, daß dieser das Pergament annahm.

Jetzt tauchte er den eisernen Griffel in eine Ader seiner linken Hand, der sogleich voll Blut war. Bitternd faßte ihn Ambrosio, legte das Pergament vor sich, und wollte es unterzeichnen, plötzlich hielt er inne, und warf den Griffel von sich. —

„Was hab ich vor?“ schrie er, und wandte sich zu dem Geiste mit Verzweiflung im Gesichte, „entflieh hinweg, ich unterzeichne nicht.“

„Thor!“ rief der Geist im Borne, und in seinen Augen blitzte ein Grimm, der Ambrosion fast vernichtete. „Spielst du so mit mir? So gehe dann, wüthe in Todesangst, verschende unter Martern, aber hüthe dich meiner noch einmahl zu spotten, rufe mich nicht wieder, ohne mein Erbiethen anzunehmen, wage es nicht mich noch einmahl umsonst zu beschwören, und schrecklich soll meine Rache seyn.“

Schrecklich rollte der Donner, tief erbebte die Erde, von lautem Geheule hallte der Kerker, und der Geist stürzte sich in die Tiefe, aus der die Schwefelflammen empor schlugen.

Anfangs erfreute sich Ambrosio seines Siegs über den Verführer, aber näher und näher kam die Stunde der Strafe, und mit ihr kehrten alle seine Schrecken zurück. Ja sie überfielen ihn mit doppelter Macht, ein schmaler Lichtstreif zeigte den werdenden Tag, die Stunde seines Todes,

Das Blut hörte auf in seinen Adern zu rinnen, jeder kommende Augenblick war von Tod und Marter schwanger, er erwartete die Henker in seinem Kerker zu sehen, und ergriff verzweifelnd noch einmahl das Zauberbuch. Er wandte schuell die siebente Seite um, und überließ sie schnell, als fürchte er das Nachdenken eines Augenblicks, die verderblichen Zeilen. In der Mitte seiner vorigen Schrecken stand der Geist abermahl vor ihm da.

„Du hast mich gerufen,“ sprach er, „bist du jetzt entschlossen, gehst du meine Bedingungen ein? du kennst sie. — Entschließe dich, bald wird es zu spät seyn. Willst du unterzeichnen.“

„Ich muß — ich habe keine Wahl, ich unterwerfe mich deinen Bedingungen.“

„So unterzeichne dann,“ versetzte der Geist frohlockend.

Der Kontrakt und der blutige Griffel lag vor ihm auf den Boden. Ambrosio zauderte.

„Horch!“ schrie der Versucher, „sie kommen; — mach’ fort, unterzeichne, und ich führe dich davon.“

Und wirklich hörte man die Henker nahen, der Schall ihrer Tritte befestigte Ambrosios Entschluß.

„Was steht in dieser Schrift?“ sprach er.

„Daß du dich mir auf ewig ohne Bedingung ergibst.“

„Und was erhalte ich dagegen?“

„Meinen Schutz und die Befreyung aus dem Kerker, unterzeichne, und ich führe dich davon.“

Ambrosio nahm den Griffel und setzte ihn auf das Pergament, sein Muth verließ ihn wieder, Angst krämpfte sein Herz zusammen.

„Schwach und kindisch,“ rief der Geist wüthend, „fort mit dieser Tollheit, unterzeichne, oder ich opfere dich meinem Grimme.“

In diesem Augenblicke war der Riegel der äußern Thüre aufgeschoben, der Gefangene hörte das Rasseln der Ketten und die Henker über die Treppe herabkommen. Durch die nahe Gefahr bis zum Wahnsinne getrieben, von dem herandringenden Tode erbebend, erschreckt durch des Geistes Drohungen, sah Ambrosio kein anders Mittel dem Verderben zu entrinnen, als das, den noch verderblichen Kontrakt zu unterzeichnen. Schnell gab er ihn dem Geiste zurück, aus dessen Augen eine hämische Freude leuchtete.

„Nimm hin,“ sprach Ambrosio, „aber rette mich nun, hebe mich von hinnen.“

„Halt, übergibst du mir ganz deine Seele auf ewig.“

„Ja — ja!“

„Ohne Vorbehalt und Ausflucht.“

Jetzt drehte sich schon der Schlüssel in der

Kerkerthüre, und ein Schloß um das andere rollte weg.

„Dein bin ich ewig, unwiederruflich,“ schrie Ambrosio — „horch sie kommen, o rette, rette mich!“

Im Nu packte der Geist Ambrosion an einem Arme, spreizte seine breiten Schwingen, und schwang sich mit ihm in die Luft. Wie sie sich empor schwangen, that sich das Gewölbe auseinander, und schloß sich hinter ihnen wieder. Indessen stand der Kerkermeister im tiefsten Staunen über seinen verschwundenen Gefangenen, weder er, noch die Häscher waren zeitig genug gekommen, von jenem Auftritte Zeuge zu seyn; aber der Schwefeldampf, der das Gefängniß füllte, bewies ihnen hinreichend, wessen Beystand Ambrosion gerettet habe.



Zwanzigstes Kapitel.



Umbrosio durchschnitt mit seinem höllischen Gefährten die Luft schnell wie ein Pfeil, und befand sich in wenigen Minuten auf der steilsten Höhe des Wischohrad. Aus der Gewalt seiner Richter gerettet, war er doch bis jetzt noch unempfänglich für die Freuden der Freyheit. Schwer auf dem Herzen lag ihm das Pactum seiner Verdammniß, die Gegenstände, die ihn jetzt umgaben, zerrütteten noch mehr seine Einbildungskraft, der düstre Abgrund der Felsenwand, an der er stand, gähnte fürchterlich zu ihm empor, laut prausten die Wogen der Moldau von den weichenden Nebeln der Nacht noch mit dunkeln Blau überzogen, das schöne Prag, in dem er ehemahl eine so glänzende Rolle gespielt, und das er nun von sich gestoßen hatte, lag vor ihm

ausgebreitet, mit schauernden Blicken sah er darauf hin, sein Führer stand neben ihm, und sah ihn mit Lücke, Jubel und Verachtung an.

„Wo hast du mich hingebracht,“ sprach endlich Ambrosio mit hohler bebender Stimme, „was soll ich hier an diesem schrecklichen Orte? führe mich geschwind hinweg — und bringe mich zu Mathilden.“

Der Geist sah ihn immerfort an, ohne zu antworten. Ambrosio konnte seinen Blick nicht ertragen, und wandte seine Augen ab, während so der Geist sprach: „So hab' ich es denn in meiner Gewalt, dieß Muster der Enthaltbarkeit und strengen Tugend. Er ist mein, unwieder-ruflich, ewig mein. Ihr Bewohner der Hölle. Euch bringe ich ein köstliches Geschenk.“

Nun richtete er sich an Ambrosion.

„Dich zu Mathilden bringen?“ fuhr er fort, und wiederholte Ambrosios Worte. „Elen-der, bald wirst du bey ihr seyn, du hast deinen Platz neben ihr verdient, höre mich an, Ambrosio, der du dich über jede Versuchung erhaben, frey von menschlichen Gebrechen, von Irrthum und Laster glaubtest, dich hatte ich lange zu deinem Verderben ausersehen. Ich bewachte die Regungen deines Herzens, sah dich aus Eigen-dünkel tugendhaft, nicht aus Grundsatz, und ergriff den rechten Augenblick dich zu verführen.“

Ich geboth einem untergeordneten listigen Geiste, menschliche Form anzunehmen, das war deine Mathilde, deren Schmeicheleyen du dich so willig ergabst, du fielst so, wie ich es haben wollte, fielst selbst, da Rettung dir nahe war, den nur einen Minuten langen Widerstand hätte es noch bedurft, und du wärst gerettet gewesen; die Wachen, die du an deiner Kerkerthüre hörtest, kamen dir Gnade zu verkündigen. Aber schon hatte ich gesiegt, schon ward mirs gelungen, kaum konnt' ich so geschwind dir Verbrechen vorschlagen, als du sie ausübtest. Du bist mein, und aus meiner Gewalt kann dich nichts mehr befreyen, hoffe nicht durch Reue unsern Vertrag zu vernichten, hier ist deine blutige Unterschrift, du hast keinen Anspruch mehr auf Erbarmen, und nichts kann dir die Rechte wieder geben, die du so thöricht aufopfertest. Glaubst du, mir entgingen deine innersten Gedanken? nein, ich las sie alle, du meintest noch immer Raum zur Busse zu gewinnen. Ich sah deine List, und betrog den Betrieger. Ich brenne vor Begierde mein Recht auszuüben, und lebend verlassest du diesen Felsen nicht mehr.

Ambrosio stand gelähmt von Staunen und Entsetzen, die letzten Worte erweckten ihn.

„Diese Felsen nicht lebend verlassen!“ rief er: „Treuloser, was meinst du? hast du unsern Vertrag vergessen.“

Der Geist (mit hämischen Gelächter.) Un-
 fern Vertrag? Hab' ich ihn nicht erfüllt? Was
 versprach ich dir anders, als dich aus dem Ker-
 ker zu retten? Hab' ich das nicht gethan? Bist
 du nicht deinen Richtern entronnen? Thor du, mir
 zu trauen. Warum bedingst du dir nicht, Le-
 ben, Macht und Freuden? Dort hätte ich dir
 alles gewährt, hier kommen deine Betrachtungen
 zu spät, Verworfener, bereite dich zum Tode,
 wenig Augenblicke, und ich schleudere dich an
 den entgegengesetzten Felsen der Moldau.

Fürchterliche Gefühle ergriffen den Elenden,
 er sank auf seine Knie, und hob seine Hände ge-
 gen Himmel, der Böse las seine Absicht, und
 kam ihm zuvor.

„Was?“ schrie er, Wuth im Blicke, „so
 willst du mir entrinnen? nein, keine Hoffnung
 mehr — so ergreife ich meine Beute.“

Ausstreckte er die Hand, ihn zu fassen und
 in den Abgrund zu stürzen, aber schneller Don-
 ner erscholl, Rauch umwirbelte Ambrosion und
 den Satan, und aus diesen Nebel trat zwischen
 Beyden die blutende Jungfrau hervor. Der Geist
 bebte zurück, Ambrosio verhielt sich die Augen,
 denn ein blendender Glanz umfloß sie.

„Zurück, Elender!“ rief sie mit Blicken,
 die den Geist zu Boden zu drücken schienen, „noch

ist er nicht dein, noch darfst und kannst du ihm nicht jede Hoffnung rauben.

Der Geist. Hier, lies den Vertrag, wie kannst du mir meine Beute entreißen?

Die Jungfrau. Ich kann es, elender Betrieger, betrogen durch dein eigenes Werk. Du sagtest ihm nicht Leben, nicht Macht, nicht Freuden zu — aber Schutz und Rettung hast du ihm gelobt. Gerettet hast du ihn, aber auch geschützt — Verworfener, gib Antwort — hast du ihn auch geschützt.

Geist. Geschützt vor den Richtern?

Jungfrau. Gerettet — hast du ihn, den Schutz bist du ihm noch schuldig.

Geist. So will ich ihn leisten auf ein Jahr.

Jungfrau. Er bedarf dessen nicht — dein Betrug hat den Vertrag gebrochen, und vertilgt sey er auf immer. (Sie zerreißt die Rolle)

Geist. (wüthend) Mächte der Hölle, unterstützen mich in meinem Unternehmen.

Jungfrau. Sie sind mit Ohnmacht geschlagen, wenn der Ewige winkt — Bittere vor seiner Benennung — oder glaubst du, daß er so wenig wache über die gesunkenen Geschöpfe, daß du so leicht deine Macht üben kannst — Verführer —

Geist. Sind seine Verbrechen —

Jung.

Jungfrau. Nicht groß genug, ihn des Erbarmens würdig zu machen, wenn Reue seine Brust erfüllt — Er fühlte Reue, dein Blendwerk hat sie vernichtet — durch Darstellung der dringenden Gefahr — er hat nicht freywillig unterzeichnet, durch Drohungen und Schrecken hast du ihm diese That erpreßt, und sie kann nicht gültig seyn. Und welche Verbrechen beging er? Er brach seinen Entschluß der Enthalttsamkeit — der bey ihm kein Gelübde war, den er sich selbst auferlegte, nie beschworen hatte. Er entführte Johanne, von deinem Einhauchen verblindet, aber ihre Tugend raubte er ihr nicht —

Geist. Schon zückte er den Dolch.

Jungfrau. Durch deinen Diener ange-reizt, und wer hinderte diese That —

Geist. Also war doch der Wille dazu da.

Jungfrau. Verführender Kläger — wer ist strafbarer, der Verführer, oder der Verführte?

Geist. Er mordete Burkarden, dazu habe ich ihn nicht verleitet.

Jungfrau. Wohl, aber diese That be-ging er nicht mit Vorsatz: sich zu retten, wollte er Burkarden durch Drohungen erschrecken, und der unglückselige Mord gelang, dieser ist in seinem Sündenverzeichnisse die schwärzeste That, aber sie macht ihn deiner nicht würdig, er kann durch Jahrelange Reue sie abbüßen.

Blut. Gestalt.

U a

Geist. Ha! so kann jeder Mörder —

Jungfrau. O du bist schlau genug, um den vorsehlichen Mord von dem zufälligen unterscheiden zu können.

Geist. Und ich soll also vergebens gearbeitet haben — vergebens —

Jungfrau. Zeit zur Reue bedarf er — es ist mir gegönnet, mit dir Bedingungen einzugehn. Zwanzig Jahre sollst du ihm Raum gönnen; hat er in diesen zwanzig Jahren sich nicht gebessert, neue böse Thaten begonnen, dann soll dein Recht aufs neue gegründet seyn.

Geist. Zwanzig Jahre — eine lange Zeit — doch es sey — mein Triumph wird um so herrlicher dann ausfallen. Ich gehe die Bedingung ein, aber wahre Reue soll nur sein Verbrechen vertilgen können, nur wahre Reue kann den ewigen gerechten Richter versöhnen.

Jungfrau. Deine Gleißneren zielt auf eine böse Absicht, was willst du damit sagen.

Geist. Die Reue und Buße ist nur dann echt, so wie jede Tugend, wenn sie auch jeder neuen Gefahr muthig troßt. Ohne Verführung tugendhaft zu bleiben, ist keine Tugend — es sey mir also gegönnt, in der Zeit seiner Buße

meine Macht zu gebrauchen, ihn anzulocken, auf alle mögliche Art — ihn zu stören — —

Jungfrau. Auch dieß, doch dürfen deine Lockungen nur Lockung bleiben, nie darfst du Gewalt üben, nie ihm durch Gefahren zur Ergreifung böser Mittel zwingen. —

Geist. Nein, aber alle seine Leidenschaften will ich wecken, und es soll mir trefflich gelingen.

Jungfrau. Wir wollen den Kampf beginnen, ich muß gleiches Recht haben, du ihn zu verführen, ich ihn zu schützen, sei netwegen werde ich um zwanzig Jahre länger der Ruhe entbehren, dieß gewährte auf mein Flehen mir der Ewige, aus Mitleiden für ihn; laß uns also den Kampf beginnen — und sehn, wer Sieger seyn wird. So schützt der Erbarmer die Gefallenen vor der Macht des Verführers" — Sie breitete ihren Schleyer über den zitternden Ambrosio, und mit lautem Geheule, unter Donner und Blitz, stürzte der Geist in seine Abgründe hinab.



Sollte diese Erzählung Beyfall finden, sollte der Wunsch entstehen, auch zu hören, wie Ambrosio ferner bestand, so wird der Verfasser mit Vergnügen die Fortsetzung liefern, und sich Mühe geben, die zwanzigjährigen Begebenheiten Ambrosions, und die mannigfaltigen Kämpfe seines Verführers so interessant und angenehm als möglich zu schildern.

E n d e.



Hinweise

Signatur	39. 8° 9657	Stok	Bm
----------	-------------	------	----

RS

Bub

AK

Titelaufn.

AKB

FK

1 H. W. f

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-
vermerk

III/9:280 Jd-G 80/62

